Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit

I. Teil

Die untergehende heidnische Kultur

Von

Georg Grupp

Regensburg 1921
Druck und Verlag von Josef Habbel

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit

I. Teil

Die untergehende heidnische Kultur

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit

I. Teil

Die untergehende heidnische Kultur

Von

Georg Grupp

Zweite und dritte, wesentlich verbesserte
und vermehrte Auflage

Regensburg
Druck und Verlag von Josef Habbel
1921

Vorwort.

Die vor zwanzig Jahren erschienene erste Auflage ist schon seit vielen Jahren vergriffen. Ich konnte aber wegen meiner mittelalterlichen Studien zu keiner Neuauflage schreiten, da ich gerade den ersten Band nicht unverändert herausgeben, sondern vielmehr zur Freude meiner Jugend zurückkehren, mich in das lateinische Schrifttum aufs neue vertiefen und den Denkmälern des Altertums nachgehen wollte, wozu mir viele Reisen Gelegenheit boten. Mit besonderer Dankbarkeit, aber auch mit Wehmut denke ich an meinen Aufenthalt im Palazzo di Venezia 1912 als Gast des Botschafters Fürsten Johann von Schönburg-Hartenstein und seiner Gemahlin Sophie geb. Öttingen-Wallerstein, wo ich mich mit Ruhe und Genuß dem Studium des Altertums hingeben durfte, während zwanzig Jahre zuvor mir körperliche Leiden die Freude vergällten. Die unmittelbare Berührung mit dem Altertum in Bild- und Schriftwerken ist, wie ich denke, meinem Werke zugute kommen und hat ihm eine gewisse Frische, Wärme und Lebendigkeit gegeben, so daß ich sogar hoffen darf, auch die zu befriedigen, die im ersten Bande eine gewisse Kälte empfanden. Erst bei Christus, erklärten sie einstimmig, sei ich warm geworden. Sie übersahen aber eine Erklärung in der Vorrede, daß mir die christliche Kultur vor allem am Herzen läge und daß ich die absterbende heidnische Kultur nur als Hintergrund behandelt hätte. Trotzdem zog gerade der Hintergrund übel- und wohlwollende Leser am stärksten an; wenigstens hat er in der Literatur viel tiefere Spuren hinterlassen als der folgende Teil. So fanden kürzere oder längere Ausführungen Berücksichtigung in den Werken von Hans Rost über den Selbstmord, von Faßbender und Muckermann über den Kindersegen, von Bloch über das Sexualleben, von Felten in seiner neutestamentlichen Zeitgeschichte.

Auffallend wenig gewürdigt dagegen wurden die wirtschaftsgeschichtlichen Kapitel, auf die ich besondere Sorgfalt verwendete, abgesehen vom Abdruck größerer oder kleinerer Stellen im „Vorwärts“, in der „Sozialen Revue“ und in dem prächtigen Buche von Simon Weber:

„Evangelium und Arbeit". Sonst greift, wer über dieses Gebiet Aufklärung sucht, in der Regel zu einer bekannten „Sittengeschichte", neben der mein Werk wegen seiner Eigenart seinen Platz behaupten dürfte. Es hätte ebenso gut, ja noch viel eher den Titel „Sittengeschichte" verdient, da die einen dicken Band füllenden Kapitel Kunst und Literatur bei mir fehlen. Ich habe in erster Linie die sittlichen und sozialen Zustände ganz besonders des niederen Volkes ins Auge gefaßt und demgemäß auch die Abbildungen nicht aus dem Bereiche der höheren Kunst, sondern meist aus dem der niederen, der Grabmal- und Keramikkunst entlehnt. In den folgenden zwei Bänden nimmt allerdings die Religion einen breiten Raum ein.

Um Platz für neuen Stoff zu gewinnen, habe ich alles rein Technische, besonders aber die vielen Hinweise auf Spezialarbeiten streichen müssen, für die ich doch keinen Dank erntete. Die klassischen Zitate stimmen bis auf wenige Ausnahmen mit den neuen Ausgaben, obwohl ich die Zweibrückener Drucke bevorzugte. Nur bei Plinius dem Älteren ergaben sich stärkere Abweichungen, da ich hier die prächtige Ausgabe von Harduin 1741 nicht entbehren konnte, hinter der die neueren Drucke zurückstehen müssen.

Wegen des Maschinensatzes mußten oft Bilder zusammengestellt werden, die in der ersten Auflage besser verteilt waren. Die Preisangaben beziehen sich alle auf den Friedensstand unserer Währung.

Für ihre freundliche Teilnahme und Korrekturhilfe danke ich zum Schlusse meinen beiden Freunden Staatsrat G. v. Böhm und Hochschulrektor a. D. D. Leistle.

Maihingen, März 1921.

Dr. Grupp.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Die meisten Bilder sind sozusagen Gemeingut geworden und wiederholen sich in verschiedenen Werken. Viele Klischees stammen aus einem Katakombenwerk (San Callisto) des früheren Verlegers (z. B. 20 und 42). Den Denkmälern des Altertums von Baumeister sind entnommen: 4, 7, 14, 40, 41, der Kaisergeschichte von Duruy 3, 10—12, 16, 25, 27, 29, 30, 31, Garruccis Christlicher Kunstgeschichte 33, 34, Jordans Topographie 9, 10, Schultzes Christlicher Archäologie 5, 36, der Illustrierten Weltgeschichte von Widmann und Felten 2, 17, 38, 39, Weißers Bilderatlas 6, 13, 23, 26, 35, 36; viele dieser Bilder finden sich auch bei Blümner, Privataltertümer: 18, 19, 28, 32.

Einleitender Überblick.

Das Römerreich, das wir am besten unter allen Weltreichen kennen, umstrahlt ein unverblichener Glanz. Seine unvergänglichen Werke, die Schöpfungen des römischen Geistes, die römische Rechtsordnung, die Denkmäler römischer Größe fesseln noch nach zwei Jahrtausenden die Menschheit und nötigen ihr Bewunderung ab. Ruht doch unsere ganze Kultur auf römisch-christlicher Grundlage, die unverkennbar bleibt trotz der dazwischen liegenden Schichten einer reichen Entwicklung. Gerade die Entfernung trägt viel bei zur Verklärung der Vergangenheit.

Die blaue Ferne verschönert alles. Welch einen entzückenden Anblick gewährt eine alte Stadt auf beherrschender Höhe, ja schon ein altes Dorf, das sich an einen Abhang anschmiegt, betrachtet von einem entfernten Standpunkte aus! Mit gespannten Erwartungen betritt der Wanderer die Straßen und findet sich meistens enttäuscht. Einen je schöneren, feierlicheren Eindruck ein Gebäude von außen erweckt, desto mehr enttäuscht in der Regel das Innere. Das Alltagsleben sieht ganz anders aus als die festliche Stimmung der seltenen Tage, die die Geschichte festhält. Jeder macht diese Erfahrung, der sich nicht darauf beschränkt, die Höhenpunkte des Lebens festzuhalten. Wer das Römertum nur kennt aus den ehrfurchtgebietenden großartigen Bauten seiner Blütezeit unter den Juliern und Flaviern, aus dem Palatin, dem Forum, dem Kolosseum, fühlt sich wahrhaft beengt und niedergedrückt, wenn er sich einschließt in eine der kleinen Zellen von Pompeji oder in die Wachtürme des Limes. Diese Gelasse sind ein schreiender Widerspruch gegen die weiten Räume, großen Mauermassen, mächtigen Spannungen und luftigen Gewölbe, mit denen die Weltherrscher in ihren Prachtbauten prunkten. Wie eng begrenzt ist der Gesichtskreis der von den Satirikern verspotteten Gesellschaft, verglichen mit dem Weitblick und der Höhe eines Tacitus! Wieviel Moder und Fäulnis enthüllt sich uns hier! Die Verfallserscheinungen häufen sich immer mehr; nur dürfen uns nicht alle Zeichen der Auflösung beirren,

Das Leben schwebt immer zwischen Zerfall und Aufbau, zwischen Moder und Blüte. Aus dem Moder, aus den Ruinen selbst sproßt neues Leben hervor. So entstand zu Rom eine wahre Treibhausblüte mitten in den Greueln der Kaisertyrannen. Der überschäumende Reichtum, das Zusammenströmen der Schätze der Welt befruchtete Kunst und Dichtung und trotz der Blutmenschen auf dem Throne regten die Geister ihre Schwingen und schufen Werke, an denen die Jahrhunderte zehrten. Wer die Wahl hätte, würde doch eher diese Zeit sich zum Erleben wünschen als die vorausgehenden Jahrhunderte unaufhörlicher Kämpfe und blutiger Parteizwistigkeiten, die niemand seines Lebens froh werden ließen.

Der goldenen Ära, verherrlicht durch Vergil und Horaz, Properz und Catull, folgte alsbald eine silberne, aber immer noch glanzvolle Zeit, deren Zeugen Tacitus, Plinius und Juvenal sind. Nicht als ob sich der Mangel der Freiheit nicht fühlbar gemacht hätte! Die Geister konnten sich nicht mehr offen und natürlich ausdrücken und verfielen in ein geziertes, schwülstiges Wesen, in eine Manieriertheit, der in der Baukunst das Barock entspricht. Dafür erlebte das Griechentum eine Art Auferstehung. Auf die Philosophen Plutarch, Epiktet und Dio Chrysostomus folgte eine Reihe glänzender, geistvoller und gelehrter Schriftsteller. Die Gelehrsamkeit, die Philosophie und Rechtskunde erfreute sich eines steigenden Ansehens und brachte eine starke Umwälzung in der Welt- und Lebensanschauung hervor. Was Plutarch noch zu retten versucht hatte, löste der Spötter Lukian auf, und nicht minder spöttisch schrieben über die alte Religion die christlichen Apologeten. Die Richtungen der Geister streben immer mehr auseinander: da wirkten neben dem Sophisten Aristides, dem Rhetor Fronto tiefsinnige Neuplatoniker, ein Maximus und Ammonius, neben dem mystisch erotischen Apulejus steht der Anekdotenschreiber Gellius mit seinen attischen Nächten, neben den ernsten Historikern Appian und Dio Cassius der Arzt Galenus, der Reiseführer Pausanias und die naturkundigen Arrian und Oppian. Einen großen Einfluß übten die Juristen Gaius, Ulpian, Paulus, denen die Kirchenmänner Tertullian und Cyprian an die Seite zu stellen sind. So vermischten sich in der Kunst die verschiedensten Tendenzen und wurde die Romantik mit ihren malerischen Effekten, das Pathetische der Bau- und Bildkunst durchbrochen von einem starken Realismus, der sich namentlich in den überreichen Figurenreliefs an den Triumphsäulen aussprach. Aber trotz dieses Durcheinanders aller Richtungen, trotz aller fremden

Einflüsse, trotz der Widersprüche und Gegensätze des Lebens, trotz des Anstürmens der Barbaren hielt sich noch ein kernhaftes Römertum aufrecht und entfaltete viele militärische und politische Kraft und zwang auch Fremdes in seinen Bann. Die philosophischen Antonine und der Jurist Septimius Severus machen noch einen echt römischen Eindruck trotz der fremdartigen Bestandteile ihrer Bildung. Immerhin verlor die Stadt Rom ihr Übergewicht und mußten die Provinzen neues Blut und Lebenssäfte zuführen. Die Kaiser stammten fast alle aus den Provinzen, nachdem die Antonine mit Commodus ausgestorben waren. Unter den Severen und ihren ehrgeizigen Weibern, den Julien, unter Caracalla und dem orientalisch weichlichen Elagabal, dem Sohn der Julia Soemis, und ihren Nachfolgern drang das exotische Wesen immer stärker vor und lösten die auswärtigen Kulte die altrömische Art immer mehr auf, die noch in der Religion einen Halt gefunden hatte. Nun beherrschten Isis, Mithra und Christus die Geister und eröffneten die Mysterienreligionen neue Aussichten für die unglückliche Menschheit. Diese religiösen Bewegungen bilden den Hauptgegenstand des zweiten Bandes, der den Sondertitel: „Provinzkultur und Christentum“ trägt.

I.

Die Religion der Römer.

1. Allgemeine Züge.

Die Religion führt uns ins Herz eines Volkes und entschleiert seine Sinnesart; ihr gilt daher unsere erste Betrachtung. Die Römer waren ein tiefreligiöses Volk. Aus ihrer Gottes- oder Götterfurcht erklärte Polybius ihre Erfolge, und den Verfall des Reiches brachten andere Beobachter in Zusammenhang mit der Religionslosigkeit. Mit Schrecken sahen die Kaiser die verheerenden Wirkungen, die die orientalischen Kulte, die philosophische Aufklärung, die Zweifelsucht und der Spott hervorbrachten, und sie suchten durch Religionsgesetze, unter denen auch die Christen litten, dem Verfall des Reiches Einhalt zu tun.

Ursprünglich beruhte die ganze Staatsordnung, Familie und Sitte auf der Gottesfurcht, richtiger gesagt, auf einer düsteren Götterfurcht. Auf Schritt und Tritt glaubten die Römer von Göttern oder Genien umgeben zu sein, und ihre Zahl war Legion. Es waren mächtige schreckliche Wesen, die mehr Furcht erweckten als Vertrauen einflößten. Scheu und Sorge beherrschte den Römer wie den Etrusker, wenn er auch frei war von der knechtischen Angst seines Nachbarn mit seinen Blutopfern. Er scheute sich, den Göttern gerade ins Auge zu blicken, er verhüllte sein Haupt beim Gebete, er machte sich keine deutlichen Vorstellungen von ihnen, jedenfalls hielt er jeden Zug von ihnen ferne, der sie entehren konnte. Daher fehlte die ausgebildete Mythologie der Griechen mit den vielen sinnlichen Zügen. Die Phantasie war weniger entwickelt als der Verstand, und so schauten die Römer mehr auf den Nutzen, auf die Brauchbarkeit der Götter und behandelten die Religion als ein Geschäft. Einer ihrer Schriftsteller sagt bezeichnend, man müsse ebenso wissen, welcher Gott einem helfe, als

wo der Bäcker und Zimmermann wohne, wenn man ihrer bedürfe[1]. Die Römer schätzten also die Götter nur soweit, als sie Nutzen brachten, stellten sich auf den Standpunkt der Gegenseitigkeit. Als Rechtsvolk verlangten sie Leistung um Leistung und erfanden Sakralgesetze. Die Götter waren Gläubiger, die Menschen Schuldner, und die Frömmigkeit war nach Cicero die Gerechtigkeit gegen die Götter, war also frei von Gefühlen der Billigkeit, des Wohlwollens, der Schuld, Sühne und Befreiung[2]. Umsonst, sagt Polybius, gibt der Römer nicht das Geringste, und dasselbe setzte er auch bei den Göttern voraus[3]. Durch Gaben und Opfer suchte er sich wohl die Huld der Götter zu erwerben, oder er suchte durch sie die Zukunft zu erforschen; war sein Ziel erreicht, so bekümmerte er sich nicht weiter darum. Die Beziehung war eine ganz äußerliche; die Seele, die Empfindung fand keine Nahrung, keine Erbauung und Belehrung.

2. Göttergestalten.

In ihrem Grunde war die Religion Naturvergötterung[4] und Ahnenverehrung, und gerade die letztere Seite war bei den Römern besonders ausgebildet. Wie sie sich die großen Naturgewalten vorstellten, ist nicht klar erkennbar, weil sie sich frühe durch fremde Anregungen bestimmen ließen. Ihr oberster Gott war ein Sonnen-, Himmels-, Gewittergott, nämlich Jupiter[5], Diopater, Ziupater, mit dem sich Janus, der Gott des Anfanges, nahe berührte, und ihnen zur Seite standen Juna, Diana, Lucina, lauter lichte Göttinnen. Einen anderen Ursprung verrät Minerva, deren Namen an Mens Seele erinnert. Jupiter, Juno, Minerva bildelen die kapitolinische Dreiheit. Eine mehr männliche kriegerische Dreiheit waren Jupiter, Mars, Quirinus, im Grunde genommen Erscheinungen desselben Gottes. Jupiter, der höchste, beste, erschien in unendlicher Gestalt[6] und dazu gesellten sich noch viele Naturgötter.

Die Naturvergötterung war aber viel ärmer und dürftiger als bei den Griechen mit ihrer reichen Phantasie, die ganze Legenden, farbenprächtige Mythen mit allen Verwicklungen menschlicher Leidenschaften

[1] Aug. civ. d. 4, 22.
[2] De nat. deor. 1, 41.
[3] 32, 12.
[4] Arnob. adv. g. 3, 30.
[5] Ju = div, divus, deus.
[6] Tot sunt Jovis monstra quot nomina; Minut. 21; Aug. c. d. 7, 11.

erfanden. Die Römer blieben sklavisch an der Erscheinung haften und blieben lange im Fetischismus, Totemismus, Animismus stecken. Bei den Griechen schleuderte Zeus Blitze und ließ den Regen träufeln, bei den Römern war Blitz und Regen Jupiter selbst. Sie verehrten heilige Steine und schwuren bei Jupiter dem Steine, kannten heilige Tiere, besonders die Wölfin [1], die Schutzpatronin Roms, erblickten in Bäumen und Hainen, Quellen und Gewässern das Walten überirdischer Wesen. Hinter allem steckte in ihren Augen etwas Göttliches, hinter jedem Natur- und Menschengebilde. In jedem Grenzstein sahen sie den Gott Terminus, in jedem Herde Vesta, in jedem Torbogen Janus [2]. Jede Herde, jede Weide, jeder Wald und jedes Saatfeld stand unter der Obhut eines Genius. Gerade die Wald- und Weidegenien steckten tief im Volksbewußtsein: Faunus, Inuus, Silvanus, die Satyrn. Dazu kam ein Rinder-, Pferde-, Lämmer- und Bienengott [3] und für jede Arbeit auf dem Felde ein eigener Schirmer: ein Pflüger, Dünger, Säer, Egger und Reuter [4]. Außer den allgemeinen Fruchtgöttern, der Ops, dem Saturnus, Vertumnus, der Pomona [5] wurden eine Reihe kleinerer Götter angerufen, eine Göttin für die Frucht unter der Erde, für die aufsprießende Frucht, für die knotenbildenden Halme, für die Ährenknospe, für die aufgehende Ähre, für die Ährengranne, eine milchtreibende Göttin [6], ein Gott für das Mähen, für das Dreschen, für die Einfuhr und Bergung [7]. Da gab es eine Axtgöttin, einen Mörsergott, eine Kerzen-, eine Besengöttin [8].

Die Ehe beschützte zahllose Genien, vor allem der Genius, der Zeuger schlechthin, und Juno, Bona Dea, Venus und dann viele Sonderge-

[1] Daß Menschen sich in Wölfe verwandelten, wurde allgemein geglaubt. Wolfmenschen hießen Einsiedler, Wölfinnen herumstreichende Dirnen. Dem Jupiter war der Adler, der Juno die Gans, dem Mars der Specht heilig.

[2] So hatten die Apologeten leichtes Spiel, wenn sie im Anschluß an Cicero, Horaz und Seneca über die materia vilissima spotteten, woraus die Götzen gemacht seien; Just. 1, 9; Athenag. 26; Minut. 23, 12.

[3] Bubona, Epona, Pales, Flora.

[4] Stercutius, Sterquilinius, Vervactor, Reparator, Imporcitor, Insitor, Obarator, Occator, Sarritor, Subruncinator.

[5] Auch Venus war ursprünglich eine Gartengöttin.

[6] Sator, Seia, Segetia, Proserpina, Nodotus, Volutina, Patelana, Hostilina, Flora, Lactans, Lacturnus, Matuta, Runcina, Messia, Tutilina, Terensis, Picumnus, Pilumnus, Spiniensis, Robigus.

[7] Messor, Convector, Conditor, Promitor.

[8] Intercidona, Pilumnus, Candelifera, Deverra zunächst für Wöchnerinnen.

stalten ganz intimer Natur[1]. Die Alten betrachteten diese natürlichen Dinge mit naiver Unschuld. Nur war die Unschuld zur Kaiserzeit längst verflogen, wie u. a. ein in Stein eingehauenes Gedicht beweist: salve sancte pater Priape, fave alme, potens amice[2].

Ein wahres Göttergewimmel überrascht uns, das leicht einen lächerlichen Eindruck macht. Doch waren die kleinen Götter mehr verschiedene Erscheinungen, Ausstrahlungen einer einzigen unbekannten Gottheit, sozusagen Ideen, Wesensgebilde. So konnten sich abstrakte Begriffe zu Gestalten verdichten. Darin gingen die Römer viel weiter als die Griechen und erhoben Stimmungen und Tugenden, Taten, Gemeinschaftsformen zu Göttern und verehrten Genien der Billigkeit, Milde, Eintracht, Ehre, Treue, Hoffnung, des Erfolges, des Friedens, Sieges, Triumphes, der Scham und der Wollust[3].

3. Götterfeste.

Daß die Götter ursprünglich Naturgeister waren, zeigt die Festfeier, die sich dem Jahreslaufe anpaßte und den Gang der Volkswirtschaft widerspiegelt. Auf die älteste Stufe des Wirtschaftslebens, auf die Hirtenzeit, weisen die Luperkalien und die Palilien, etwas auch die Saturnalien hin, die alle eine große Ausgelassenheit entfesselten. Die Menschen versetzten sich gleichsam in den Naturzustand und gebärdeten sich wie Tiere. An den Saturnalien (um Weihnachten) tanzten sie nackt, die Freien vermummten sich als Sklaven und als Tiere, an den Luperkalien als Böcke. Die Herren bedienten die Sklaven und Sklaven befahlen den Herren und hielten ihnen Strafreden[4]. Tölpel wurden zu Königen erwählt und der alte Saturn selbst mit dem Königsmantel bekleidet. Diese Fastnachtskönige mußten Recht sprechen und wurden dann von den Umstehenden verhöhnt[5]. Einen solchen Saturnalienkönig nennt Seneca in einer Satire den schwachen Kaiser Claudius. Freunde und Bekannte machten sich gegenseitig eine Freude, schickten sich Geschenke, manchmal die lächerlich-

---

[1] Ferner Lucina, Anna Perenna, Flora.

[2] Buecheler, Carm. n. 1504, stimmt zu Petron. 21, 133. Priapea sind sonst nicht selten.

[3] Cic. de legg. 2, 8.

[4] Gemäß dieser Sitte läßt Julian in seinem „Gastmahl“ das er in den Olymp verlegt, die Kaiser Revue passieren, darunter auch Jesus auftreten.

[5] Lucian. Saturn. 4; Chronos 13.

sten Kleinigkeiten[1]. Die Urzeit mit ihrem Kommunismus, ihrer Gleichheit und ihren rohen Sitten stieg gleichsam vor ihren Augen auf. Als der Philosoph Seneca nach einem Schiffbruch mehrere Tage mit Feigen und Brot verlieb nehmen mußte, scherzte er, nun sei jeder Tag für ihn Neujahr[2].

Nachdem die Saturnalien das alte Jahr beschlossen hatten, ging das neue Jahr wieder mit Geschenken und Glückwünschen an. Denn alle Anfänge, zumal der Tag des Janus, war vorbedeutend[3], und danach richteten sich die Geschenke[4]. Süße Früchte sollten ein schönes Jahr, Silberfrüchte ein Silberjahr bedeuten. Die dann folgenden Carmentalien hatten die seelische und körperliche Fruchtbarkeit zum Inhalte und mit ihnen verband sich eine Ehrung der Juturna.

Den Februar eröffneten die Luperkalien, wo halbnackte Masken Frauen zur Segnung mit Riemen schlugen. Dann folgten reichliche Sühnungen[5]. Erhielt doch der Monat, der alte Jahresschluß, geradezu seinen Namen von den Sühnemitteln, februa. Menschen, Häuser und Felder bedurften der Reinigung von vielen Befleckungen durch Gespenster und Unrat. Den Gespenstern, Ahnengeistern waren die Feralien wie im Mai die Lemurien geweiht. Im März tanzten dem Mars zu Ehren die Salier ihren altertümlichen Marsch und wurden die Kriegspferde und Kriegswaffen gesegnet, ebenso im Oktober[6]. Zwischen hinein konnte sich immer wieder die Ausgelassenheit austoben, wie an den Luperkalien, so am Feste der Anna Perenna, wo das Volk Laubhütten bezog, viel Wein trank, sang und nach Herzenslust tanzte. Die Teilnehmer wünschten sich so viele Jahre, als sie Gläser tranken, und von diesem Wunsche (ut annare perennareque liceat) erhielt die Festgöttin ihren Namen. Der März, worin das Fest fiel, war früher Jahresanfang.

Im folgenden, im „Öffnungsmonat", wurden zu Ehren der Tellus und Ceres die Fordicidia und Cerialia, dann die Palilia und die Robigalia, endlich die Vinalia und Floralia gefeiert. An den Palilien, einem alten Hirtenfest, entzündeten die Bauern das Notfeuer,

---

[1] Stat. Silv. 1, 6; 4, 9; Mart. 4, 46; 7, 52.

[2] Ep. 87.

[3] Omina principiis inesse solent; Ov. fast. 1, 178.

[4] Strena, étrennes.

[5] Die Matralien, Vestalien, Carmentalien dienten dazu. Zur Stadtsühne dienten die amburbia, wohl zu unterscheiden von den ambarvalia.

[6] Equiria.

führten ihre Tiere hindurch, wie noch im Mittelalter am ersten Fastensonntag. Für den Landbau entsprachen ihnen die Ambarvalien am Ende Mai, ein Flurgang, Sühnegang, wobei die Arvalbrüder einen Tanz im Dreischritt aufführten und Opfertiere umtrieben und Gebete an Mars sprachen. „Uns Lasen helfet! Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars, laß einstürmen auf mehrere! Satt sei grauser Mars." Der Bauer betete: „Vater Mars, ich bitte dich, sei gnädig mir, meinem Hause, meiner Familie, wofür ich um Feld und Gut Suovetaurilien umtreibe. Laß dich durch das Opfer der Säugenden versöhnen[1]." Drei Tage füllten die Arvalbrüder mit Opfern, Umzügen, Kleidertausch und Mahlen auf Staatskosten aus[2] und gingen dann auseinander mit dem Wunsche feliciter. An den Robigalien wurde ein Tier an der Grenze der Feldmark gegen den Rostbrand geschlachtet und an den Cerealien Füchse oder Hunde mit brennenden Schwänzen gegen den Sonnenbrand in die Flur gehetzt.

In den Mai, in den Monat der Wachstums- und Blütengöttin, fielen die ausgelassenen Floralien. Da zu diesen einmal der alte Cato im Theater erschien, zögerten die Schauspieler lange mit dem lustigen Teil, den Nackttänzen, zu beginnen, bis er sich entfernt hatte[3].

Auf den Juni und Juli fielen minder wichtige Göttertage, Tage der Erinnerung[4] und Schauspiele, Aufzüge, ferner die Vestalien[5], die Feier des männlichen und weiblichen Glückes, der Carna, der Angelgöttin, die kleine Kinder vor Nachttruden schützt, der Volkslaren, der Semonen, der Mutterschaft[6]. Im übrigen ließ die heiße Zeit, wo sich die Sterbefälle häuften und die vornehme Welt das Land aufsuchte, keine rechte Festfreude aufkommen. Alle Gedanken drehten sich um den Schutz vor Krankheiten, vor strömendem Wasser, vor Hitze und Feuer und aus der Furcht heraus entstanden die Neptunalia, Consualia mit Pferderennen, die Opiconsiva, Volcanalia und

---

[1] Cato r. r. 141.

[2] Jeder Arvalbruder erhielt 100 Denare, jeder junge Gehilfe 25 Denare; Eph. ep. 8, 316.

[3] Lact. inst. 1, 20; Val. M. 2, 10, 8.

[4] Die poplifugia im Juli erinnert an eine Tat ähnlich der der Judith. Feinde forderten Weiber; statt ihrer zogen Sklavinnen aus, die jene trunken machten und dann den Römern überließen.

[5] An den Vestalien 9. Juni führten die Müller ihre Esel, behangen mit Kränzen und Broten, um. Prop. 4, 1, 21; Ovid fast. 6, 311.

[6] Matralia.

Vertumnalia. Eine freudige Unterbrechung brachte höchstens die Vinalia, ein Weinfest, das eigentliche Weinlesefest fiel auf Mitte Oktober. Den Trunk des ersten Mostes begleitete die Formel: „Ich trinke den alten und den neuen Wein und heile die alten und die neuen Krankheiten[1].“ Schon im September entfesselten die großen (patrizischen) Spiele die laute lärmende Lust: Männer, Jünglinge und Knaben tanzten wie Satyrn, die Senatoren fuhren auf und prunkten mit ihren Gespannen, die Götter selbst zogen in schön geschmückten Wagen dahin. Auf den November fiel das Gegenstück, die plebeischen Spiele.

Die Winteraussaat wurde durch eine dritte Reihe von Festen umschlossen. Dem Hauptfest, den erwähnten Saturnalien, gingen voraus die Consualia und folgten die Opalia, im Januar die Paganalia und Feriä Sementivä, ferner die Compitalia, ein Wegfest, das gauweise gefeiert wurde, endlich die Terminalia, das Grenzfest. Eigentümlich sind die Fornacalia zu Ehren der Ofengöttin um diese Zeit, der das Backen und Rösten des Speltmehles heilig war.

Vieh-, Flur-, Haussegen und dazwischen hinein viel Freude und Lust, das war Sinn und Zweck jeder Festfeier, dem Menschenwohl, nicht der Götterehre sollte sie dienen. Sie schloß daher keine weitere Verpflichtung ein wie die jüdischen und christlichen Feste. Dazu waren die Tage viel zu zahlreich; gehörten dazu doch auch die Calenden, Nonen und Iden[2]. Wohl verbot die Sitte sogar an kleineren Göttertagen, an Ferien die Arbeit, aber die Römer wußten allerlei Auswege, wechselten eigentlich nur die Arbeit, ließen liegen, was dem Tagesgott mißfiel, und wandten sich einer anderen Beschäftigung zu[3]. Es fiel ihnen nicht ein, wie die Juden sich an heiligen Tagen lieber abschlachten zu lassen als zu kämpfen, obwohl sie sich großer Frömmigkeit rühmten und in ihrem Sinn auch fromm waren.

---

[1] Von mederi kommt der Name meditrinalia.

[2] Die Iden bezeichnen Mittemonat, die Nonen den neunten Tag. Die Alten kannten nur drei Mondphasen. In ihrer Monatteilung standen die Römer in der Mitte zwischen dem semitischen Siebentag und der griechischen Dekade, sie hatten nundinae, Macrob. Sat. 1, 16, seit Septimius unsere Woche.

[3] Unter die Torheiten zählt es Cato, an Werktagen zu tun, was man an Ferien tun könne. An Ferien war es verboten, durch schneidendes Eisen zu verletzen und ein neues Werk zu beginnen, aber man durfte z. B. alte Gräben reinigen. Macrob. 1, 15, 21; scimus necessitati religionem cedere (vgl. Serv. G. 1, 276, 277).

4. Staatsreligion.

Eine heilige Scheu vor den Göttern der Jugend einzupflanzen, bemühte sich die häusliche Erziehung und lehrte in ihnen die sittlichen Mächte der Familie, der Gesellschaft, des Staates schätzen und ehren, und zwar nicht ohne Erfolg, wie der Grieche Polybius bezeugt [1]. Mit der Religion, meint er, hätten die Staatslenker die Menge, die von gesetzwidrigen Begierden und blinden Leidenschaften beherrscht würde, im Zaune gehalten und mit dem Schrecken gebändigt. Ein König, kein Dichter oder Prophet, schuf nach der Sage Religion und Kultus. Die Teilnahme am Kultus bedeutete soviel wie eine Teilnahme am Staate [2], so daß von derselben nicht nur Sklaven und Fremde, sondern lange auch die Plebejer ausgeschlossen blieben.

Jeder öffentlichen Handlung ging ein Opfer voraus, wie dem Kampfe, der vorzüglichsten Tätigkeit, der Selbstbehauptung des Staates, so dem Friedensschlusse, jeder Beratung, jedem Amtsantritt, jeder öffentlichen Begrüßung. So empfing einmal den Mäcenas und Horaz der Stadtvorstand mit einem rauchenden Opferbecken [3]. Priester weihten den Platz für Volks- und Gerichtsversammlungen, ja auch für Wohn- und Arbeitsräume. Heilig waren die Grenzen des Heerlagers, der Stadt und des Angers, bewacht von Grenzgöttern [4]. In öffentlicher Versammlung, vor dem Pontifex wurde die feierliche Ehe geschlossen, wurden Kinder adoptiert. Die Priester weihten Verbrecher den Göttern, beteiligten sich an Prozessen; waren die Pontifices doch zugleich Juristen. Das Priesterrecht ergänzte wie nachmals das kanonische Recht die weltliche Satzung. Doch entstand deshalb zwischen der Staatsgewalt und den Priestern kein Streit. Denn die Priester waren Beamte und ihre Diener Staatssklaven. Das Staatsinteresse ging immer voran. Der Staat überragte die Götter und dem Volksbedürfnisse mußte sich die Rücksicht auf die Götter unterordnen. Die Götter mußten die herrschende Gewalt stützen und diese Stütze verstanden die Adeligen und Kaiser wohl zu gebrauchen. Sie behielten, auch nachdem die Plebejer schon Rechte erstritten hatten,

---

[1] 6, 56.

[2] Als die Freigelassenen in Rom und im Reiche eine Macht wurden, gewährte ihnen der Kaiser Augustus einen öffentlichen Kultus und setzte das Kollegium der Augustalen ein, und diese wurden zugleich eine Art politische Vertretung. Vgl. Cic. de harusp. resp. 11, 12; Minut. Oct. 24.

[3] Hor. Sat. 1, 5, 36.

[4] Pomerium — Terminus. In Tempeln tagte der Senat.

noch lange die besten Priestertümer in ihrer Hand. Wenn ein volkstümlicher Beschluß gefaßt werden sollte, beriefen sich die Patrizier auf ungünstige Vorzeichen, konnten aber auf die Dauer staatliche Neuerungen nicht hindern. Denn das Volk legte den Vorzeichen keinen unbedingten Wert bei.

Als der Staat aus Gesundheitsrücksichten verbot, gestorbene Angehörige im Hause zu beerdigen, fügte sich alles widerspruchslos trotz der religiösen Scheu. Bei jeder Grenzziehung bat der Römer die Götter, die Grenze nicht verschieben zu lassen; trotzdem scheute er sich nicht, dieselbe immer weiter hinauszurücken. Keinen Baum und keinen Hain schützte der einwohnende Gott vor der Fällung und keine Götterweihe bewahrte das Eigentum vor der Einziehung. Zwar besaßen auch die Götter Rechtsfähigkeit, konnten erwerben, sich schenken lassen; aber die Gemeinde, der Staat behielt sich doch die Genehmigung und Oberentscheidung vor und besann sich keinen Augenblick, Götter zu exaugurieren, Tempel- und Priestergut einzuziehen[1].

Die Vergötterung des Staates mündete schließlich im Kaiserkultus, nur daß dieser zunächst nicht im Westen, sondern im Osten aufkam, wo die Herrscher von jeher göttlicher Ehren genossen. Trotz ihres Freiheitssinnes blieben auch die Griechen hinter den Orientalen nicht zurück und vergötterten Sieger im Kampfe und in Wettläufen. Sagte doch sogar Aristoteles, nur ein Gott könne König sein[2]; also mußte ein Kaiser Gott sein. Die Kaiser empfanden bald den großen Gewinn, den ihre Autorität und die Reichseinheit aus ihrem Kultus zog, und förderten ihn namentlich in den Ländern, die noch nicht romanisiert waren, in Spanien und Gallien, später auch in Afrika und Italien. Welch mächtiges Mittel der Einheit in ihm lag, das beweisen Schwurformeln: „Ich schwöre bei Jupiter dem Erlöser, dem erhabenen Kaiser und der heiligen Jungfrau Vaterland." Zuletzt wurde sogar der Genius des Kaisers Jupiter vorgesetzt.

5. Fremde Götter.

Jeder Götterkult wirkte gemeinschaftbildend, und umgekehrt, jede Gemeinschaft, jedes Volk verehrte eigene Götter als Vertreter ihrer Bestrebungen, Darstellungen ihres Wesens. Nun hatten diese Götter

[1] Tempelschätze dienten oft als Depositenräume. Ulp. 22, 6; Herodian 3, 13; Plin. ep. 7, 18; App. Mith. 22; Voigt, Rechtsg. II, 327; Karlowa, Rechtsg. I, 12.

[2] Sen. clem. 19.

vielfach gleiche Züge, gleiche Namen, galten aber doch nicht als die ganz gleichen. Verehrten Nachbarn einen Jupiter oder Mars, so hielten ihn die Einheimischen für eine andere Art ihres eigenen Gottes. Schon die Griechen hatten hier nach der Ähnlichkeit geurteilt und zum Beispiel die ägyptische Isis Demeter, den Osiris Dionysos, Apollo genannt. Bei den Römern ging die Verschmelzung viel leichter, da ihre Göttergestalten ohnehin unbestimmt waren. Nur durfte der einzelne keine Änderungen vornehmen, sondern es mußte von der Gesamtheit geschehen. Wenn das Volk eine fremde Stadt belagerte, so suchte es vor allem sich die Stadtgötter geneigt zu machen, es gewährte ihnen Aufnahme in den eigenen Götterkreis. Durch die Anerkennung, die es fremden Göttern gewährte, schien es auch ein Anrecht auf ihren Machtbereich zu gewinnen. Auf dem Kapitol sammelten sich die verschiedenen Götter der unterworfenen Völker, und es hieß daher der Tempel der Ratsaal aller Götter, das Haupt der Völker, die Reichsburg[1].

Diese duldsame Politik, von der die Folgezeit gründlich abwich, hat sich gut gelohnt. Die Römer meinten, gerade weil sie so fromm seien und die fremden Götter verehrten, haben sie die Weltherrschaft verdient. Besondere Götter, die noch einige Ähnlichkeit mit den römischen hatten, wie die indogermanischen, ließen sie gerne zu, vor allem die griechischen, von denen erst ihre nebelhaften Vorstellungen Form und Gestalt erhielten. Venus zum Beispiel ein ursprünglicher Gartengenius wie Priap verwandelte sich in die Aphrodite. Diese Verwandlung hing zusammen mit dem großen Kulturstrom von Osten, der das Römertum umgestaltete. Etwas schwerer ging es schon, sich mit den nordischen, den keltischen Göttern auseinander zu setzen. Das Druidentum wurde blutig unterdrückt. Ganz anders aber stand der Römer zu den ägyptischen, semitischen und asiatischen Göttern, die ihn ganz fremdartig anmuteten und mit superstitiösem Staunen erfüllten. Aber gerade das Fremdartige reizte und bald hatten Isis, Attis und Mithras ihre Verehrer.

Die fremden Einflüsse wirkten in verschiedener Richtung, wohltätig und schädlich, teils erweiternd und vervielfältigend, teils vertiefend und aufwühlend, schließlich aber doch mehr lockernd, spaltend, zersetzend als beruhigend. Der ursprünglich einfache bild- und formarme Kult wurde schon frühe durch reichere Gebilde und Gebärden

---

[1] Tertull. spect. 12, apol. 6; Lact. inst. 1, 11, 49; Minut. Oct. 6, 3.

verdrängt. Die Götterbilder wurden immer zahlreicher und wurden mit schönen Tempeln und Gaben beglückt, mit Weihungen, Supplikationen und Prozessionen geehrt. Die römische Selbstsucht und Härte, die berechnende Art, Gabe um Gabe, Leistung um Leistung zu verlangen, wurde gemildert, das Gemüt wurde sanfter und weicher, aber auch wollüstiger. Die alte Einfalt ging verloren und der Zweifel nagte an den Herzen, noch verschärft durch Priestertrug und Tempelraub[1].

6. Priester.

Die fremden Kulte übten schon dadurch eine gewisse Anziehung aus, daß ihre Priester eine Art Seelsorge entfalteten. Das römische Priestertum wußte nichts davon, seine Tätigkeit war rein äußerlich, was schon die Namen sagten. Sie hießen sich nämlich Brückenbauer (Pontifices), Feueranblaser (Flamines), Vogelschauer (Augurn), Springer (Salier). Ihre Hauptanliegen waren die schönen Einnahmen. Da die einträglichen ehrenvollen Ämter einen lebenslänglichen Genuß gewährten und keine großen Anforderungen stellten, waren sie sehr begehrt. Noch der junge Plinius machte Anstrengungen, sich den Besitz mehrerer Priestertümer zu sichern[2]. Von einem Zeitgenossen, einem Fabier, sagte Seneca: diesem Manne, dessen Kuß selbst Unreine mieden, haben nur die Taten uralter Ahnen mehrere Priestertümer verschafft[3]. Von solchen Pfründen blieben die niedern Stände ausgeschlossen, die einen Ersatz in Vereinen und fremden Götterkulten fanden. Wohl schlossen sich auch die römischen Priester in Vereinen zusammen, traten aber nicht als geschlossener Stand auf und die Vereine hatten mehr den Zweck, die jungen Genossen einzuüben und die Geselligkeit zu pflegen als ihre Rechte nach außen zu vertreten. Als Staatsdiener hatten sie viele Sklaven und Jungen zur Bedienung, Liktoren, Herolde, Hühnerwarte, Schlächter, Flöten- und Saitenspieler und Edelknaben (Camilli).

Die Oberaufsicht über die ganze Religion übten die Pontifices aus. Sie überwachten die Opfer, die Götterfeiern und Feste, ordneten die Festkalender, urteilten über die Prodigien, die Götterzeichen, ordneten Sühnungen an, schufen Blitzgräber oder Blitzbrunnen

---

[1] Juv. 13, 71 ff.
[2] Ep. 4, 8; 10, 8.
[3] Ben. 4, 30.

und weihten Heiligtümer unter Formeln, die noch in christlicher Zeit nachklingen [1]. Auf ihrem Kopfe trugen sie einen Kegelhut und führten als Abzeichen eine Schöpfkelle, ein Opfermesser [2], ein Beil und einen Lorbeerzweig als Weihwedel. Nicht viel hinter ihnen zurück standen die fünfzehn Flamines, die einzelne Götter, Jupiter, Mars und Quirinus bedienten. Sie durften nicht schwören, keinen Ring tragen, nicht reiten, unter freiem Himmel nicht baden, damit Jupiter sie nicht sähe, mußten den Anblick Bewaffneter, Gefesselter, zur Geißelung Geführter, Feiertagsarbeiter vermeiden, sollten keinen Hund, keine Ziege, kein rohes Fleisch, keinen Sauerteig, keine Bohnen anrühren; denn all diese Dinge hätten sie verunreinigt. Ihre Haare mußten pyramidenartig geformt [3], mit einer purpurfarbigen, wollenen Binde durchflochten und mit einem dunkelroten oder blauen Schleiertuch bedeckt sein, das edle Jungfrauen aus roter Wolle gewoben hatten. Kein Sklave durfte ihre Haare beschneiden, und die geschnittenen Haare und Nägel mußten unter Fruchtbäumen begraben werden.

Auf die Flamines folgten die Augurn, die der Krummstab und das Staatskleid (Trabea) kennzeichnete und die nahe verwandten Haruspices etrurischer Herkunft. Ihr Beruf war die Beobachtung der Himmelszeichen und die Eingeweideschau. Kriegerische Tänzer waren die Salier mit Spitzhüten, Schwertern, Spießen und heiligen Schilden, die sie bei ihren Umzügen mit ehernen Stäbchen schlugen. Umzüge wie sie veranstalteten, wie wir oben hörten, auch die Arvalbrüder und Luperken. Den Verkehr mit fremden Völkern vermittelten die Fetialen, sie schlossen Verträge und kündigten Kriege an [4].

Gegenüber den Priestern traten die Priesterinnen an Zahl und Bedeutung zurück. Um so mehr aber ragten die Vestalinnen hervor, die eine notwendige Ergänzung zu den Dienerinnen der Bona Dea

---

[1] So die decussis mit dem Alphabet der Feldmesser.

[2] Apex, simpulum, secespita.

[3] Tutulus.

[4] Zu nennen wären noch die quindecemviri sacris faciundis und die jüngeren septemviri epulones, ferner die curiones, Titii, endlich die sodales Augustales. Auf verschiedene Priestertümer weisen die Insignien der Kaisermünzen hin, das Schöpfgefäß auf das Pontifikat, der Krummstab auf das Augurat, der Dreifuß auf das Quindecimvirat, die Opferschale auf das Septemvirat. Gemischte Zeichen waren secespita, apex, urceus. Der Tierschädel bucranium wurde schon auf das Augustulat bezogen, aber mit Unrecht.

bildeten. Sie hatten das heilige, nie erlöschende Herdfeuer und die Kleinodien der Stadt zu erhalten und die Reinheit des häuslichen Herdes darzustellen und zu wahren. Nicht die jungfräuliche Reinheit mußten sie bewahren, sondern die der Hausfrauen, deren Kleider und Haarbinden sie trugen, als die verehrten Hausmütter Roms. Ihr Haus zeigte Rundform: um das gemeinsame Atrium lagen sechs Schlafsäle, nach außen durch Bauten und Höfe abgeschlossen[1]. Abgesehen von ihrer Ehelosigkeit waren sie in ihrem Leben und Treiben frei und hoch geehrt. Wenn die Vestalinnen ausgingen, zogen Liktoren vor ihnen her; meist aber ließen sie sich in einer Sänfte tragen und von Dienerinnen geleiten. Jeder Begegnende wich einer Vestalin aus, selbst die Beamten ließen ihre Rutenbündel vor ihr sinken; der Verbrecher, den sie erblickte, wurde frei; auf ihrer Beleidigung stand die Todesstrafe und bei öffentlichen Spielen hatte sie einen Ehrensitz. Sie durfte allen Schauspielen anwohnen, ihre Verwandten und Bekannte frei besuchen und Besuche empfangen, nur nachts sollten Männer fern bleiben. Nach dreißigjährigem Dienste konnte sie austreten und heiraten, aber schon vorher sich exaugurieren lassen. Freilich die Götter, glaubte man, zürnen einer solchen Jungfrau und auf ihrem Leben ruhe kein Glück. Eine schreckliche Strafe erwartete untreue Vestalinnen. Sie wurden, nachdem der Pontifex sie gerichtet hatte, ihrer Abzeichen beraubt und auf einer Bahre zur unterirdischen Grabzelle getragen, wo sie auf einem Lager, ewas Brot, Wasser, Milch und Öl neben sich, den Tod erwarten mußten. Ihre Verführer wurden zu Tode gesteinigt[2]. Diese Strafe verhängte einmal Domitian über einen Ritter und die Obervestalin Camelia aus reinem Mutwillen und aus Eitelkeit, um von sich reden zu machen. Als Oberpriester versammelte er seine Kollegen auf seiner albanischen Villa und sprach ein Urteil, ohne die Jungfrau zu hören. Umsonst erinnerte diese daran, ihr Opfer hätte ihm Sieg und Triumph gebracht. Als man sie in die Gruft hinabließ, blieb ihr Gewand hängen. Nun wollte der Henker ihr die Hand reichen, sie aber stieß dieselbe zurück „mit einer Sittsamkeit, die nichts übrig ließ, um nur im letzten Augenblick einer Entweihung ihres ganz unbefleckten Körpers auszuweichen," wie Plinius bemerkt[3].

---

[1] Jordan, Tempel der Vesta 1886.
[2] Dio 67, 3; 77, 16; Dionys. 2, 67.
[3] Ep. 4, 11.

7. Der Götterdienst.

Die Götter waren nicht leicht zu befriedigen. Ihr Dienst war eine recht ernste Sache, der sich nur wenige entzogen, auch nachdem sich in der Kaiserzeit Zweifel und Unglaube verbreitet hatte. Wer das nicht tat, der galt als Atheist und war als solcher verfemt und verfolgt. Sonst weihte jeder den Göttern seinen Dienst, verehrte ihre Bilder, machte Gelübde, brachte ihnen Opfer und war ängstlich besorgt, daß er keine Götter übersah[1]. Daher erklärt sich ihre übergroße Zahl. Jede wichtige, ja auch unwichtige Handlungen standen unter ihrer Obhut, und es gab wenige Schmuckstüke, die nicht an sie erinnerten. Selbst der Ornamentik wohnten religiöse Hinweise inne, so dem viel verwendeten Eichblatt und der Eichel, die an Stelle griechischer Blumenformen traten.

Kaum ein Ort entbehrte der Heiligtümer. Höhen und Niederungen, Quellen und Flüsse schmückten Bildsäulen, Altäre, Tempel und Tempelchen. Jeder Wanderer grüßte die Ortsgenien. Reisende und Soldaten, die besonders devot oder abergläubisch waren, haben noch in späterer Zeit kleine Tempelchen, Altärchen, Götterchen mit sich herumgetragen[2]. Von alter Zeit her, wo es noch keine Tempel und Götterbilder gab, haftete der Begriff des Heiligtums an einem bestimmten Ort, einem Haine, einer Quelle, auch wenn nichts darauf, darin, dabei stand. Für ihre Heiligtümer bevorzugten die Römer wie für ihre Niederlassungen die Viereckform, obwohl die Weltkugel die Rundform empfahl; aber das Quadrat entsprach mehr ihrem energischen kräftigen Sinne[3]. Große Tempel im Sinne der christlichen Kirchen, die Gemeinden und Volksversammlungen in sich aufnahmen, kannten sie nicht. Die Tempel waren Wohnungen der Götter, deren Bilder sie nicht bloß vorstellten, sondern auch vergegenwärtigten.

Die Götter bedurften der Wohnung, der Körperpflege, der Lager[4] und Nahrung wie gewöhnliche Menschen. Ja sie erschienen sogar als bedürftige, nicht als glückliche über jede Notdurft erhabene Wesen,

---

[1] Arnob. 7, 32; Ruinart acta 281.

[2] Apul. florid. 1; Luc. Alex. 30.

[3] Wegen ihrer Verwendung für einfache geometrische Figuren, für Drei- und Viereck wurde die Drei- und Vierzahl heilig gehalten, drei waren die Hauptgötter, bei drei Göttern schwur man; der Dreiweg war ein Zauberweg. Wegen der Verbindung von der drei und vier war die Siebenzahl, ferner $3 \times 3 = 9$ und $3 \times 4 = 12$, eine symbolische Zahl.

[4] Kissen, pulvini, lectisternia.

eher als verkleinerte denn als verklärte Menschen. Sie waren allen Leidenschaften unterworfen, lecker, putz- und ehrsüchtig, auf Ehrenbezeigungen versessen. Vor einem Oberen schlug der Niedere den Blick nieder, die Diener und Soldaten senkten die Rutenbündel und Feldzeichen. Danach richtete sich auch der Beter. Er beugte den Körper, senkte die Hände, kreuzte die Arme über der Brust, ja in der höchsten Steigerung verhüllte er sein Haupt. Je nachdem aber verhüllte er es offensichtlich, hob die Hände gegen den Himmel oder richtete den Blick gegen einen berühmten Tempel. Der Opfernde streckte mit der rechten Hand die Schale empor und erhob die linke flehend dem Gotte entgegen [1]. Wem sein Anliegen und seine Andacht besonders tief zu Herzen ging, drehte den ganzen Körper nach rechts herum wie im heiligen Tanze, während bei den Kelten und ursprünglich auch bei den Römern die Linkswendung üblich war; denn auch bei ihnen galten noch lange die linkshändigen Vorzeichen für glückverheißend [2]. Die Wendung erklärt sich daraus, daß die Götterbilder dem Sonnenaufgang entgegenschauten, wohin sich auch der Betende kehrte. Wenn die Christen dem Teufel abschwuren, spuckten sie nach Westen gleichsam den Götzen ins Gesicht und drehten sich dann ebenfalls der Sonne zu, die auch für sie ein Bild des lebendigen Gottes und Christi war [3]. Nach dem heiligen Tanz setzten sich die Heiden zur Sammlung ruhig nieder. Den Orientalen machten die Römer die Körperbeugung und Niederwerfung nach, und die Frauen rieben im Überschwang ihrer Gefühle die Steinplatten mit ihren Haaren ab [4]. Am Putzen, Waschen, Salben, Baden, schöner Gewandung hatten die Götter so gut eine Freude wie die Menschen [5]. Daher stellten sich ihre Verehrerinnen wenigstens so, als wollten sie ihnen diese Wohltat erweisen und machten Handbewegungen, als kräuselten sie ihre Haare und hielten ihnen Spiegel und Striegel vor. Einer reichen Kleiderkammer entnahmen die Priester Röcke, Schleppmäntel, Leibgurten, Handschuhe,

---

[1] Verg. Aen. 3, 176; 4, 205; Hor. carm. 3, 23. Das Händefalten und Armekreuzen kommt erst in christlicher Zeit vor; das Händefalten hatte sogar eine böse Bedeutung; Plin. 28, 17. Eine ägyptische Sitte war es, die Arme hinter den Rücken zu drehen; in byzantinischer Zeit findet sie sich auch in kirchlichen Kreisen; Evag. h. e. 5, 18, 3 (Sittl, Gebärden 171, 175).

[2] Plin. 28, 5; Plut. Num. 14; vgl. Kultur d. a. Kelten 169.

[3] Amb. de myst. 2, 7; Dölger, Sonne der Gerechtigkeit 38.

[4] Lucan. 2, 30; Stat. silv. 5, 1, 163.

[5] Sen. ep. 95; Hier. hom. 7 in Ezech.; Aug. civ. d. 6, 10.

Masken aller Art, sie immer frisch herauszuputzen[1]. Richter und Redner, Mimen und Schauspieler suchten sie mit ihren Vorträgen zu erheitern. Den höchsten Grad des Flehens und Andrängens erstieg die Umarmung und Liebkosungen, die auf die Knie, auf die Füße, auf die Tempelschwellen und Tempeltore verschwendet wurden[2]. Zu den Bewegungen gesellte sich als ergänzende, erklärende Form das Sprechen, das Wiederholen von Bitten, die ins Ohr geflüstert, und von Formeln, die feierlich mit pünktlicher Sorgfalt vorgetragen wurden. Als geborene Zeremonienmeister schätzten die Römer Formeln, Zurufe, Wünsche hoch und achteten peinlich auf jede Kleinigkeit, wie in der Sitte, so in der Religion, so im Rechte. Mit Heilrufen begleiteten sie jede Handlung, mit Glückwünschen begrüßten sie Nieser, Trinker, Begegnende, Badende, Gäste. Selbst Cäsar pflegte, so oft er in den Wagen stieg, eine Formel zur Abwendung von Gefahren dreimal herzusagen[3].

Auch bei den Opfern war die Form so wichtig wie die Materie. Sorgfältig wurden die Tiere nach der Beschaffenheit geprüft, mit Wasser, Salzmehl besprengt, die Stirnhaare abgeschnitten und ins Feuer geworfen und dabei alles genau beobachtet: wenn die Tiere zitterten oder wenn der Rauch aus dem verbrannten Stirnhaar nicht günstig schien, unterblieb das Opfer. Die Eingeweide des geschlachteten Tieres wurden nach ihrer Bedeutung erforscht, im günstigen Fall mit Wein, Mehl und Weihrauch besprengt und auf dem Altare verbrannt. Manchmal mußte ein Opfer dreißigmal wiederholt werden, weil immer etwas fehlte. Jede Kleinigkeit konnte stören, und jedes ausgelassene Wort, das Verstummen des Flötenspielers machte die Handlung ungültig. Jedem Gott waren besondere Tiere heilig, dem Jupiter Rinder, dem Apollo Stiere, dem Mars Pferde, Hähne, Esel, der Juno eine weiße Kuh, der Minerva ein Kalb, den Feldgöttern Schweine und Schafe; diese wurden zu Tausenden geschlachtet. Schwein, Schaf und Stier, verbunden zu den sogenannten Suovetaurilien, dienten zur Sühnung. Für die Hekatomben wurden Erdschollen und Rasen in langen Reihen zu Altären aufgeschichtet[4]. Die Götter hielt der Heide für ebenso unersättlich wie lecker, und für ihren Gaumen sorgte eine eigene Kochkunst und eine eigene Schlächterwissen-

---

[1] Luc. Jup. trag. 41.

[2] V. Maxim. jun. 2. Opferbilder zeigen viele nackte Gestalten.

[3] Plin. 28, 4, 2; Minut. Oct. 35.

[4] V. Maximi et Balb. 11.

schaft. Zahllose Speisen, sagt ein christlicher Schriftsteller, sinne man für sie aus, setze ihnen bald Gebratenes, bald Bluttriefendes, bald halb Gekochtes und fast Rohes vor, lasse sie sich besonders an Würsten und Kuchen, aus verschiedenen Bestandteilen gemischt, fröhlich erlaben[1]. Wie bei den menschlichen Mahlen dienten bei den Opfern schöne Knaben[2] und hatten über die linke Schulter ein Handtuch[3] hängen, woraus der christliche Manipel hervorging.

Die unblutigen Speisen wurden den Göttern in ihren Tempeln vorgesetzt, blutige vor den Tempeln auf Opfersteinen verbrannt, in der Regel aber nur die Eingeweide, der Sitz des Lebens, das übrige aber zur Nahrung verwandt — dem Geiz der Römer widerstrebten



Opferzug vom Wechslerbogen auf dem Ochsenmarkt. Den mit einer Binde (fascia, vitta) geschmückten Opferstier begleiten zwei bekränzte Diener (victimarii, popae) in kurzem Leibrock (limus). Voraus gehen zwei gefangene behoste Barbaren in Tunika und Sagum.

die Holokausten. So kam viel Opferfleisch auf den Markt, und die Juden und die Christen gerieten dadurch in Verlegenheit. Der Apostel Paulus billigt zwar keine Leichtfertigkeit, beruhigt aber auch die Ängstlichen und meint, um des Ärgernisses willen sollen auch die Weisen darauf verzichten.

Bei besonderen Anlässen wurden die Götterbilder zu öffentlichen Speisungen getragen, auf Pfühle gebettet, in Umzügen herumgeführt. Bei anhaltender Trockenheit zogen die Frauen nach Petronius mit aufgelösten Haaren und nackten Füßen „reinen Herzens den Hügel hinauf und beteten zu Jupiter um Wasser und gleich goß es mit Kan-

[1] Arnob. 7, 21, 24; Varro 2, 8; Döllinger, Heidentum u. Judentum 535.
[2] Camilli — delicati.
[3] Mantele, linteum villosum, fimbriatum.

nen wie nie und alle kamen pudelnaß nach Hause." Konnte man in einer Gefahr einen Gott nicht sogleich befriedigen oder durch Gaben verlocken, so machte man Gelübde, versprach ihm herrliche Opfergaben, schöne Tempel und entschloß sich in der Not auch zu Menschenopfern, d. h. zur Hingabe der schönsten, besten Gabe, die aufzubringen war. Nun haben die Römer wohl schon frühe die Menschenopfer in ihrer allzu rohen Form und ungehemmten Anwendung abgeschafft, und sie rühmten sich ihrer Humanität[1]. Aber gewisse Reste oder wenigstens Erinnerungen erhielten sich noch lange. Die Fechterspiele, die aus religiösen Feiern, vermutlich aus Totenfeiern hervorgingen, waren nichts anderes als Menschenschlächtereien. Die Hinrichtung von Gefangenen vollzog sich unter religiösen Gebräuchen und vermutlich auch die Aussetzung von kleinen Kindern[2]. Diese dauerte noch immer fort, nachdem die Aussetzung und Tötung alter Männer und Frauen schon längst aufgehört hatte. An alte Sitten erinnerten noch lange die Binsenpuppen, Argeer, Griechen d. h. überhaupt Feinde genannt, die in die Tiber geworfen[3], und Wollenpuppen, Oscillen, die an Haustüren und Kreuzwegen gegen die blutdürstigen Manen aufgehängt wurden, damit sie lebende Familienglieder schonen möchten. Bei dem Opfer der Luperken wurden zwei Jünglinge vorgeführt und deren Stirne mit einem Messer berührt, das von dem Blute geschlachteter Hunde und Böcke troff, zur Erinnerung an eine ursprüngliche Schlachtung[4]. Auf Grund eines Orakelspruches ließ Domitian einen Griechen und eine Griechin, einen Gallier und eine Gallierin lebendig eingraben[5]. Mit manchen Provinzfesten verknüpfte sich regelmäßig ein Ritualmord, in der späteren Kaiserzeit sogar sehr häufig, was mit orientalischem Einflusse zusammenzuhängen scheint[6]. Wenn

[1] Plin. 30, 3; Paul. sent. rec. 5, 23. Ein alter Spruch heißt: Sexagenarii de ponte; dagegen rühmt Plutarch (Romul. 22), daß Vatermord strenge verurteilt wurde. Depontani senes appellabantur, qui sexagenarii in Tiberim dejiciebantur (Festus).

[2] Beispiele bei Dio 43, 24; 48, 14; Val. Max. 2, 4, 7; App. b. c. 1, 117; Flor. 3, 20; Oros. 4, 13; 5, 24; Suet. Oct. 15; Cal. 27. An die Tat des Ritters M. Curtius muß ebenfalls erinnert werden.

[3] Argei hießen die Feinde wie Troes die Römer.

[4] In Griechenland vertrat die Geißelung, besonders von Knaben und Frauen, das alte Opfer (Paus. 3, 16; 8, 23); ebenso ist an die Kastrierung zu denken. Ein solcher „Transformismus" kehrt häufig wieder.

[5] Plut. quaest. rom. 83.

[6] Tert. ap. 9; Porphyr. abst. carnis 2, 56; Eus. praep. ev. 4, 16; Lact. div. inst. 1, 21; Just. 2, 12.

die Provinzheere Saturnalien feierten, wählten sie nach alter Sitte einen Saturnalienkönig, dem sie alle Vergnügungen gestatteten. Nun kam es wohl vor, daß sie ihn, wie aus Märtyrerakten hervorgeht [1], nach Ablauf der dreißigtägigen Festzeit schlachteten nach dem Beispiel der orientalischen Sakäen. Eine solche Posse sollen die römischen Soldaten mit Christus gespielt haben, obwohl damals Osterzeit, nicht Weihnachtszeit war. Jedenfalls hielten die Alten das Blut Unschuldiger, das Blut kleiner Kinder für besonders heil- und zauberkräftig und lasen in ihren Eingeweiden die Zukunft. Heliogabal wählte die Kinder vornehmer Familien dazu, ebenso Valerian. Maxentius ließ sogar den Leib Schwangerer aufschneiden zu ähnlichen Zwecken; zuletzt noch kamen unter Julian solche Scheußlichkeiten vor [2]. Den ärgsten Grausamkeiten wehrte das Gesetz nicht; schon Horaz beschreibt die Beschwörungen einer berüchtigten Zauberin, wie sie sogar einen vornehmen Knaben bis ans Kinn eingrub, ihn durch Hunger tötete und aus seinem Mark und seiner Leber einen Liebestrank bereitete [3].

Menschenopfer lassen sich nicht entschuldigen, wohl aber erklären aus dem tiefen Schuldbewußtsein der Menschheit, aus einer Art verzweifelter Sorge, sozusagen aus einer Art seelischen Krampfes, der die Herzen zusammenschnürte. Aus der unstillbaren Sehnsucht nach Sühnung quoll die Selbsthingabe, Kasteiung, Selbstquälung, Selbstverstümmlung. Die Formen, in denen sich dieses Bedürfnis äußerte, blieben freilich oft äußerlich. Innere Reinheit war nicht gerade notwendig. Aber schon der Gedanke war wertvoll. Zeitweise mußten sich die Priester und Priesterinnen vom Fleisch, Wein und Geschlechtsgenusse enthalten. „Den Himmlischen gefällt das Reine," lautet ein Spruch, casta placent superis; „rein soll man vor die Götter treten [4]." Die Biene, die Flamme wurde als Symbol der Keuschheit verehrt [5]. Sie zu erreichen, schreckten manche nicht vor Verstümmlungen zurück, und manche Gebräuche erinnerten an die Selbstzerfleischung der orien-

---

[1] Nämlich das martyr. Dasii, anal. Boll. 20. Nov. 16, 11.

[2] Lampr. Hel. 8; Eus. h. e. 7, 10; 8, 14; Soc. 3, 13; Ammian 29, 2; 21, 1; Cedrenus 107.

[3] Epod. 5.

[4] Tibull. 2, 1, 13; Mart. 8 pr.; Cic. de leg. 2, 8. Nach Celsus hatte die Reinheit einen tieferen Sinn, Orig. c. C. 3, 58.

[5] Platanus caelebs evincit ulmos, Hor. c. 2, 15; Müller, Keuschheitsideen S. 32.

talischen Priester[1]. Die Diener der Kriegsgöttin, die Bellonarii, brachten sich bei ihren Umzügen mit Doppelbeilen an Armen und Lenden Wunden bei. Ist es bei diesen noch zweifelhaft, ob nicht orientalische Beispiele sie ansteckten, so liegt ein solcher Einfluß offen bei den Theoleptikern, „Fanatikern“ und Besessenen. Im Zustand des Unbewußten, Sinnlosen und Überschäumenden berührt sich die Sinnenertötung mit der Sinnenentfesselung, schlägt die Kasteiung in Lust um.

In Kriegs- und Tempeltänzen, in lebenden Bildern, Vorstellungen und Aufführungen überwog das Lustgefühl. Auch die Theater waren Tempel. Sogar harmlose Spiele erinnerten an die Götter[2]. Viele Priester, zumal in den Provinzen[3], hatten die Aufgabe, Spiele aller Art, Jugendübungen, den Fackellauf, Tierhetzen oder Aufzüge mit Gesängen und Tänzen zu veranstalten, wobei die Götterbilder mitgeführt, Kränze getragen und Häuser bekränzt, die Wege und die Bilder selbst mit Rasen und Blumen bestreut wurden, genau wie bei Triumphzügen[4]. Die Bekränzung stand in so engem Zusammenhang mit dem Götterdienst, daß sich die Christen eher martern ließen, als auch nur aus weltlichen Anlässen Kränze zu tragen. Bei Triumphzügen war alles bekränzt, auch die Zuschauer, und mit einem Blumenregen wurden die Krieger überschüttet. Der Triumphzug war nicht nur ein Abbild einer Götterprozession, sondern selbst eine religiöse Handlung, weist doch schon der Name Triumph auf den Dreischritt der Arvalbrüder hin[5], und endigte im Opfer und Gebet, das der siegreiche Feldherr dem höchsten, besten Jupiter auf dem Kapitol darbrachte.

---

[1] Mithras . . . habet et virgines, habet et continentes; Tert. pr. h. 40.

[2] So entstand das Schaukelspiel, das Kottabusspiel aus religiösen Gebräuchen und stand mit den Göttern, zumal der Venus, in Beziehung. Die Marken (tesserae) eines Brettspieles zeigen auf der einen Seite Zahlen, auf der andern Seite Tugend- und Lasternamen, die an die Lastertafel 1 Kor. 6 erinnern.

[3] Asiarchen, Syriarchen.

[4] Über Knaben- und Mädchenchöre Catull. c. 34; Herod. 4, 2; Hor. c. saec.; Wüstemann, Unterhaltungen 55.

[5] Der Name kommt von dem Kehrvers triumpe, triumpe, triumpe des Tanzliedes, das im tripudium gesungen wurde.

8. Wahrsagerei und Zauberei.

Der Götterdienst, die Opfer dienten weniger dazu, die himmlischen Gewalten zu verehren, anzubeten, ihnen zu huldigen, als vielmehr ihren Willen zu zwingen und zu erforschen. Die Religion ging beinahe auf in Wahrsagerei und Zauberei, und die Auspikation, Divination, Evokation, Devotion, Defixion waren wesentliche Kulthandlungen. Aus Träumen, Himmelserscheinungen, aus dem Vogelflug, der Eingeweidelage, dem Hühnerfraß weissagten die Priester, die Augurn, Haruspices und dienten mit ihrem Wissen nicht nur der Gemeinde, den Beamten, sondern auch den Einzelnen und hatten eine große Kundschaft; genügte doch ihre Tätigkeit der Neugier nicht ganz, und fanden fremde Wahrsager und Sterndeuter trotz staatlicher Verbote guten Verdienst. Denn die fremden Völker, auch die Griechen, hatten den Aberglauben viel weiter ausgebildet als die Römer, die nicht alluzuviel hielten von Orakeln und dem heiligen Wahnsinn.

Nicht als ob sie diese Dinge, die Los-, Karten-, Buchorakel ganz verschmäht und Besessene, furiosi, fanatici verachtet hätten [1]! Aber sie blieben dabei immer verständig und banden sich nicht sklavisch an Wahrsprüche und Vorzeichen. Hatten sie eine Handlung beschlossen, so ließen sie sich durch ungünstige Vorzeichen nicht abhalten. Gefiel der eine Götterspruch, das eine Zeichen nicht, dann suchten sie nach einem andern, verhüllten bei ungünstigen Vorzeichen das Haupt und hielten sich für geschützt. Wenn ein Konsul sich entschlossen hatte, eine wichtige Unternehmung zu vollziehen, so reiste er wohl in geschlossener Sänfte, um durch ungünstige Vorzeichen nicht gehindert zu sein. Wenn ein Wahrsager nicht entsprach, jagte man ihn davon [2]. Wenn ein Gott sich nicht gewinnen ließ, scheute man sich nicht, seinen Unwillen und seinen Ärger zu bezeigen, gerade wie bei Menschen, und glaubte dadurch auf ihn Eindruck zu machen. Denn man hielt die Dämonen für ängstlich und durch Drohungen, Mißhandlungen, sogar durch das Blasen, Ausspucken, Zähnefletschen, Zungeausstrecken leicht einzu-

---

[1] Die furiosi wurde näher charakterisiert als cerriti, larvati, lymphatici, d. h. von Ceres, den Larven, Lymphen beherrscht. Zu Philippi traf der heilige Paulus eine Art Medium, eine von Python besessene Sklavin, die ihrem Herrn viel Gewinn brachte; Apg. 16, 16.

[2] Tertull. de idol. 9; Mos. et Rom. leg. col. 15, 2; Verg. Aen. 4, 60 ff.

schüchtern. Noch viel wirksamer war nach ihrer Meinung das Ausstrecken des Mittelfingers[1], das Horn und die Feige[2] und schamlose Enblößungen von Männern und Frauen[3].

Auf die Zauberei hielten die Männer mehr als auf die Wahrsagerei, entsprechend ihrer praktischen Sinnesrichtung, und sie suchten damit auf die Götter einzuwirken. Denn der Götter Wille war nach ihrer Ansicht bestimmbar, nicht unabänderlich; man brauchte ihnen nur Furcht einzujagen oder sie durch Geschenke zu locken. Mit ihrer Hilfe konnte man die Natur und Menschenwelt bezwingen, sich Gutes, den Feinden Böses erreichen. Die Bauern waren fest überzeugt, daß durch die Ackergötter Segen oder Fluch auf die Fluren herabgezogen, daß der Stall, das Saatfeld, der Baumgarten verhext[4], daß die Früchte von dem einen Gut auf das andere gelockt werden könnten[5]. Von demselben Gott ging Fluch oder Segen aus, je nachdem. Dem Nebenmenschen konnte man Gesundheit und Krankheit mit Erfolg wünschen, konnte seine Zunge binden oder lösen, seine Stirne mit guten und bösen Malzeichen versehen und ihn den Unterweltsgöttern weihen (Devotion, Defixion)[6]. Dafür erhielten sich viele Formeln auf

---

[1] Digitus infamis. Augen auszukratzen, gegen die Augen zu fahren, war bei den Alten nicht selten. Diese Absicht bekundete das Ausstrecken des Zeigefingers oder aller Finger, ein Zeichen starker Drohung. Das Ausrupfen des Barthaares, das Treten mit den Füßen bewies tiefste Verachtung.

[2] Ausstrecken des Zeigefingers und Daumens und Durchstecken des Daumens zwischen Zeige- und Mittelfinger. Hieher gehört auch das cornu copiae.

[3] Nach Menschen und Statuen zu oppedere, mingere, cacare, gehören zu den derbsten Formen der Verachtung, die eine größere Rolle spielen, als wir uns vorstellen; Hor. sat. 1, 8, 38, 46; 1, 9, 70; 1, 2, 44; Plin. 28, 7, 60.

[4] Charlatane verkauften Rezepte gegen Viehkrankheiten. An den Toren italienischer Gutshöfe war ein Verbot angeschlagen, daß Frauen längs des Wegs spinnend gehen, da man glaubte, die Spindel bringe den Ernten Unglück. Plin. 28, 5.

[5] Dies wurde schon durch die zwölf Tafeln mit schwerer Strafe belegt. Eine solche Beschuldigung erhob einmal das Volk gegen einen Freigelassenen. Da erschien der Freigelassene vor dem Volke am Gerichtstage mit seinen Sklaven, seinen Wagen und seinen wohlgenährten Stieren: seht da meine Zaubermittel, es fehlt bloß noch meine fortgesetzte Arbeit, die ich euch nicht zeigen kann. Plin. 18, 8.

[6] Viele Stellen der Heiligen Schrift erklären sich daraus Gal. 6, 17; 1 Kor. 5, 5; Mark. 7, 35; Apok. 3, 16; 13, 16; Deißmann, Licht vom Osten 218; Dölger, Sonne der Gerechtigkeit 77.

ausgegrabenen Täfelchen[1]. Der Fluch war immer wirksamer als der Segen: der eine Gott bekämpfte den andern. Beelzebub stritt gleichsam gegen Satan, mit Christus zu reden.

Was den einen Gott schreckte, das gefiel dem andern, der Hauch, der Speichel, menschliche Aussonderungen[2] und Geschlechtsglieder, Weihbilder und Fetische[3]. In sie bannte ein rechter Zaubermann die Götter und bezwang darin ihren Willen, was Götterschaffung, Theopöie hieß.

II.

Macht der Religion.

1. Religion und Bildung.

Die Religion der Alten war kein geschlossenes Ganze und zeigt keinen einheitlichen Charakter; wie sie eine Göttervielheit zuließ, so mußte sie auch verschiedene Betätigungen gestatten. Verschiedene religiöse Strömungen liefen nebeneinander, der Staat hatte seine eigene Religion; jeder Stamm, jedes Geschlecht, jedes Haus wahrte seine Eigenart. Die fremden Völker, die nach Rom kamen, hatten ihre eigenen Götter, und die Gebildeten dachten anders über die Götter als

---

[1] Die Fluchtafeln beziehen sich besonders auf das Wettrennen und wenden sich gegen Wagenlenker. In einem Liebeszauber des dritten Jahrhunderts vermischen sich jüdische und heidnische Anschauungen: da beschwört eine gewisse Domitiana unter Anrufung von Sabaoth, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs: „Geh zum Urbanus, dem Sohne der Urbana, und führe ihn zur Domitiana, der Tochter der Candida, als Liebenden, rasend und schlaflos vor Liebe und Begierde nach ihr, und bittend, daß sie in sein Haus komme, um seine Gattin zu werden. Ich beschwöre dich, der gemacht hat, daß der Maulesel nicht gebiert; ich beschwöre dich, der das Licht von der Finsternis geschieden hat; ich beschwöre dich, der die Felsen zerschmettert; ich beschwöre dich, der die Berge losreißt; ich beschwöre dich, der die Erde in ihren Fundamenten umkehrt" usw. Darauf folgen aber Anrufungen von Dämonen. Vielleicht stammt diese Formel aus gnostischen Kreisen.

[2] Das unschuldigste ist noch die Verwendung von Fledermausschmutz, abgekochten Klosettkesselsteinen.

[3] Plin. 28, (7) 23. Als Schutz gegen Gartendiebe oder Feinde wurde Priap aufgestellt und der Phallus an Toren von Städten und Gärten gebildet, ebenso auf den Amuletten, die die Kinder trugen (Plin. 19, 19; Plaut. mil. gl. 5, 5; Rud. 4, 4, 110).

das Volk. Diese Zersplitterung schwächte natürlich die Macht der Religion, sie machte unsicher und unbefriedigt. Nachdem vollends die Römer mit der griechischen Bildung bekannt geworden waren, vermehrte sich noch die Unsicherheit und entstand eine gewisse Leere, die den Staatsmännern große Sorge machte. Sie meinten, die Gebildeten müßten die Staatsreligion wenigstens äußerlich achten, was ihnen nicht einmal so schwer fiel, denn trotz aller Aufklärung konnte sich auch der freiest Denkende doch nicht allen Aberglaubens, der im Heidentum steckte, ganz entschlagen. Es ist unglaublich, welche Spuckgeschichten und Ammenmärchen sich z. B. Plinius aufbinden ließ. Damals galt es nicht für vornehm, ein starker Geist zu sein. Eine dunkle trübe Furcht vor dem Jenseits, vor unbekannten Gewalten war die Grundstimmung und niemand zweifelte an der Möglichkeit von Zaubereien und Wundern. Darauf konnte ein Augustus und andere Kaiser bauen, die die Religion für unentbehrlich hielten. Mit krampfhafter Energie suchte Augustus die schwindende Religiosität festzuhalten, baute Tempel, führte neue Götter ein, begünstigte die Priester und bediente sich für seine sittlichen und religiösen Reformen literarischer Mithilfe; Horaz und Vergil mußten sein Werk vor der gebildeten Welt rechtfertigen [1].

Horaz, der eine starke spöttische Ader besaß und dem Unglauben verfallen war, lebte und dichtete sich mit großer Anstrengung in den alten Götterglauben hinein. Obwohl mehr anempfunden als wirklich erlebt, entbehrt sein Götterglaube der wärmeren Töne und Farben nicht, am wärmsten wird er, wo sich die Naturempfindung mit dem Götterglauben deckt. Wenn er Merkur und Fortuna besingt, bleibt er frostig, obwohl diese beiden Götter im gewinngierigen Rom viel verehrt wurden. Schon lebhafter werden die Farben bei Apollo und Diana, dem Sonnengott und der Mondgöttin, die den Römern Fruchtbarkeit bringen sollten. Am glühendsten aber besingt Horaz Bacchus; gleichsam berauscht, glaubt er ihn selbst zu schauen im einsamen Felsgebirge inmitten der Nymphen und Satyren; Bacchus gibt dem Leben Anmut und Fülle, beugt und bricht das Harte und Gewaltsame und mildert selbst die Schrecken der Unterwelt [2]. In der

---

[1] Wie Julius Cäsar war auch Augustus sehr abergläubisch und trug immer ein Seekalbfell gegen den Blitz, Tiberius zu gleichem Zwecke einen Lorbeerkranz.

[2] Der Quelle Bandusia bringt er ein Bockopfer und besingt die alte Steineiche (carm. 3, 13).

Form der Naturvergötterung hat sich das Heidentum selbst überlebt, und in dieser Richtung machten sich noch lange unbewußt Einflüsse des Heidentums geltend.

Die Bemühungen des Kaisers zur Wiederherstellung der Religion blieben nicht ganz erfolglos. Die Staatsreligion lebte aufs neue auf und die Philosophie suchte sich mit der Volksreligion auseinanderzusetzen, sie bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen. Die religiösen Feste wurden sehr prunkvoll gefeiert und entfesselten die Lust. Neben der Furcht und dem Schrecken war es die Lust, durch die die Götter herrschten. Wie die Römer herrschten, die Völker bald mit der Peitsche, bald mit Zuckerbrot zwangen, je nachdem den Schrecken oder die Milde walten ließen, so machen es, dachten sie, auch die Götter. Hier herrschte nicht die Gerechtigkeit, nicht die Gnade, sondern die ausschweifende Furcht und die ausschweifende Lust nach Laune und Willkür. Mit den Götterfesten verbanden sich in der Regel ausgelassene Aufzüge, Tänze, nächtliche Fackeltänze, Waldspiele, Mahle. Mindestens überließen sich die Priester an Götterfesten üppigem Genusse. Wenn eine Priestermahlzeit in Sicht ist, sagt Varro, schlägt jedesmal der Fleischpreis auf; Cicero hat sich einmal bei einer Priestermahlzeit den Magen verdorben [1]. Den Priesterbeispielen folgten die zahlreichen Kultgenossenschaften, denen jeder angehörte, selbst der Sklave. Stiftungen in Hülle und Fülle sorgten für das Vergnügen. Der Glaube war Nebensache. Die Priester selbst waren meistens ungläubig [2] wie die Sadduzäer der Juden.

2. Religion und Sittlichkeit.

Je mehr das Heidentum aufgeputzt und ausgeschmückt wurde, desto mehr ging der innere Gehalt verloren und verschwand jede ernste Stimmung. Da man einmal auf der falsche Fährte war, empfahlen sich jene Kulte am besten, die der Prunksucht den größten Spielraum boten und die Sinnlichkeit am meisten reizten. Schon frühe hatten aus diesen Gründen die griechischen Religionsformen und Religionssagen Eingang gefunden, und nachdem sie ausgekostet waren, traten

---

[1] Varro 3, 2, 19; Cic. ad fam. 7, 26; Macrob. 2, 9: hier ist ein Speisezettel mitgeteilt.

[2] Bekannt ist ja der Ausspruch Catos: mirari se quod non rideret haruspex, haruspicem quum vidisset, Cic. de divin. 2, 24. Bei Cicero leugnet Pontifex Cotta sogar das Dasein von Göttern (de nat. deor. 1, 22, 26).

sie als veraltet gegen die orientalischen, überschwenglichen Kultusformen zurück.

Die griechischen Mythen, die zunächst nur Naturvorgänge phantastisch verwoben, mußten auf die Dauer entsittlichend wirken. „Könnte ich nur," ruft einmal Antisthenes aus, „die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt." Viel schwächer war die unsittliche Seite an der römischen Religion [1], aber gefehlt hat sie doch nicht ganz, und seit dem Bekanntwerden mit den fremden Göttern wurde sie immer stärker. Schon bei Terenz beruft sich ein Ehebrecher auf Jupiter: „Tut das ein Gott, warum sollte ich es als Mensch nicht auch tun [2]?" Bei Plautus sagt ein Sklave, „warum sollte man der Liebe widerstehen, ist man ein Titane, um mit einem Gott zu kämpfen [3]?" Später lauten die Äußerungen noch stärker. Durch sinnliche Bilder aus der Mythengeschichte wird der zarte Sinn der Mädchen vergiftet, hören wir; Horaz klagt, die Mythen lehren bös handeln, und Seneca, es gebe kein Laster, das sie nicht entschuldigen, sie nehmen dem Menschen die Scham [4], zumal durch die unzüchtigen Bilder in Tempeln und Theatern. Martial konnte sich so für seine Schamlosigkeit beständig auf Götter und Göttermythen berufen [5].

Nicht ohne Grund erklärt der heilige Paulus aus der Vielgötterei die Verkommenheit des Heidentums. „Sie haben die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelt, und daher ließ Gott sie durch die Gelüste ihres Herzens in unnatürliche Laster sinken; sie waren voll Ungerechtigkeit, Bosheit und Betrug, unbändig, lieblos, unbarmherzig und treulos [6]." Unter dem Schein der Gottesfurcht trieben sie ihre Lüste, redet Konstantin noch von den Heiden, und im vierten Jahrhundert heben Kirchenväter hervor, daß sündige Christen auf die Götter hinwiesen; gegen die Götter, sagten sie, vermöchten sie nichts; so beriefen sich Ehebrecher auf Venus, Mörder auf Mars, Diebe und Betrüger

[1] Daß die griechische Religion nicht sittlich wirkte, selbst in den Mysterien nicht, gibt auch Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte II, 198 zu; s. Neumann, Hist. Zeitschr. 85, 618.

[2] „Hi fecerunt et ego homuncio non?"

[3] Pers. 1, 1, 25; Catull. 76.

[4] Prop. 2, 5, 19; peccare docentes historias; Hor. carm. 3, 7, 19; Seneca, De vita beata 26, 6.

[5] Ep. 11, 43.

[6] Röm. 1, 25.

auf Merkur, Trinker auf Bacchus[1]. Die Götter waren kein ausreichender Schutz, keine Gewähr gegen Meineid, wie die vielen beweglichen Klagen über den Falscheid und den Treubruch beweisen. Die Götter wahrten selbst nicht Treue und Glauben und waren keine Vorbilder der Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Reinheit, Milde und Demut, der Hingebung und Opferfreudigkeit. Hinter all dem, was wir als selbstverständlich bei etwas Göttlichem und Heiligem voraussetzen, blieben sie weit zurück.

So hob auch der Kultus den Menschen nicht über sich hinaus, selbst nicht der geläuterte. Die Mysterien, die viel dazu beitrugen, die Gemüter auf das Jenseits zu lenken, enthielten nach den Kirchenvätern Lehren der Schamlosigkeit. Von der Seligkeit sollte die Wollust einen Vorgeschmack gewähren. Die Seele wurde hin und her geworfen und der natürliche Zwiespalt in der Menschenbrust noch verschärft. Dagegen gewährte auch die schönste Sittenlehre keinen Halt und keine Hilfe. Wohl empfahlen edle Philosophen die Menschlichkeit, die Tugend, besonders kräftig die Stoiker. Aber es war eine Menschlichkeit voll Schwäche, voll Allzumenschlichem, es war eine Tugend voll Hochmut, voll Selbstüberhebung, eine selbstherrliche Tugend, so daß Augustin nicht gar zu sehr übertreibt, wenn er sagt, die Tugenden der Heiden seien geschminkte Laster gewesen.

3. Humanität.

Da die Menschen in den Göttern keine Vorbilder und in den Göttergeschichten keine Beispiele entdecken konnten, begeisterten sie sich um so mehr für edle Helden, für die Wohltäter ihres Geschlechtes, ihres Volkes, für Weise und Dichter, pflegten die menschlichen Beziehungen, Geselligkeit und Kunst, Freundschaft und Liebe, mit anderen Worten die Humanität, nicht die Divinität und suchten in der Philosophie ihren Trost. Die Philosophen ersetzten die Priester, Philosophen der verschiedensten Richtung, Kyniker, Epikuräer, Stoiker, darunter Ärzte und Rhetoren. Die einen legten das Hauptgewicht auf den Körper, die andern auf die Seele. Die Seele, sagten diese, ist das, was das Wesen der Menschen ausmacht; hier ist Gott, hier spricht er zum Menschen. Die irdischen Güter sind zu verachten, die Sinnlichkeit

---

[1] Const. or. ad s. coetum 11; Eus. de l. Const. 13; Aug. in ps. 140, 9; dicunt, quis quando vel peccet vel bene vivat et quando Mars faciat homicidam et Venus adulteram, in ps. 31 enarr. 2, 16; Chrys. hom. 6 in Rom.; h. 12 in Eph.

zu unterdrücken. Ein recht armer Mensch, meint Martial, könne wohl so sprechen, ein Mann, der Tag und Nacht die gleiche Toga anziehe, sich mit Brot und Essigwein nähre, dessen Streu von Wanzen wimmle, dessen traurigen Herd nie ein Feuer erwärme. Auf purpurnem Pfühl sei es schwerer, Philosoph zu sein[1]. Da nimmt einer wohl, spottet Juvenal, öffentlich die Maske des Curius mit langem ungepflegtem Bart- und Haupthaar, mit schmutzigem Mantel vor, im geheimen aber wälzt er sich im Kot und die Ärzte lachen, wenn sie seine geheimen Leiden behandeln müssen[2]. Hielte man einem solchen Philosophen mitten in seinem Vortrage über die Enthaltsamkeit Kuchen und Gebackenes hin, spottet ein anderer, so würde er seine Zunge sinken lassen wie Menelaos das Schwert, als er Helena erblickte. Sähe er aber eine Helena oder vielmehr eine unansehnliche Magd, wie sie in einem Drama bei Menander auftritt, dann würde das Gebaren der Satyrn als ein bloßer Scherz dagegen erscheinen[3]. Im nämlichen Augenblicke, wo sie gegen alle Laster donnern, gegen Trunksucht, Gefräßigkeit, Ehebruch und Wollust, erklärt Lukian, füllen sich die Philosophen den Bauch, schielen nach schönen Knaben und verführen die Hausfrauen[4].

Seneca, der Weltverächter, der Großgrundbesitzer und Großkapitalist[5], ließ sich alle Genüsse des Lebens wohl schmecken und verschmähte den Luxus nur in der Theorie, war aber wenigstens so ehrlich, den Widerspruch zu gestehen: er sei kein Weiser und werde es auch nicht sein, sagte er; er sei nicht zur vollen Gesundheit gelangt, er sei ein lahmer Läufer und suche nur Linderung für seine Fußgicht. Es sei schon viel, das Ideal zu verkündigen, Erhabenes zu versuchen. War dies auch keine aufrichtige Beicht, so war es doch wenigstens ein Anlauf. Andere schwangen sich nicht einmal so hoch hinauf. Wenn der Tod kommt, prahlt ein Fronto, so kann ich mir das Zeugnis geben, daß ich mein Leben lang nichts getan habe, worüber ich erröten oder mir einen Vorwurf machen müßte als über einen Makel oder eine Schändlichkeit. Nicht minder selbstzufrieden war

---

[1] E. 11, 56.

[2] S. 2. 3.

[3] Aristid. or. 46 (Baumgart 27).

[4] Fug. 16.

[5] Als Minister soll er 300 Millionen Sesterzien erworben haben, Tac. a. 13, 42. Cicero besaß über 2 Millionen Sesterzien. Seneca war ein widerlicher Streber und Schmeichler, ein Ehebrecher, wenn Dio recht hat (59, 19; 61, 10).

der Verschwörer Brutus, aber um so unzufriedener mit seinem Schicksal: „Unglückselige Tugend, wie bin ich in deinem Dienste betrogen worden.“

Das Selbstbewußtsein, das Ehrgefühl hob die Menschen gewiß hinaus über die Gemeinheit. Die Philosophen waren die einzigen, die es wagten den Tyrannen die Wahrheit zu sagen, und viele mußten deshalb das Schicksal aller Wahrheitszeugen teilen[1]. Die große Masse verfiel dem Stumpfsinn, der Niedrigkeit. Doch hatte die allgemeine Knechtschaft wenigstens das eine Gute, daß die früheren schroffen Standesunterschiede verschwanden. Der echte Grieche und Römer hatte die Barbaren und die Unfreien verachtet. Bekümmerten sich nach allgemeiner Anschauung doch auch die Götter nicht um den armen Mann, da er ihnen keine Gabe zu spenden vermochte. Feinde, niederes Volk zu lieben, hielten die Alten für unerhört. Um der Freunde willen dürfe man ungerecht sein, lehrten viele[2], während andere wieder strenger oder milder urteilten und wenigstens Mitleid mit allem Schwachen verlangten und Widerspruch gegen die über Kriegsgefangene, Sklaven und Verbrecher verhängten grausamen Strafen und Qualen erhoben. Ihre Bemühungen waren auch nicht ganz erfolglos und manche Kaiser sorgten mehr für das niedere Volk, wie wir noch sehen werden. Doch allzuviel geschah nicht; die Fechterspiele dauerten ungestört weiter und ebenso die Mißhandlung der Sklaven und kleinen Kinder, von Tieren gar nicht zu reden. Höher schätzte man das eigene Leben und das Leben der nächsten Angehörigen, aber in Not warf man es ohne Bedenken beiseite. Von einer Beurkundung des Personenstandes war bis auf die Antonine keine Rede, um einzelstehende Leute bekümmerte sich niemand. Gegen Selbstmörder war das Gesetz und Recht sehr schonend, nur der Selbstmord von Soldaten und Sklaven und gemeinen Verbrechern erfuhr eine strengere Beurteilung[3]. Durch die stoische Philosophie erhielt er sogar eine religiöse Weihe, so daß er zur Modekrankheit ausartete. Plinius bewundert Freunde und Bekannte, die sich zu Tode hungerten und sich die Adern öffneten, und Seneca tat den berühmten Ausspruch: exitus patet[4]. „Es gibt kein jammervolleres und doch hochmütigeres Wesen,“ sagt er, „als der Mensch. Das Beste, was ihm bei

[1] Sehr achtungsvoll spricht über die Philosophen Hieron. adv. Jov. 2, 9.

[2] Dugas, L'amitié antique 309.

[3] Dig. 48, 21, 3; 15, 1, 9.

[4] De prov. 6.

den vielen Qualen des Lebens geschenkt ist, besteht darin, daß er sich selbst den Tod geben kann.“ Nach Seneca ist das Leben ein stürmisches Meer, das uns immer umher und an die Felsen schleudert; es ist ganz und gar beweinenswert. Die Liebe zum Leben ist eine Kette, die uns gefesselt hält; es ist eine Sklaverei, wenn die Kraft zum Sterben fehlt. Ich liebe das Leben, weil ich sterben darf. Der einzige Hafen ist der Tod, und nichts Besseres hat das ewige Gesetz getan, als daß es uns nur einen Eingang ins Leben gegeben hat, aber viele Ausgänge. „Siehst du jene schroffe Höhe? Von dort herab geht der Weg zur Freiheit. Siehst du jenes Meer, jenen Fluß, jenen Brunnen? Da unten wohnt die Freiheit in der Tiefe. Siehst du jenen niedrigen, verdorrten Baum? Da hängt die Freiheit. Siehst du deine Kehle, dein Herz, das sind die Rettungsorte gegen Knechtschaft. Wer des Acherons Flut, den traurigen Styx ohne Trauer sieht und es wagt, dem Leben ein Ziel zu setzen, der wird Königen gleich, selbst Göttern gleich sein. O welch Elend ist's, nicht sterben können[1]!“ Während sonst bei Seneca zwischen Leben und Lehre eine tiefe Kluft liegt, hat er doch in dieser Richtung seine Lehre nicht verleugnet, indem er sich unter großen Qualen den Tod gab.

In der höheren Gesellschaft wurde der Selbstmord zur wahren Modekrankheit und war so häufig, daß Tacitus beim Tode eines Stadtpräfekten, der zugleich Pontifex war, bemerkt, er sei eines natürlichen Todes gestorben, was bei einem so großen Ruhm und Ansehen etwas Seltenes gewesen sei, und den Marbod tadelt, weil er seine Gefangenschaft nicht durch Selbstmord abkürzte. Wegen der geringfügigsten Ursache töteten sich die Leute; der Selbstmörder war sicher, überall Anerkennung statt Verurteilung zu finden. Als Otho, der Sündengenosse und Freund Neros, durch Selbstmord endete, küßten die einen seine Wunden, die anderen seine Hände; andere, die seiner Leiche nicht nahe kommen konnten, beteten ihn von weitem an und viele töteten sich selbst in fernen Gegenden, als sie Kunde von seiner Tat erhielten[2].

---

[1] Ad Marc. 20.

[2] Tac. a. 6, 10; h. 2, 49.

III.

Wohnungen der Römer.

1. Grundformen.

Ein wahres Heiligtum war einst jedes Haus, jede Familie und der Hausvater ein Priester, der die Götter täglich ehrte, ihrer beim Mahle gedachte, ihnen guten Morgen und Nacht wünschte[1]. Die Hausandacht richtete sich vor allem auf die Penaten, die Beschützer des Haus- und Vorrates, die Schatzhüter und die Ahnengeister, die Laren. Den Penaten zu Ehren, deren Bilder den Herd, d. h. den Hausaltar, umstanden, brannte im Atrium das beständige Feuer und blieb der Familientisch mit Salzfaß und etwas Speise besetzt. Nahe verwandt mit ihnen waren die Manen und Laren, die Seelen der Verstorbenen, deren verbrannte Gebeine ursprünglich im Haus selbst beigesetzt worden waren[2]. Ihnen war das ganze Haus, insbesonders der Herd des Atriums, später der Küche oder eine eigene Kapelle geweiht.

Schon durch seine Form erinnert das ursprüngliche Haus an ein Heiligtum, nämlich durch seine viereckige Anlage mit aufgesetztem Sattel- oder Walmdach. Seltener war die Rundform, ein Zeltdach, eine „Schildkröte“[3]. Ursprünglich mit Stroh und Schilf, dann mit Schindeln und Ziegeln gedeckt, sprang das flache Satteldach über die Mauern etwas vor und hatte einen freien Umgang, der jedoch in der Stadt alsbald wegfiel[4]. Der Raummangel nötigte zu einem engeren Zusammenbauen und zur Aufnahme einer geraden Dachform, wie die Etrusker sie ausbildeten, daher tuskanisch genannt. Hier lief das Wasser des Daches in die Mitte einer Öffnung zu, die zugleich das

---

[1] Arn. 7, 32.

[2] Im volkstümlichen Kultus der „armen Seelen“ hat sich viel davon erhalten. Der altbayerische Bauer tut Gutes den armen Seelen zu lieb, wirft für sie abgefallene Brosamen ins Feuer. Sie sind liebe Hausgenossen, die ihn beizeiten wecken und ihm bei der Arbeit helfen.

[3] Das Haus mit Sattel- und Walmdach hieß atrium displuviatum, persectum, testudinatum; das Schildkrötendach war besonders bei zwei Stöcken gebräuchlich.

[4] Tectum proiectum cum ambitu. Die Nachbarhäuser mußten 5 Fuß voneinander entfernt sein wie die Grundstücke. So verlangen die zwölf Tafeln (Varro l. l. 5, 22).

Licht einströmen und den Rauch aufsteigen ließ, das sogenannte Compluvium. Im alten Hause war Licht und Luft durch die Türe eingedrungen. Unter der Öffnung, unter dem Compluvium, lag zu ebener Erde ein Brunnen, das Impluvium, und hinter demselben der Herd, von dem der Rauch aufstieg und die Wände schwärzte. Daher hieß auch das Haus das Schwarze, das Atrium, griechisch Melathron. Wasser und Feuer waren also nahe beisammen [1] (es waren heilige Mächte in den Augen der Römer wie der Indogermanen überhaupt) und daran reihte sich im Hintergrunde der Familientisch, das Familienlager [2] und der Vorratsraum mit der Arca an, überwacht und behütet von den Hausgöttern, und den Eingang besetzten wie bei den Kelten und Sachsen die Haustiere; denn der Name des Vorplatzes Vestibulum weist auf einen Stall hin [3], von wo ein enger Gang, die Kehle [4], zum Atrium führte. Auf Bauernhöfen lagen noch in später Zeit hier Schweine- und Hühnerställe und der Wohnraum hieß Culina, Küche, nicht Atrium [5]. Nach außen verschlossen das Haus Holztüren, Flügeltüren [6], die sich nicht in Angeln, sondern in oben und unten angebrachten Pfostenlöchern [7] nach innen drehten und durch Querriegel versperrt wurden [8]. Dem Vorplatz entsprach nach hinten der Garten [9], auf den sich eine Laube, eine Altane, ein Erker hinauserstreckte. An diese Laube, das Tablinum, das im Sommer zum Speisezimmer, später zur Kanzlei diente [10], schlossen sich seitwärts Flügel gleichsam Achseln an, die Ahnenbilder aufnahmen. Solche Flügel oder Eckbauten konnten sich auf dem Lande besser ausdehnen und finden sich in kräftiger Ausbildung auf den römischen Maierhöfen, deren Reste in Deutschland ausgegraben wurden; in römischen Häusern erinnert nur der Name daran. Wo es möglich war, legten sich um das Atrium ver-

---

[1] Verg. Aen. 1, 703.

[2] Cartibulum — lectus genialis, iugalis, solium, torus, Thalamos.

[3] Vitr. 6, 8; Varro r. r. 1, 13; Gell. 16, 5.

[4] Fauces.

[5] Darin arbeiteten die Sklaven, der Aufseher, Verwalter (villicus, procurator) hatte den Oberstock über der Türe inne.

[6] Valvae.

[7] Cardines.

[8] Sera, obex, repagulum, pessuli (senkrechte Riegel). Doch gab es auch Schlösser claustra, Schlüssel und Türklinken (Blümner, Privataltert. 22).

[9] Hortus, viridarium mit der Hintertür (postica).

[10] E tabulis fabricatum, a tabulis.

schiedene Nebenräume an, Lagerstätten, Werkstätten, Küche, Wasch- und Baderäume[1] und im weiteren Umkreis Vorrats-, Wirtschaftsräume und ein Hinterhaus[2]. Der Vorratsraum, die arca, erweiterte sich zur cella penaria und zu Sonderspeichern oder „Kellern"[3]. Auf die Schatzkammer bezieht sich, was Christus vom Hauswirte erzählt, daß er Altes und Neues dort holt.

Im alten Holzhause sonderte wenigstens bei den Griechen ein Hängeboden einen Dachraum ab, zu dem eine Stiege oder Leiter emporführte. Auch über der Vorhalle erhob sich wohl ein Oberstock; dann wurde der ganze Dachraum zu dem Tabulatum mit Sklavenzellen und Fruchtböden gezimmert. Besonders nötig wurden Doppelstöcke in den Städten und wurde der Oberstock als Altane, Balkon, Söller, gleichsam als Sonnenhaus mit Schildkrötendach oder als Speisezimmer eingerichtet[4]. Der Name Söller erklärt sich durch die Sonnenbäder, die sich an die Wasserbäder oder Mahlzeiten anschlossen und auch in einfachen Kreisen üblich waren. Oberstöcke galten zwar als unvornehm; der Reiche stieg nicht gerne Treppen oder Leitern (zwischen beiden machte die Sprache keinen Unterschied) und erweiterte das Atrium oder legte hinter, selten neben das Atrium ein zweites, Tetrastylum, Peristylum, Corinthium nach orientalischem Vorbild und so entstand einen Innenhof, Lichthof, das Peristyl. Die Römer vermieden so gut wie die Orientalen eine Lichtöffnung nach außen, nicht bloß, weil das Fensterglas mangelte, sondern auch, weil sie dem Nachbar keinen Einblick ins Innere gestatten wollten, ließen daher das Licht durch Ritzen, Dachluken oder Türen einströmen. Dies wurde aber anders, seitdem der Platzmangel in volkreichen Städten zum Aufsetzen eines Stockes, eines Söllers nötigte, an dem man gerade die Aussicht schätzte. Deshalb erfanden die Römer sogar eine Servitut, daß die Aussicht nicht verbaut werden dürfte, die sich freilich nicht aufrecht erhalten ließ[5]. Denn die Oberstöcke mit Frauengemachen und Sklavengelassen mehrten sich derart, daß Martial schreiben konnte,

---

[1] Conclavia, cubicula, cubilia, cellae, culina, lavatrina.

[2] Domus postica.

[3] Cella vinaria, olearia, torcularia.

[4] Coenaculum, solarium, maeniana, pergula, Hier. ep. 106, 63; Plin. 21, 6; vgl. die Erzählung der Apostelgeschichte 20, 9 von Eutychus, der vom Söller herabfiel.

[5] Ne luminibus, ne prospectui officiatur.

bei einem Triumphzuge ziere jedes Fenster eine lateinische Matrone[1], und Juvenal unglücklich verheirateten Männern den Rat erteilte, sich lieber durch hohe dämmernde Fenster herabzustürzen, als eine eifersüchtige Gattin zu ertragen[2]. Eher kam das Gegenteil vor, daß ein Mann sein Weib hinabstürzte und dann angab, sie hätte selbst ihren Tod gesucht[3]. Empfindsame Dichter schildern aber auch Liebesauftritte. In den Oberstock, wo die Cynthia des Propertius schlief, stieg dieser spät nach Mitternacht, schon etwas betrunken, hinauf und wagte die Schlafende, entzückt über ihre Schönheit und schuldbewußt, nicht zu wecken. Er blieb stumm, bis der Mond, der am Fenster entlang strich, sie mit den Strahlen reizte. Es war jedenfalls eine laue Nacht; denn sonst schlossen gegen Kälte und übermäßige Hitze Holzläden (kein Glas) die Luken. Bei halbem Verschluß entstand jene reizende Dämmerung, die, wie Ovid in einer schwülen Schilderung bemerkt, schüchternen Mädchen willkommen war[4]. Doch kehren wir zu Propertius zurück. Als Cynthia erwachte, überhäufte sie den Betrunkenen mit Vorwürfen. Einen fürchterlichen Lärm machte sie, als sie ihn eines Tages im Triklinium in schlimmer Gesellschaft überraschte. Er hatte kaum die Türangel knarren hören und diese machte doch sonst großen Lärm. Wutentbrant jagte sie die Genossinnen zum Hause hinaus, wo sie dann in einer Herberge einen Unterschlupf fanden. Die Nachbarn glaubten schon, es brenne, und eilten mit Eimern herbei[5]. Dieses Triklinium müssen wir im Hintergrund des Atriums suchen.

Reiche, die über genügenden Raum verfügten, in Provinzstädten wie Pompeji mit halbgriechischer Bevölkerung auch weniger Reiche, wollten einen Lichthof, einen Portikus, ein Peristyl nicht entbehren, um die sich wieder Zellen, Speise-, Schlaf- und Studierzimmer legten[6].

Viele Gegenden in Süditalien, Afrika, Spanien kannten nur ein Peristyl. Ein solches hat Martial im Auge, wenn er sein Vaterhaus preist, dessen Hof eine schöne Platane, Cäsar zu Ehren gepflanzt,

---

[1] E. 10, 6.

[2] S. 6, 31.

[3] Tac. a. 4, 22. Oder daß ein Ehebrecher sich durch einen kühnen Sprung rettete (Luc. de mort. Pereg. 9; Bis accus. 31).

[4] Pars adaperta, pars altera clausa fenestrae, am. 1, 5. Plin. ep. 9, 36. Mart. 8, 14.

[5] C. 1, 3; 4, 8.

[6] Oeci, triclinia, cubicula.

das Stelldichein der Faune und Dryaden beschattete: bei festlichen Gelagen hätten das Grün des Rasens üppige Rosen geschmückt [1].

Bei zunehmender Bevölkerung mußten sich viele, zu Rom die meisten Reichen, mit einem Lichthofe begnügen und so wuchs das Peristyl zu einem Palastbau heran mit einem Cortile, Patio in der Mitte und



Peristyl.

das Atrium sank zum Vestibulum herab. Der Vorhof, das Vestibulum, und der Hof, das Cavädium, Peristyl, stand dann, wie Vitruv bemerkt, offen und gehörte der Allgemeinheit [2], und so reicht wohl die neuere Sitte, das Volk diese Räume betreten und benützen zu lassen [3], hoch ins Altertum hinauf. Wenn der Wanderer heute durch die engen Gassen schreitet, grüßen ihn im Hintergrund der Häuser

[1] E. 9, 61; Jahrb. f. kl. Alt. 1909 S. 554; Gauckler, Le domaine des Laberii 1897. In Spanien haben auch kleinere Häuser heute noch ihren Lichthof, vor dem das alte Atrium und hinter dem die Küche liegt.

[2] Sie waren loca communia, die eine Haussuchung per lancem et licium gestatteten; 6, 8.

[3] Die Goethe gleich bei Verona auffiel.

Gärten und Gärtchen als Erinnerung an das Peristyl und stehen in auffallendem Gegensatz zu den hohen Mauern, die die großen Gärten umgeben. In allen Zeiten, erzählt Plinius, habe man an den nach der Straße gekehrten Fenstern oft Blumen oder Grünes gezogen, eine Art Bild eines Gartens gepflegt, aber später habe man wegen Unsicherheit die Aussicht verbauen müssen[1]. Plinius hatte nur zum Teil recht; denn nach außen offene Fenster waren früher nicht allgemein verbreitet und fanden sich damals immer noch zahlreich in Armenvierteln bei Oberstöcken. Noch Martial sagt, sein Gärtchen am Fenster sei größer als sein Landgut an der Stadtmauer[2]. Später scheinen hier vielfach Kaiserbüsten aufgestellt worden sein, denn Fronto schreibt, sie seien zahlreich an Fenstern, Dachvorsprüngen, Lauben[3], in Schenken und an Wechslertischen zu sehen gewesen sein, freilich recht unerfreuliche häßliche Kopien.

Es bekümmerte den Römer wenig, welchen Eindruck sein Haus nach außen hervorrief, wenn es nur im Innern Sicherheit und Ruhe bot, und ihn störten keineswegs ungleiche Fensterluken, hervor- und zurückspringende Bauglieder. Alle Schönheit häufte sich im Innern. Dort suchte der Alte die Behaglichkeit und den Frieden und schützte sich gegen den Lärm, den Straßenstaub, die ungesunde Luft, gegen Hitze, Feuchtigkeit und Kälte, gegen jene allerdings besser als gegen diese[4]. Um die Sonnenstrahlen abzuhalten, wurden Leinen- und Purpurdecken von einem Säulendach zum andern gespannt, und für die Kühlung sorgten Springbrunnen. An den gewaltigen Wasserleitungen hatten die Reichen den Hauptanteil, sie legten nicht nur Brunnen, sondern förmliche Teiche und Seen in ihren Gärten an. Da konnten dann die Vornehmen lustwandeln, ja wie manche Schriftsteller übertreibend behaupten, sogar Spazierfahrten unternehmen[5]. Manche pflegten hängende Gärten, Wein- und Obstgärten auf hohen Bauten. Wahre Wälder sollen sich im Winde auf hohen Dächern gebogen haben. Wenn eine vornehme Wohnung nur vier Morgen einnahm, galt sie als eng und beschränkt. Das ist um so mehr zu beachten, als Rom an einer ungeheueren Volks- und Häuserhäufung

[1] Wegen der multitudinis saeva latrocinatio; 19, 19.

[2] Rus in fenestra 11, 18; 8, 61; Pers. 5, 181.

[3] Protecta, pergula (ep. 4, 12).

[4] Mart. 12, 57; Sen. ep. 86, 89; Philost. Ap. 5, 22. Noch heute schützen sich die Bewohner der Campagna durch guten Verschluß nach außen.

[5] Val. Max 4, 4; Mart. 12, 57; Stat. Silv. 1, 2, 152.

litt und auf vier Morgen sich sonst eine Menge von mindestens 1500 Menschen um den Raum stritten und als die Alten sonst kleine Räume und auffallend kleine Verhältnisse gewohnt waren. Zu den schmalen Gassen und engen Plätzen stimmen ihre Zimmerchen oder Zellen mit niedrigen Stühlen, kurzen Bettgestellen, ihre Wägelchen und bescheidenen Maße und Gewichte. Auch reiche Herren legten lieber viele kleine Räume, Speise- und Schlafzimmer aneinander, statt einen einzigen Raum groß zu lassen, und richteten sich eigene Bücher- und Gemäldesäle [1], Badezimmer und Kapellen ein. Die Einführung der Wölbung und säulengetragener Bauten führte zu noch größerem Luxus. Da gab es Exedren, halbkreisförmige Salons, Tabline, Öken, Aulen, ja förmliche Basiliken nach ägyptisch-griechischem Muster, wo Gerichtssitzungen, Versammlungen, Vorlesungen stattfinden konnten, deren Ort früher das Atrium war. Die Richter oder Vortragenden saßen oder standen dann im Tablinum [2].

2. Ausstattung.

Der Reichtum prangte und prunkte im kleinen wie im großen. In vornehmen Häusern strahlte alles von Silber und Gold, Marmor und Elfenbein, Mosaik und Glasfliesen: Decken, Wände und Böden. Das waren aber Ausnahmen, in der Regel genügte ein einfacher Estrich [3], Ziegel- oder Steinbelag, an den Wänden schlichte Tünche, Stuck [4] oder Holzplatten [5], an den Decken Getäfel, Kassetten [6]. Wohl meinte Seneca, für arm und gemein halte sich, wer so einfach wohne und nicht mit Kostbarkeiten, mit Marmor, mit Teppichen, Metallspiegeln und anderem prunken könne [7], aber die Ausgrabungen widerlegen ihn. Denn sie lehren, daß die meisten Bauten aus Ziegelsteinen [8], die meisten Gefäße und Geräte aus Bronze und Ton bestanden. Nur adelte den gemeinen Stoff eine feine Form; und auf einen

---

[1] Zotheken (für Statuen) und Pinakotheken. Sen. tranq. 9.
[2] Tac. dial. 39; Juv. 1, 38; Plin. ep. 8, 21.
[3] Pavimentum testaceum.
[4] Opus albarium, tectorium. Die tectores hatten viel zu tun.
[5] Abaci, orbes.
[6] Camerae, lacunaria, laquearia.
[7] Ep. 86; ben. 7, 9; nat. qu. 4, 13; tr. 1.
[8] Opus quadratum war selten, häufig opus incertum.

schönen Fußboden [1] und Wandmalereien verzichtete kaum ein Mann mit einigem Vermögen. Cäsar nahm sogar einen Mosaikboden ins Zeltlager mit.

Für schöne Formen des häuslichen Kleinkrams hatten die Alten eine große Leidenschaft, eine Art Sammelleidenschaft, die sich ihrer Bauwut beigesellte und zu viel Ungerechtigkeiten verleitete. Besitzer von Kunstwerken, die nicht zur herrschenden Sippe gehörten, standen immer in Gefahr, eben deshalb verfolgt oder verurteilt zu werden. Selbst ernste Männer, wie Hortensius, Brutus, trennten sich auch auf Reisen nicht von Figuren, für die sie eingenommen waren, entbehrten



Ein Zimmermaler in der Provinz.

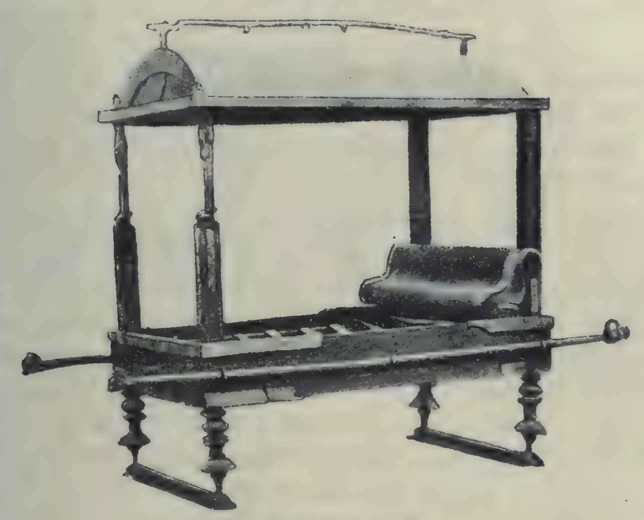
aber eines tieferen Verständnisses und kunsthistorischen Urteils. Daher liefen in den Sammlungen Echtes und Unechtes, Originale und Kopien bunt durcheinander [2] und vieles stößt durch gesuchte Unzüchtigkeit ab. Horaz spottet über ein Näpfchen, das schon der alte Evander in den Händen gehabt, und über ein Becken, in dem sich schon Sisyphos die Füße gewaschen habe, rühmt aber um so mehr ein altes Erbstück seiner Familie, ein schönes Salzfaß. Alles Unverständnis verdarb keineswegs den Geschmack.

---

[1] Opus spicatum, reticulatum, tesselatum, sectile mit tesserae, signinum.

[2] Selbst Kenner schätzten wohl die Kunstwerke nach dem Material ab, womit sie ausgeführt waren (Verr. 2, 4, 14). In Pompeji stand alles sehr bunt (Neue Jahrb. 2, 57), Fälschung lohnte sich gut (Plin. 37, 75; Phaedr. 5 pr. 4).

Bei aller Einfachheit zeichnen sich selbst die nüchternsten Bedarfstücke des täglichen Lebens durch ihre leichte Form und fein abgewogene Gliederung aus und waren den verschiedenen Zwecken gut angepaßt. So ergab sich eine große Mannigfaltigkeit von Stühlen[1], Tischen[2], Schränken[3] und Betten. Vielfach waren die Tische, auch Waschtische, Bettstellen und Geldkasten festgemauert. Schöne Tischplatten wurden öfters gewechselt. Schmale, bewegliche Setztische aus Bronze ließen sich die Vornehmen neben ihr Lager stellen, die nicht bloß zum Schlafen, sondern auch zum Speisen und Studieren dienten. Die Liegergestelle bestanden aus Holz, unter günstigen Umständen mit



Bettgestell (Sänfte) aus Bronze.

feinen Holzarten, mit Metall, Silber, Gold, Schildpatt bekleidet[4]. Häufiger aber waren, wenigstens nach den erhaltenen Resten zu schließen, Bronzegestelle mit Gittern und Gurten[5]. Zur Führung diente Wolle, bei einfachen Leuten Stroh oder Rohr, in feineren Häusern Polster mit Wolle oder Federn gefüllt und mit Leinen oder

---

[1] Scamna, subsellia, sellae, sedilia, Lehnstühle cathedrae, solia.

[2] Mensae citreae, tigrinae (gemaserte), abaci, monopodia, delphicae.

[3] Armaria, cistae, capsae, scrinia.

[4] Lamnae.

[5] Rahmen sponda, Wandlehne pluteus, Kopflehne fulcrum, Gurten fasciae, institae, lora.

[6] Tomentum.

Leder überzogen [1], und zur Decke dienten Mäntel, rohe Wolltücher [2], Teppiche, seltener Federkissen. Einfachen Leuten genügte ein Brett, ein Polster und ein Mantel, so daß wir das Wort Christi leicht verstehen: „Nimm dein Bett und wandle.“ Bei Reichen aber umschmeichelten die feinsten Leinen- und Wollstoffe aus Ägypten und Phönikien und nordischer Daun die weichen Körper [3]. Ein Geldprotz stellte sich krank, damit seine Besucher seine feinen Purpurbetten bewundern könnten, spottet ein Satiriker [4].

Mehr Einfachheit begann unter christlichem Einflusse und unter dem Zwange größerer Dürftigkeit im dritten Jahrhundert durchzudringen; denn die Christen verwarfen goldene und silberne Gefäße und allen kostbaren Hausrat. Man bediene sich doch, erklärt Klemens von Alexandrien, auch keines silbernen Pfluges und keiner goldenen Sichel. Die Christen wollten nichts wissen von geschliffenen Glasgefäßen, silbernen Tellern und Schüsseln, elfenbeinernen Geräten und benützten zur Eucharistie nur einfachste Gefäße, gläserne Kelche und Holzteller. Christus, sagt Klemens, ließ sich aus einem Tonkrug Wasser reichen, aß aus einer gewöhnlichen Schüssel und wusch die Füße der Jünger in einem einfachen Waschbecken; er ließ die Jünger sich im Grase lagern. Alles Billige verdient den Vorzug vor dem Teuren. „Wenn das Waschbecken aus Ton ist, nimmt es dann den abgewaschenen Schmutz der Hand nicht auf, und das Fußwasserbecken den des Fußes? Wird der Tisch mit Elfenbeinfüßen sich nicht empören, wenn er eine Pfennigsemmel tragen muß? Wird ferner der Leuchter kein Licht tragen, weil er ein Werk des Töpfers und nicht des Goldschmiedes ist?“ „Ein gewöhnliches Lager gewährt keinen schlechteren Schlaf als ein elfenbeinernes Gestell und eine grobe Decke eignet sich so gut als eine purpurne und phönikische. Was ist das für ein Wahn, für ein eingebildeter Schönheitssinn!“ [5]

Immerhin würden wir bei allem Reichtum manche Bequemlichkeit vermissen, da die Ausstattung an Möbeln, Kästen, Schränken weit zurückblieb. Die Holzarbeit stand nicht hoch [6]. Freilich bedurf-

---

[1] Culcita, pulvini, torus. Zwischen Kissen und Polster wurde nicht unterschieden.

[2] Centones.

[3] Plumarum mollities; Hier. ep. 38; 22, 11; Clem. paed. 2, 9.

[4] Mart. 2, 16; 4, 53.

[5] Paed. 2, 3.

[6] Gab es doch nicht einmal einen Namen für Schreiner, Tischler, Dreher, Böttcher, Binder. Jedenfalls trat der Holzkünstler lignarius im engeren Sinne

ten die Alten auch nicht so vieler Kästen und Schränke, weil die Kleidung wenigstens in der guten Zeit sehr einfach war und man nicht so vieler Einzelheiten bedurfte. Die Intimität unseres Hauses geht den römischen Bauten ab, die mehr für den Sommer als für den kühlen Winter berechnet waren. Seneca findet schon die Verwendung von Vorhängen und Gläsern überflüssig. Die Holzläden und Holztüren schlossen so schlecht, daß, wie aus verschiedenen Erzählungen hervor-



Schreiner nach einem christlichen Glas. Modelleur.

geht, die Insassen durch Spalten und Lücken leicht beobachtet werden konnten [1], und knarrten beim Öffnen so, daß man es weithin hörte.

Die Erwärmung und Beleuchtung ließ viel zu wünschen übrig. Schon die Feuererzeugung machte viel Schwierigkeit [2]. Das notwen-

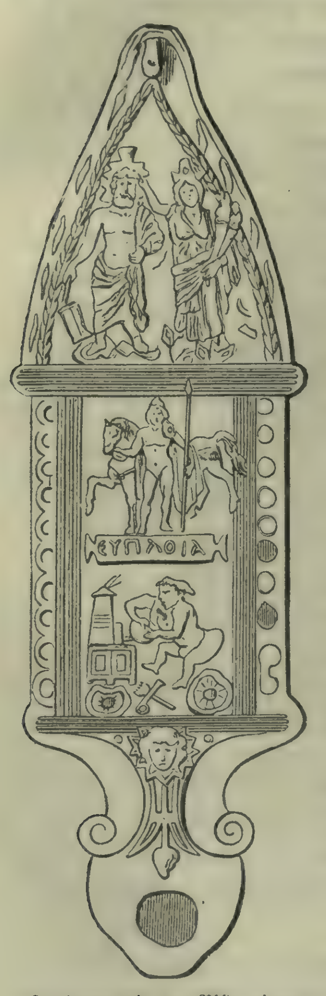
---

weit zurück gegen den Zimmermann und Wagenbauer. Wohl kannten die Alten Sägen und sogar Steinsägen, Bohrer, Hobel usf., aber mindestens verstanden sie nicht das Polieren und Firnissen.

[1] Petr. 26, 92, 96; Mart. 1, 34; 11, 45; Apul. met. 1; Tert. ad nat. 1, 7.

[2] Es wurde aus Hölzern gerieben oder aus Steinen geschlagen, seltener durch Brennspiegel erzeugt. Die Hölzer waren besonders beim niedern Volke im Gebrauch; die Griechen kannten fast nur diese Form der Feuererzeugung. Im übrigen wurde selten das Feuer neu erzeugt, es wurde vielmehr auf dem Herde aufbewahrt, und am Morgen wurden die glimmenden Kohlen neu entfacht. Auch halfen sich die Nachbarn mit dem Feuer aus, die Feuerreichung gehörte zu den Pflichten der Nachbarschaft. Mit dem Ende des

dige Licht spendeten Kienspäne und Fackeln [1], Öllämpchen und Kerzen. Die Kerzen, wohl eine Erfindung der Römer, bestanden aus Binsen oder Papyrusstreifen, die zu Stricken gewunden, mit Wachs oder Talg überzogen und auf leichte Kandelaber oder in Laternen gesteckt wurden, ebenso wie die weitverbreiteten zierlichen Öllämpchen, die oft aufgefüllt werden mußten. Die Kandelaber, so genannt von candela, der Kerze, konnten gestellt oder aufgehängt werden und hatten als Hängeleuchter oft eine recht unzüchtige Form. Die Laternen, Bronzezylinder, waren mit Fenstern aus Horn, Glas und geölter Leinwand versehen. Bei allen Beleuchtungsarten wirbelte trüber Rauch auf, der die Wände schwärzte.



Tonlampe mit dem Bilde eines Töpfers, oben Fortuna und Neptun.

Nicht besser stand es mit der Erwärmung, die sich in der Hauptsache auf Kohlenbecken, Glutpfannen und bewegliche Zylinderöfen beschränkte. Da es an Rauchfängen fehlte, erklärt sich die Klage, daß die Ahnenbilder stark geschwärzt würden, und die Klage eines Kaisers, daß er zu Paris im Rauche fast erstickte [2]. Eine bedeutende Verbesserung, die sich besonders für die nördlichen Gegenden empfahl, brachte die von den Griechen übernommene Luftheizung durch Hypokausten, durch Dampf- und Rauchröhren; zwei bis drei Fuß unter dem schlichten Estrich der Ge-

---

Jahres ließ man das Feuer ausgehen. Am Jahresanfang, am 1. März, wurde in dem Vestatempel das Feuer neu entzündet und daran das Feuer der Privathäuser erneuert. In christlicher Zeit geschah es am Karsamstag.

[1] Aus den für Fackeln geeigneten Kiefern Späne zu schneiden, war eine Hauptbeschäftigung. Bei Prozessionen, Hochzeiten, Beerdigungen, Reisen gebrauchte man Fackeln. Diese wurden aus der Fichte (taeda), aus dem Weißdorn, der Hagebuche, Haselstaude bereitet; Ovid. Fast. 2, 558; 4, 167, Plin. 16, 19, 3.

[2] Nämlich Julian, Misop.

bäude wurde ein freier Raum, Hohlraum, eine Art Ziegelstollen geschaffen, der Pfeilerchen oder hohle Tonsäulen trug[1]. Derselbe war verbunden mit einem Herde oder selbst mit glühenden Kohlen gefüllt. In größeren Anlagen wurde die Heizfläche bedeutend vergrößert und neben den Wänden und über der Decke Hohlräume gelassen[2]. Oft diente die Vorrichtung auch zur Erzeugung von Dampfbädern und zur Dampfheizung; das unmittelbar über dem Hypokaust liegende Gemach war das Badezimmer, und entferntere Zimmer, vermutlich auch Wintergärten[3], erhielten durch Röhren Wärme[4]. Bei großen Anlagen finden sich viele Heizkammern, Heizschächte, Hohlräume, ja auch Spuren von Rauchfängen, bestehend in Hohlziegelläufen[5]. Merkwürdigerweise wurden aber diese nicht weiter entwickelt, so wenig wie die aus Kacheln aufgebauten Töpferöfen und es verlor sich jede Kunde, so daß der Ofen erst wieder neu entdeckt werden mußte.

3. Landhäuser.

Schon seine Stadtwohnung legte der Römer, wenn es ging, möglichst breit an mit Höfen und Gärten und wußte auch eine gute Aussicht zu schätzen, die ihm eine eigene Servitut schützte. Viel mehr Freiheit gewährte ihm der Landaufenthalt, den er deshalb, so oft es möglich war, der Stadt vorzog. Auch ein einfacher Mann, ein Lehrer und Redner, wollte nicht darauf verzichten, war aber zufrieden, wenn er „wenigstens soviel Grund und Boden besaß, daß er sein Haupt auflegen, seine Augen erholen, auf einem Rain herumschleichen, einen Fußsteig austreten, alle Weinstöcke übersehen und seine Bäumchen zählen könnte[6]". Für seine Villa wählte der Römer mit Vorliebe

---

[1] Suspensurae.

[2] Dazu dienten teils rechteckige Tonröhren oder Heizkästen, tubuli, oder bloße Ziegelplatten mit Eckwulsten, die an die Wand gefügt wurden und einen kleinen Zwischenraum ließen, tegulae mammatae. — Über die seitlichen Hohlräume ist man nicht immer klar, ob sie zur Beheizung oder zum Rauchfang dienten; beide Zwecke konnten übrigens zugleich erfüllt werden; ohne Zweifel waren die Seitenröhren verschließbar; Sen. ep. 90; Plin. 9, 79; 35, 46; ep. 2, 17; Vitruv. 5, 10.

[3] Mart. 8, 68.

[4] Coenationes subditus et parietibus circumfusus calor temperat, Sen. prov. 4.

[5] Camini. Das Wort caminus ist keltisch; soweit es aber in älterer Zeit vorkommt, bedeutet es Rauchweg, Verg. Aen. 3, 580; Hor. ep. 1, 11, 19.

[6] Plin. ep. 1, 24.



den Saum des Meres, eines Sees, eines Flusses oder die Nähe von Hainen und schützenden Bergen, am liebsten, wo beides zusammenstieß, Hügel und Wasser. Die schönsten Villen liegen am Fuße fruchtbarer Hänge mit sanft ansteigenden Gärten, die sich bewässern ließen.

Sie bestehen selbst in einer Reihe hintereinander liegender Räume, die mehrere Säulenhallen verbanden und umgaben. In der Villa, die Cicero in der Nähe seiner Heimat am Zusammenfluß zweier Gewässer anlegen ließ, folgte zunächst wie beim römischen Haus auf das Atrium das Peristyl; seitwärts aber schloß sich eine Säulenhalle oder großes Atrium an, wo die Schlaf-, Speise-, Bade- und Studierräume eingerichtet waren. Dann kam eine große Wandelbahn mit Garten, ferner eine Halle zum Ballspiel, endlich ein Gartensaal mit Quellenhaus, das Amaltheum. In der Villa, die Statius beschreibt, führt ein Säulengang vom Meer und dem daran gelegenen Bade zu dem eigentlichen Prachtbau[1]. In der Laurentinischen Villa des Plinius bei Ostia lag hinter dem Atrium eine Säulenhalle im Halbkreis (D), mit Glasfenstern versehen, und in der Mitte dahinter ein Pavillon und Saal, der nach vorn einen schönen Ausblick aufs Meer und nach rückwärts auf das Gebirge gewährte. Dann folgten zum Teil heizbare Gemächer, für das Studium und die Ruhe berechnet. Es gab nicht weniger als zwei größere und vier kleinere Speisesäle und

[1] Silv. 2, 2.

acht Arbeitszimmer[1], sowie Galerien[2], offene und geschlossene Wandelhallen, in denen man gehen oder sich in Sänften tragen lassen konnte, endlich Baderäume und Räume für das Ballspiel[3]. Unumgänglich schien auch ein Turm; Plinius bestieg manchmal den Turm, um dort ruhig arbeiten zu können. In der toskanischen, eine Anhöhe beherrschende Villa zog sich hinter prächtigen Zierbäumen versteckt, mit dem Blick nach Süden, von West nach Ost ein langer Säulengang, dessen eines Ende ein Saal abschloß mit einer Aussicht nach vorn und rückwärts auf Felder, Gehölze und eine Reitbahn. Hinter der Mitte des Säulenganges umgaben kleine Ruhezimmer, in die kein Tageslicht, kein Geschrei und Geräusch dringen konnte, einen von Platanen beschatteten, von Springbrunnen belebten Hof. Das andere Ende des Säulenganges krönte ein anderer Flügel, von wo das Auge ringsum auf Wiesen, einen Teich und auf Wasserfälle schweifte, und daran lag ein geräumiges schattiges Schwimmbad, ein Kühl- und Warmbad, ein Ballsaal. Dann folgten noch viele andere Hallen, Speisesäle, eine Reitbahn, Gärten und Ruhesitze[4]. Noch ausgedehnter war die Villa Hadrians, die eine kleine Welt mit Nachbildungen der schönsten Denkmäler des Reiches umfaßte: da gab es ein griechisches und römisches Theater, ein Lyzeum, eine Akademie, eine Poikile, die Kanope, eine Unterwelt, wo der Volksaberglaube dargestellt war usf.

Die Schlafzimmer und Studierzimmer rät Vitruv nach Osten zu verlegen, die Winterspeisesäle und Badezimmer nach Westen, damit die Abendsonne einfalle; denn zu baden und zu speisen pflegte man abends. Dagegen sollten Frühlings- und Herbstspeisesäle nach Osten liegen. Nach Norden sollen Sommerspeisesäle und Bildergalerien verlegt werden, für diese passe Nordlicht.

Auch in entfernteren Gegenden, in nördlichen Ländern fehlten den Landhäusern nie Bäder, Hallen, Atrien und Triklinien. Die Fußböden bestanden aus Mosaik, geschliffenen Estrichen, Plattensteinen, unter denen Hypokausten liefen, aus sparren- oder fischgrätartig gestellten Ziegelsteinen, aus festgestampfter Erde, gutem Mörtel, wie die Ausgrabungen lehren. Wegen der Feuchtigkeit war eine starke Untermauerung notwendig. Den Hauptreiz der Landgüter wie der Stadthäuser bildeten die Gärten, Parke, wovon noch unten die Rede

---

[1] Triclinia, cenationes, dietae.

[2] Crypta, cryptoporticus.

[3] Sphaeristerium.

[4] Ep. 5, 6.

sein wird. Überall wechselten Lauben mit Vorrichtungen zum Speisen[1], Grotten[2], schattige Durchgänge mit Weinranken umkleidet[3], Alleen, durch die sich die Römer in Sänften tragen ließen[4], mit Beeten, Rasenplätzen, Bosketts und Wasserwerken, mit kleineren Seen und Tiergärten. Entfernt von diesen Gärten zogen sich die eigentlichen Wirtschaftsgebäude, die Weiden, Felder und Weinberge hin.

Auf dem Lande, sollte man glauben, hätte es Platz genug gegeben für weite Räume, und es hätte zweistöckiger Häuser nicht bedurft. Nun gibt es aber auffallenderweise zahlreiche Andeutungen von zweistöckigen Villen. Zwei Stöcke baute man teils der Aussicht und Luft halber, teils um unterirdische Räume heizen zu können; die römische Galerie, der gedeckte Gang, Kryptoportikus, wie ihn Plinius erwähnt, verband beide Zwecke. Bei einfacheren Landhäusern dienten die Erdgeschosse als Wirtschaftsräume, die Obergeschosse als Wohnungen — so enthielt in einer Villa am Vesuv, die vor einiger Zeit aufgedeckt wurde, das Erdgeschoß die Weinkelter und Ölpresse, der Hof war nur klein und diente zugleich als Einfahrt[5]. Ebenso hatte die Villa des Sidonius zwei Geschosse, im oberen Stocke einen Speise- und Ruhesaal oder Söller, von dem sich eine Aussicht auf einen Fischweiher eröffnete. Von hier aus konnten die Insassen den Spielen der Jugend, dem Fischfang, der Jagd zusehen, genau wie es im zehnten Jahrhundert die Dichtung Ruodlieb schildert[6].

4. Massenwohnungen.

In Städten führte die Entwicklung des regen Lebens von selbst zu hohen Geschossen. Schon zur Zeit Hannibals hören wir von dreistöckigen Häusern[7]. In Rom mochte die Rücksicht auf die schlechte Luft, die Malaria mitbestimmen, die nur bis zu einer gewissen Höhe schädlich wirkt. Am häufigsten kamen mehrere Geschosse in verkehrsreichen armen Vierteln vor, wo sich Massenwohnungen von überraschender Höhe auftürmten; seltsam genug hießen die oberen Kammern Speise-

---

[1] Trichila — vgl. die Beschreibung Plin. ep. 5, 6 der Räume mit lectus, stibadium (Bank, Sofa), gustatorium, Vortisch.

[2] Speluncae (Sen. ep. 55).

[3] Pergulae.

[4] Gestatio, hippodromus.

[5] Die Villa von Boscoreale, Pr. Jahrbücher 1898 (93) 459.

[6] Kulturg. d. M.A. II, 452.

[7] Liv. 21, 62; 39, 14.

säle[1], genau wie in den vornehmen Häusern. Diese Kasernen standen vor oder neben dem echten Römerhaus dicht aufeinander. Auch in andern großen Städten erhoben sich die Gebäude zu schwindelnder Höhe, zu Neapel, Karthago, Tyrus und später zu Konstantinopel; an beiden letzten Orten war die Häuserhöhe viel größer als in Rom[2]. Die Sitte war so allgemein, daß das Häuserrecht durch sie sehr stark beeinflußt wurde; es gab eine große Zahl gemeinsamer Mauern, das eine Haus stützte sich am anderen, Balken liefen in die Nachbarhäuser. Das Wasser von der Dachtraufe fiel auf Nachbargrundstücke, Fenster öffneten sich auf das Nachbarhaus und wahrscheinlich auch Erker. Ursprünglich auf bloßer Duldung zwischen Verwandten oder Nachbarn oder auf gemeinsamem Besitze beruhend, gestalteten sich diese Verhältnisse zu Servituten, die schon Cicero kennt[3]. Die Nachbarn mußten aufeinander Rücksicht nehmen, sie konnten nicht einseitig eine Zwischenmauer entfernen, einen Tragbalken herausreißen; ja der Besitzer des dienenden oder belasteten Hauses konnte gezwungen werden, für genügend starke Mauern zu sorgen, und wenn sie schadhaft waren, sie auszubessern[4]. Die bestehenden Verhältnisse suchte man möglichst zu schonen. Der erste Besitz, die Lage des ersten Okkupanten entschied über sein Recht, und dieses kannte gemäß dem absoluten römischen Eigentum keine Schranken und erstreckte sich sogar auf die Aussicht; daher bestand die einschränkende Servitut, daß das Nachbarhaus nicht höher, als es schon war, gebaut, daß die Aussicht nicht verbaut werden durfte, und wenn der Baum des Nachbarn Schatten machte, konnte seine Entfernung verlangt werden[5]. Starke Beschränkungen

---

[1] Coenacula, diversoria; Prud. c. Symm. 1, 581.

[2] Philostrat. imag. prooem.; App. 8, 128; Diodor 14, 51; Herodot. 1, 180; Friedländer I, 9.

[3] Jura parietum, luminum, stillicidiorum, Cic. de or. 1, 38, 39; dazu die servitus tigni immittendi.

[4] So bei der servitus oneris ferendi; hier wurde der große Grundsatz servitus in faciendo consistere nequit sogar verletzt; so stark war die Rücksicht auf den Servitutberechtigten. Von Gewicht war auf der anderen Seite wohl auch die Rücksicht auf den Verpflichteten und die Heiligkeit seines Hauses: man konnte dem berechtigten Nachbar nicht die Erlaubnis gewähren, im fremden Hause etwas zu verändern, denn man hätte ihm den Eintritt in das fremde Haus gestatten, den Besitzer aber zwingen müssen.

[5] Dabei entschied die vetus forma C. J. 3, 34, 1; servitus altius non tollendi, servitus ne luminibus officiatur, ne prospectui officiatur; schon von Cicero angedeutet pro Rab. Post. 16, 43; Brutus 17, 66.

suchte Nero nach dem Brande Roms durchzuführen; jetzt mußten gewisse Entfernungen eingehalten werden und Säulenhallen die Bauten umgeben; mit anderen Worten, in Stockhöhe mußte ein Umgang gelassen werden, damit von hier aus leichter Brände bekämpft werden konnten. Die Grundmauern für höhere Stockwerke sollten stark genug sein; anderthalb Fuß dick, sagt Vitruv, tragen sie nur ein Stockwerk; besser sei eine Lage von zwei oder drei Ziegelsteinen[1]. Höher als 60 oder 70 Fuß sollte ein Stockwerk nicht emporsteigen[2]. Doch kamen auch so noch bei der Niedrigkeit der Stockwerke sechs Geschosse vor, und jene Bestimmung erstreckte sich nicht auf Hinterhäuser und Hofgebäude, die ohne Zweifel sehr hoch blieben; Martial sagt von einem Dichter, er habe 200 Stufen steigen müssen, also mußte er etwa im zehnten Stockwerke wohnen[3]. Solche Mietkasernen, viel zahlreicher als die schönen Häuser, waren stark bewohnt[4], was sich daraus erklärt, daß, wie wir noch sehen werden, der Verkehr sich in den Städten stark zusammendrängte. Die Luxusbauten des Staates und der Privaten beschränkten den Platz ohnedem noch; man bedenke, daß förmliche Parke sich hinter den Privathäusern hinzogen, man denke an die vielen Theater und öffentlichen Plätze, und es bleibt erstaunlich, wie die große Bevölkerung Platz fand; mag man diese bei Rom auch nur auf über eine halbe Million schätzen[5].

Bei den Mietwohnungen fiel man in ein entgegengesetztes Extrem; während sonst Griechen und Römer ihre Wohnungen mehr in horizontaler Richtung anlegten, wurde hier die vertikale Richtung übertrieben. Die eine Bauart aber war für die Reichen, die andere für die Armen bestimmt; darin verrät sich die große Kluft, die durch die alte Gesellschaft ging. Nirgends spricht sich deutlicher als hier der Gegensatz zwischen arm und reich aus; der Unterschied ist viel bedeutender als in den heutigen Großstädten, wo nahezu alles gleichmäßig Mietkasernen bewohnt. Im Altertum mußten sich nur die Armen in die hohen Pachthäuser oder in Dach- und Kellerwohnungen einmieten[6]. Dort müssen wir die Juden suchen, deren ganzer Haus-

---

[1] Paries diplinthius, triplinthius. Vgl. Tac. a, 15, 43.

[2] Strabo 5, 3; Aur. Vict. ep. 13.

[3] 7, 20.

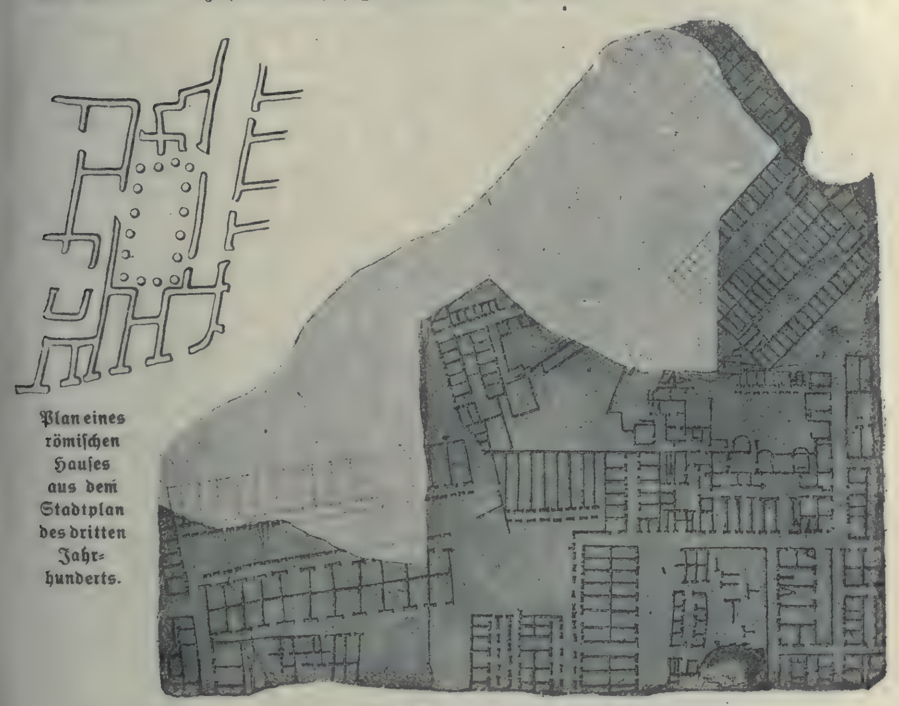
[4] Curiosum urbis ed. Urlichs 26.

[5] Pöhlmann, Übervölkerung 83, 85; A. Schneider, Stadtumfänge in Altertum und Gegenwart, Geogr. Zeitschr. I, 677.

[6] Prud. c. Symm. 1, 584; Mart. 12, 57.

rat in einer Kiste und etwas Heu zum Lager bestand[1] und dort auch die meisten Christen vermuten.

Rom, sagt ein Rhetor, trägt Städte auf Städten, es erhebt sie über sich in die Höhe, wie ein Mann von herkulischer Kraft Männer emporhebt und trägt. Würde Rom um ein Stockwerk herabgebracht, so würde, meint der Rhetor, die ganze Breite Italiens bis zur Adria wie mit einer zusammenhängenden Stadt ausgefüllt werden[2]. Vitruv



Plan eines römischen Hauses aus dem Stadtplan des dritten Jahrhunderts.

Häuserpläne des dritten Jahrhunderts.

rühmt die Mehrstöckigkeit als Mittel, dem Volke billige Wohnungen zu schaffen; freilich war die Billigkeit nicht groß. Diese Mietwohnungen bildeten förmliche Inseln, abgeschlossene Welten: hier Häuserblöcke, von Säulenhallen umgeben, dort große Peristyle, Hofumbauten, worüber sich die Stockwerke erheben, dicht aneinandergelegt, vergleichbar den Passagen moderner Großstädte. Sie hatten auch den Namen Inseln oder Tabernen[3]. Auf diese Weise wurde das Verbot ge-

[1] Juv. 3, 14; 6, 542.
[2] Arist. or. 14.
[3] Tac. ann. 6, 45; 15, 43.

meinsamer Zwischenwände ausgeführt oder richtiger umgangen, indem gleich ganze Häuserwelten entstanden. Jenes Verbot fiel überhaupt in Vergessenheit; die alten Servituten der Lastmauer, des Wasserablaufes, die auf ein sehr enges Nebeneinanderwohnen hindeuten, erhielten sich fast unverändert. Jeder verfügbare Raum wurde benützt, selbst Keller und Dachräume. In unterirdischen Kellern und Gewölben befanden sich Schenken, Backstuben und schlimme Orte aller Art, und in den Dachräumen konnte unter Umständen Schule gehalten werden [1]. Erker, Ecktürmchen, Wetterdächer sprangen über das Nachbargrundstück oder wohl über das Nachbarhaus vor [2], und es öffneten sich darüber die Fenster. Gegen solches Ineinanderschieben halfen alle Servituten nichts, und nicht minder wirkungslos blieben die Verbote dünner, allzu hoher Mauern. Die obern Stockwerke bestanden meistens aus Holz, höchstens aus „Netzwerk", einer Verbindung von Holz und Steinen. Die dünnen Wände, ein schlechter Schutz für Hitze und Kälte, bekamen leicht Sprünge und Risse, und es wehte ein beständiger Zugwind. Wenn ein Schaden entstand, wurde er oberflächlich geflickt und geschwind überstrichen, und die wankenden Mauern äußerlich gestützt. Die Stadt Rom, sagt Juvenal, ruht größtenteils auf Stützen. Da versicherte nach Juvenal der Hausverwalter die Mieter, sie können ruhig schlafen, während man der wankenden Mauer und den klaffenden Rissen ansah, daß der Umsturz nahe sei [3]. Selbst in reichen Palästen floh man entsetzt, wenn man ein Knistern hörte, denn selbst hier waren die Wände sehr leichtfertig gebaut [4]. Noch Symmachus berichtet als Neuigkeit, daß bei dem Einsturz eines Hauses in der Trajanstraße die Bewohner ums Leben gekommen seien [5].

Ganz schlecht waren die Treppen und Stiegen; die alte Haustreppe war im Grunde nichts als eine feste Leiter, deren Sprossen durch schmale Bretter ersetzt waren, ohne Verschalung zwischen den

---

[1] S. fornix bei Horaz, sat. 1, 2, 30; Suet. Caes. 49; vgl. fornicari; fornix clausus, die Armenwohnung, Mart. 10, 5, 7; Juv. 3, 156; 11, 171; ferner Mart. 2, 53; 3, 38.

[2] Maeniana, pergulae, subgrundae, subgrundia, man unterschied zwischen proiecta und protecta, zu letzteren gehörten die Wetterdächer. Orientalische Städte, z. B. Jerusalem, vermögen eine Vorstellung davon zu geben, wie stark in alten und mittelalterlichen Städten diese Sitte wurzelte.

[3] S. 3, 193.

[4] Sen. ep. 90, 43.

[5] Sym. ep. 6, 37.

einzelnen Sprossen oder Stufen. An eine einheitliche Treppe dürfen wir überhaupt nicht denken; die Häuser waren viel zu verwickelt gebaut, die einzelnen Geschosse hatten verschiedene Zugänge. Noch im heutigen Rom bestehen die Unterstöcke der Häuser oft aus viel Türen und Toren mit Geschäftsräumen; eigene Zugänge führen in die darüber gelegenen Wohnungen. Die einzelnen Geschosse mögen manchmal verschiedenen Besitzern gehört haben [1]; jedenfalls wohnten in ihnen mehrere Familien zusammen, und höchstens Vorhänge, selten Holzwände trennten die einzelnen Abteilungen, gerade wie in den Kranken- und Fremdenhäusern der späteren Zeit. So enge und nieder waren die Zellen, daß man sich kaum aufrecht darin bewegen konnte. Sittlichkeit und Gesundheit litt darunter Not [2]. Daraus erklärt sich einigermaßen die frivol bittere, fast möchte man sagen, gemeine Stimmung bei Martial und Juvenal. Horaz und Properz waren besser daran: „Gewiß stützt sich nicht mein Haus auf Marmorsäulen," rief jener aus, „und decken nicht Elfenbeinbalken die goldene Kammer. Aber die Musen sind mir hold und Kalliope führt den Reigen. Die Mädchen hören mir gerne zu, da mich Bacchus und Apollo beglückt [3]." Dagegen waren Martial und andere Dichter troß hoher Gönner arme Schlucker, wohnten schlechter als Lazzaroni hoch oben, und die ganze Ausstattung war so mager wie nur bei einem recht armen Mann. Ein Tisch, ein Bettgestell oder eine Matte, einige Krüge, eine Laterne, eine Pfanne, eine Lanze, eine Toga oder ein Mantel, der Tag und Nacht seine Dienste leistete, war auch alles. Über die Pergamentrollen im Kasten fielen die Mäuse her. Ein Bücherkasten, ein Schrank, eine Weintonne, eine Vergil- und Horazbüste war schon etwas Überflüssiges und mancher Dichter mußte, wenn er nicht verhungern wollte, diesen Luxus zum Versteigerer tragen [4].

---

[1] Auf diese Weise erklärt Richter (Hermes 20, 91) den Umstand, daß es nachweisbar mehr insulae gab, als für einen so kleinen Raum als möglich erscheint. Dagegen wendet sich Seeck, Jahrb. für Nationalökonomie 68, 171; nach ihm kamen immerhin auf jedes Haus 141 Quadratmeter. In Pompeji kamen auf ein Haus 345 Quadratmeter. Nach Beloch (Wietersheim) bedeutete insula Feuerstelle.

[2] Mart. 2, 53, 8; Juv. 3, 190; Sen. de ira 3, 35.

[3] C. 3, 1.

[4] Mart. 11, 56; 12, 32; Catull. 23; Juv. 3, 203; 7, 10, 26.

5. Wasserzufuhr und Reinlichkeit.

In den Armenvierteln fielen häufig Häuser ein, sei es infolge von Stürmen oder von Überschwemmungen; und noch häufiger brannten sie ab. Es kam vor, daß es im unteren Stock brannte, ohne daß es die oberen Bewohner merkten, und ihnen alles verbrannte.

Die Feuerpolizei und das Löschwesen waren noch wenig entwickelt und die Sorge blieb den Einzelnen überlassen. Noch in später Zeit bildeten die Reichen aus ihren Sklaven Feuerwehren und unterhielten eigene Nachtwächter. Ja auch die Bewohner der Miethäuser schlossen sich zusammen und bestellten Wächter, die mit Glocken gegenseitig Zeichen gaben, damit sie sich verständigten, was bei der leicht entstehenden Verwirrung sehr notwendig war[1]. Vielfach besorgten die Zünfte der Bauhandwerker nebenbei die Feuerwehr[2]. Endlich bekümmern sich auch die Gemeinden um die Polizei nach dem Vorbilde Roms, wo spätere Kaiser 7 Abteilungen von je 1000 Wächtern auf die 14 Quartiere der Stadt verteilten und ihnen in jedem Quartiere ein Wachtlokal anwiesen[3]. Aber gerade die öffentliche Polizei gab zu manchen Beschwerden Anlaß, sie hätte ihre Vollmacht benützt, in Küchen und Kellern herumzuschnüffeln, und sei wohl von Privaten zu eigennützigen Zwecken mißbraucht worden[4]. Großen Feuersbrünsten stand sie ohnehin rat- und hilflos gegenüber. Nicht bloß fehlte es an Feuerspritzen, sondern auch die Feuereimer waren oft verwahrlost[5]. Ohnehin beschränkte sich die Löscharbeit auf ein mühsames Zureichen der Feuereimer und das Niederreißen der Nachbargebäude.

Um baufällige Häuser bekümmerte sich der Staat nicht, sondern begnügte sich echt römisch — getreu dem Grundsatz von der Heiligkeit des Privateigentums —, das Interesse der Beteiligten zu erregen. Wenn ein Haus baufällig wurde und der Besitzer es nicht besserte, konnte man ihn nicht zwingen, und man behalf sich damit, dem gefährdeten Nachbar eine Art Besetzungsrecht einzuräumen, ähnlich wie bei verwahrlosten Grundstücken[6]. Dieses Recht wurde dadurch sehr bedeutsam, daß in den Provinzstädten die Abnahme der Bevölkerung in starker Baufälligkeit sich äußerte.

---

[1] Dio 54, 4.

[2] Fabri, dendrophori, centonarii. Plin. ep. 10, 42.

[3] Vigiles, excubitoria, Dig. 1, 15.

[4] Jung, Leben der Römer I, 112.

[5] Plin. ep. 10, 42.

[6] Dig. 39, 2; C. J. 8, 10, 5; vgl. unten über Wegverbesserung Kap. X, 2.

Ein weiterer Übelstand war die große Unreinlichkeit sogar in vornehmen Häusern. Spinngewebe umzogen die marmornen Säulen, Hundekot beschmutzte das Mosaik des Atriums und ein noch ekligerer Abfall die Säulenhalle. Wenn ein Gast kam, polterte der Herr und lief mit der Rute herum, die Diener zur Reinigung anzueifern. Noch schlimmer sah es in Massenquartieren aus; da mußte man froh sein, wenn aus den himmelhohen Stockwerken nichts Schlimmeres als schmutziges Waschwasser herabkam[1]. Für Latrinen und Abzugskanäle war ungenügend gesorgt. Zur Aufnahme der Fäkalien dienten Gefäße, deren Entleerung den Sklaven oblag[2]. Klemens von Alexandrien berichtet ohne Scheu, wie sich Männer gläserne und silberne Töpfe nachtragen ließen[3] und die Weiber sich goldener Leibstühle bedienten, fügt aber bei: „Möchten diese Leute, die ernsten Männern zum Gespötte dienen, in ihrem ganzen übrigen Leben das Gold für Mist ansehen!" Vielfach scheint der Abort und Waschraum zusammengefallen zu sein, wie das Wort Latrine beweist[4]. Dann bestand die eigentümliche Sitte, daß Küche und Abort unmittelbar beieinander lagen, wovon der Abfall zusammen in die Kloaken floß[5]. In die großen öffentlichen Kloaken lief wohl in teils gedeckten, teils unbedeckten Gräben der Abfluß von Privathäusern, und noch im kaiserlichen Rom waren diese Gräben an manchen Stellen offen. Der Anschluß war nicht polizeilich und gesetzlich geregelt und muß oft gefehlt haben, und häufig gingen die Seitenkanäle unter Nachbarhäuser hindurch; die dadurch gebildete Servitut wurde privatrechtlich geschützt. Gegen Zerstörung gewährte der Prätor den Kloaken einen Schutz; wer dieselben verdarb, mußte sie ausbessern[6]. Trotz ihrer vor-

---

[1] Juv. 14, 59; 3, 273 (vgl. Matth. 12, 44). V. Hel. 26.

[2] Amphorae, scaphia, siphones, lasanum, matulae. Petron. 27, 41; eine Sitte, die bis in die jüngste Zeit nachwirkte, da in vornehmen Häusern Aborte fehlten. Mart. 6, 89; 11, 77; 3, 82. Ein Schweißgefäß s. v. Maxim. duor. 4. Vgl. unten X, 3.

[3] Paed. 2, 3. Sogar Kleriker übernehmen solche Dienste, Hier. ep. 52.

[4] Vgl. das XXXIII, 4 über die Essener Gesagte. Auf Gutshöfen gab es sellae familiaricae. Merkwürdiges erzählt Seneca: Germanus quidam, cum ad matutina spectacula pararetur et forte secessisset ad ventrem exonerandum, lignum, quod ibi ad emundanda obscaena adhaerente spongia positum erat, totum in gulam farcit sibique praeclusis faucibus spiritum elicit; ep. 70. Spongia virgae damnatae; Mart. 12, 48; K.G. d. M.A. 11, 437.

[5] Col. 10, 85.

[6] D. 43, 23.

trefflichen Baukunst litten die Alten in ihren vollgepfropften Städten, die sich aus begreiflichen Gründen nicht leicht ausdehnen konnten, doch viel an schlechter Luft, Unreinlichkeit, Feuchtigkeit und Ungeziefer. Auf dem Lande atmete Seneca auf, entflohen, wie er schamhaft bemerkt, den schlechten Düften der Küchen — und der Kloaken, hätte er wahrheitsgetreu beifügen müssen[1]. Die Satiriker reden deutlicher, besonders von Wanzen und den ihren Werken gefährlichen Bücherwürmern. Über das Haus eines Geizigen spottet Catull, sogar die Spinne und Wanze sei ausgewandert, weil sie so sehr hungern mußte. Von einem recht Armen sagt Martial, er habe nicht einmal ein Wanzenbett. Auffallenderweise hören wir aber nichts von Läusen und Flöhen, wenigstens in späterer Zeit. Sitzt jemand einsam, so wird wohl gefragt: „Ist niemand bei ihm?" Antwort: „Nicht einmal eine Fliege." Über die Fliege geht die Vorstellung nicht hinaus. Früher war es anders, vermutlich hat das fleißige Baden doch einige Besserung gebracht[2].

Für Wasser war verhältnismäßig gut gesorgt. In älterer Zeit grub man tiefe Brunnen und Tunnele; später, als der Umkreis von Rom vor Feinden sicher war, wurde das Wasser in weiten Leitungen herbeigeführt, und zwar in oberirdischen, durch Piszinen, Klärbehälter, Wasserschlösser unterbrochenen Leitungen mittelst Steinröhren. Neun solche Leitungen, deren Reste noch heute unsere Bewunderung erregen, liefen strahlenförmig in Rom zusammen. Durch dieselben kam eine ausreichende Wassermenge nach Rom, nach neuen, freilich sehr zweifelhaften Schätzungen sogar zwei- bis dreimal soviel, als heute die bestversorgten Städte erhalten[3]. Auch in den Provinzstädten war im allgemeinen für Wasser gut gesorgt. Aber man darf den Wert der Leitungen für die Reinlichkeit nicht überschätzen. Ihre

---

[1] Vielleicht denkt er daran bei dem angefügten pestifer vapor (ep. 104).

[2] Catull. c. 23; Mart. 11, 32, 56; Petr. 98; Juv. 7, 26. Suet. Domit. 3; Birt, Leben der Antike 92.

[3] Früher nahm man an, daß täglich etwa 1000 oder 1400 Millionen Liter Wasser in Rom einliefen (Merckel, Ingenieurtechnik 464; Liebenam, Städteverwaltung 18; Hodgkin Italy 4, 173), später wurde die Möglichkeit einer solchen Zufuhr bestritten und wurden nur 315 Millionen Liter angenommen, 112 Millionen gingen auf dem Wege verloren. Da nicht alle Wasserleitungen zu gleicher Zeit arbeiteten und nach Plinius zwei oder drei immer wegen Ausbesserung außer Benützung blieben, so kann die Zufuhr etwa nur auf 150 Millionen geschätzt werden, auf den Kopf kamen also höchstens 100 Liter, was nach den heutigen Verhältnissen wenig ist (Allg. Zeitg. 1901, Beil. 7).

Benützung war eine ungeregelte, und eine bestimmte Wasserordnung fehlte. Das Trink- und Nutzwasser wurde nicht unterschieden und viel Wasser verschleudert. Meist kam es entweder den Reichen oder den öffentlichen Brunnen zugute[1]. Nur gegen Verunreinigung und starke Schädigung schützte das Recht und hiebei mußte ein religiöses Moment, die heilige Scheu vor dem Wasser, helfend mitwirken[2].

6. Mietpreis.

Trotz der Dürftigkeit der Wohnungsverhältnisse waren die Mietpreise sehr hohe; eine bescheidene Wohnung kostete 400, ja 1000 Mark zum früheren Goldkurse; in den Provinzen waren die Mietpreise allerdings um's Vierfache billiger. Während vor kurzem noch der Wohnungspreis immer nur einen Bruchteil sonstiger Lebensbedürfnisse ausmachte, betrug er im Altertum das Vierfache sonstiger Ausgaben und konnte in Rom bis zum Zehnfachen dessen steigen, was Nahrung und Kleidung kostete. In Rom trieb die Spekulation die Preise in die Höhe; nicht als ob sie ohne Grund rein willkürlich aus sich hätte falsche Werke schaffen können. Das konnte sie weder in alter noch neuer Zeit, sie rechnete vielmehr mit dem Bedürfnisse und mit der Duldung des Staates. Hatte nun zuerst die Spekulation die Bauplätze verteuert[3], so kamen die Häuserspekulanten mit ihren Mittelsmännern. Die Mittelsmänner, Agenten, verdienten bis zu 30 Prozent, sie traten vielfach nicht direkt mit den Mietern in Zusammenhang, sondern vergaben die Häuser an Afterpächter[4]. So blieb oft die Hälfte des Pachtertrages in den Händen der Zwischenmänner haften. Die hohen Mietpreise verursachten nicht selten Unruhen[5], aber der Staat, der selbst vor Mietsteuern nicht zurückschreckte[6], half nicht

---

[1] Eigentümlich ist die Bemerkung Frontins: irriguos agros, tabernas, cenacula etiam, corruptelas denique omnes perpetuis salientibus instructas invenimus (c. 76). Diesen Mißbrauch abgestellt zu haben, rühmt er sich. Als ob es ein Mißstand gewesen sein sollte, daß die ärmeren, schmutzigen Orte, die Inseln, Wasser erhielten.

[2] Zeitschr. für gesch. Rechtsw. 15, 233.

[3] Cic. p. Coel. 7, 17; Vell. Pat. 2, 10; Cäsar zahlte für einige Quadratmeter 10 Mill Mark; Suet. Caes. 26; Cic. ad Att. 4, 16, 14. Crassus war Haus- und Grundeigentümer von halb Rom geworden durch geschickte Spekulation; Plut. Crass. 2.

[4] Dig. 19, 2, 30; ib. 7.

[5] Dio 42, 22; Caes. b. c. 3, 21.

[6] Suet. Nero 44.

gründlich ab; er half nur hin und wieder durch Zuschüsse und Nachlässe und schränkte die wucherische Tätigkeit der Spekulanten nicht ernstlich ein. Wie mancher konnte mit Juvenal seufzen: pensio clamat [1] oder vielmehr der Herr schrie „Hinaus“ und so mußte man, nachdem man den Winter durchfroren und durchhungert hatte, seine Habseligkeiten schnüren. Am ersten Juli, dem Hauptmiettermin, sah sich manche arme Familie ausgestoßen; da schlichen, wie Martial schildert, ein durch Frost und Hunger ausgemergelter Mann und eine Frau daher, schleppten eine Bettstelle mit drei Beinen, einen Tisch mit zwei Beinen und altes Gerümpel, zerbrochenes Geschirr, einen nach schlechten Seefischen riechenden Topf. Warum sie nicht lieber gleich auf der Brücke wohnen, wo sie ihr Lager umsonst haben können? fragt Martial [2]. Der Mieter war schutz- und rechtlos; er konnte fast jederzeit ausgetrieben werden [3]. Und doch wechselte niemand, auch kein Bessergestellter gerne die Wohnung, wie Seneca bemerkt.

IV.

Kleidung.

1. Grundzüge.

Einfach und geschmackvoll war die ursprüngliche Kleidung. Bauern trugen im Sommer nur einen Leibrock und selbst diesen warfen sie wohl ab [4], und der alte Cato blieb für seine Person dabei stehen [5]. Ein erweiterter Leibrock mit oder ohne Ärmel, kurz oder lang, war das gegürtete Hemd, die Tunika, die Männern und Frauen gemeinsam war [6], und dazu kam das Oberkleid, das öffentliche und Staats-

---

[1] S. 9, 64.

[2] Mart. 12, 32; 4, 53.

[3] Er hatte keine actio in rem; die actio conducti half wenig. Kauf, Schenkung, Vermächtnis brach die Miete.

[4] Nudus ara, sere nudus, lautete ein Spruch Verg. g. 1, 299, denn Nacktheit war zauberkräftig. Nudus kann übrigens auch leicht bekleidet bedeuten (Hesiod. op. 391).

[5] Das subligaculum beizubehalten war ein Vorrecht der Familie der Cethеger, dagegen wurde den Torquati ihre Kette, den Cincinnati ihre Haartracht durch die Kaiser aus Eifersucht verboten. Ein Leibrock war auch der limus, cinctus, campestre.

[6] Tunica wird ähnlich wie chiton vom semitischen ketonet abgeleitet.

kleid, die Toga, beim Ausgehen angelegt, eine Art Mantel, ein weißes wollenes Tuch, ursprünglich wohl rechteckig, dann halbrund oder elliptisch, dessen eines Ende über die linke Schulter geworfen, unter den rechten Arm durchgezogen und wieder um die linke Schulter und den linken Arm geschlungen wurde. Auf eine glänzend weiße Toga hielt der Römer viel. Martial widmet ihr ein eigenes Gedicht, preist die glücklichen Schafe, die die reine Wolle lieferten, und bringt Vergleiche mit Lilien und Elfenbein, wie sie sonst nur Verliebten in den Sinn kommen. Umso größer war seine Trauer, nachdem sie verhältnismäßig rasch verbraucht war. Die abgeschabte, bemerkt er bitter, könnte wohl noch schneeig, aber nicht mehr jungfräulich genannt werden; selbst ein Armer würde sich daran schämen. Sie sei nicht einmal mehr soviel wert, daß sie drei Denare (d. h. eine Einladung zu einem Mahle um drei Denare) verdiente [1]. Ein Purpurbesatz an der Toga und Tunika und rote Schuhe kennzeichneten die Vornehmen, ein breiter Saum die Senatoren, ein schmaler die Ritter [2] — ganz rot war der Feldherrnmantel — und die eitlen Männer kehrten das Rot recht deutlich hervor und spreizten die Finger, damit die Ringe in die Augen fielen. Andere spotteten darüber: was der Mann zeigt, trug zuvor ein Schaf — und war ein Schaf. So entstand die bildliche Redensart „den Purpur und die Stola verlachen", d. h. hohe Männer und Frauen verachten [3]. Das faltige Gewand gewährte ein stattliches, würdiges Aussehen, war aber unbequem. Zum richtigen Wurf bedurfte es einer wahren Kunst, und Männer, die auf ihr Äußeres sahen, mühten sich stundenlang vor dem Spiegel ab, die Falten zurecht zu legen [4]. Die unendliche Tuchfülle beengte, und die Verschlingungen, die auseinanderstrebenden Täfelchen, den Togabau beisammen zu halten, bedeutete eine Aufgabe [5].

Auch die Frauen trugen ursprünglich die Toga, die Jungfrauen noch später die verbrämte Toga, und zwar fügte sich an die Frauentoga gewöhnlich eine Falbel [6], eine Art Schleppe an. Später trugen

---

[1] E. 8, 28; 9, 49; 9, 100.

[2] Toga praetexta, laticlavus, tunica laticlavia, angusticlavia. Ebenso in der Provinz Hor. s. 1, 5, 36.

[3] Luc. Nigr. 21; Dem. 41; Mart. 10, 5.

[4] So Hortensius, Macr. 2, 9.

[5] Tertull. de pallio 5.

[6] Instita.

sie die lange griechische Stola, eine Art zweite gegürtete Tunika[1] und darüber einen Überwurf, die Palla[2], während die Männertoga als Strafkleid anrüchigen Personen verblieb[3] und Sklavinnen das Pallium zustand. Durch entsprechende Gürtung entstand ein Bausch, ein Umbo, ein Sinus genau wie bei der Toga zur Aufnahme von Habseligkeiten[4]; denn das Altertum kannte so wenig wie das Mittelalter Kleidertaschen. Das gewöhnliche Volk steckte seine Habseligkeiten in Gürtel[5] und Ärmel. Die Reichen hatten dafür eigene Diener.

2. Bereicherung der Tracht.

Wie auf alle Stücke sah der Römer ängstlich auf die Kleiderordnung, mißbilligte jede Abweichung und hielt schon Tuniken mit Ärmeln ohne Gürtel, allzulange weichliche Unter- und Oberkleider[6], geschweige denn Hemden[7] und Hosen für nicht anständig. Mäcenas lachte über Horaz, wenn aus seiner Tunika ein Stückchen Hemd herausschaute. Seitdem sich aber die Römer in alle Welt zerstreuten und alle Welt nach Rom kam, konnten sie die alte Sitte nicht mehr aufrecht erhalten und gewöhnten sich an eine bequemere reichere Kleidung. Selten noch zogen sie die alte schwerfällige Toga an — nur Tote, sagt Juvenal, tragen sie noch[8]. Die meisten gingen im Hausgewande, mit einer, zwei oder mehr Tuniken auch auf die Straße und ersetzten die Toga durch das Pallium. Als Kaiser Nero einmal in einem öffentlichen Aufzuge einfach mit der Tunika ungegürtet mitlief, erregte er zwar zunächst Abscheu, fand aber bald Nachahmer.

---

[1] Über den Rücken und die Brustseite herab schlang sich eine Borte, woher denn später die kirchliche Stola ihren Namen erhielt.

[2] Vergleichbar dem griechischen peplos; in Italien tragen die Frauen aus dem Volke noch solche lange Schale. Später, als sie schärpenartig getragen wurde, entsprach ihr das pallium der Männer, das aus einem Mantel zu einer Schärpe geworden war (ähnlich wie die kirchliche Stola).

[3] Die libertinae und adulterii damnatae.

[4] Auch die Brustbinde, die Zona, konnte heimliche Gegenstände verwahren, Hor. c. 3, 27, 58; Pollux 10, 32.

[5] Ebenso im Mittelalter und im Orient noch heute; daher erklärt sich die Beutelschneiderei der saccularii, sectores zonarum, scissores loculorum (Kulturg. d. M.A. V, 205).

[6] Tunica manicata, manuleata, spissa — demissa, talaris; — toga crassa, tenuis, exigua; Gell. 7, 12.

[7] Tunica interula, subucula, indusium (bei Frauen); camisia ist semitisch.

[8] S. 3, 172.

Das Volk begnügte sich ohnehin mit einer Tunika oder einem kurzen Leibrock, zu dem bei der Kälte ein schlichter Mantel hinzutrat. So kannten auch bessere Stände schon früher eine Art Überwurf, amictus[1], Schuliermäntelchen[2], das Pallium, das leicht umzuwerfen war[3], und verschiedene ausländische Mäntel in dunkler Färbung. Als Kaiser Augustus einmal in einer Volksversammlung im Forum eine große Menge in dunkeln Mänteln erblickte, rief er aus: „Seht die Herren der Welt, das Volk der Togen" und er erließ einen Befehl, daß die Leute statt der Lacernen wieder weiße Togen anzögen[4]. Viel geholfen hat das Gebot freilich nicht; denn auch die Vornehmen wollten es bequemer haben und verlangten nur von ihren Klienten und Begleitern, daß sie anständig in der Toga erschienen. „Der Purpur entläßt die Toga," hieß so viel wie der Senator schickt die Klienten weg.

Unter den armen Leuten verbreiteten sich die ursprünglich griechischen Pallien[5] und erhielten durch die Philosophen, die mit ihrer Einfachheit prunkten, ein gewisses Ansehen. Sie trugen sie auf dem bloßen Körper und ihre vier Zipfel bedeckten, mit Tertullian zu sprechen, die freie Weisheit und Wissenschaft[6]. Justin der Märtyrer predigte in diesem Gewande, und mancher ging damit in den Bekennertod. Dagegen entrüstet sich Cyprian über die schamlose Prahlerei einer sich hervordrängenden halbnackten Brust.

Dem Pallium standen andere schwere Mäntel, das militärische Sagum, Paludamentum, die Läna und Lacerna nahe, die auf der Brust oder Schulter geknüpft wurden[7]. Um so auffallender ist es, daß Tertullian an den Christinnen tadelt, daß sie die Pallien kokett trügen und ihren Wuchs zeigten[8]. Viel eher gestatteten eine solche Eitelkeit die weichen fließenden Umwürfe, die meist über den Kopf gezogen wurden und deren Namen schon einen fremden Ur-

---

[1] Zu unterscheiden vom indumentum.

[2] Tegilla, palliola (cucullus).

[3] Auf der Bühne unterschied man frühe Mantel- und Togastücke (comoediae palliatae, togatae).

[4] Suet. Aug 40. Über die toga alba, candida (ausgewalkt) als Festkleid Hor. s. 2, 2, 60.

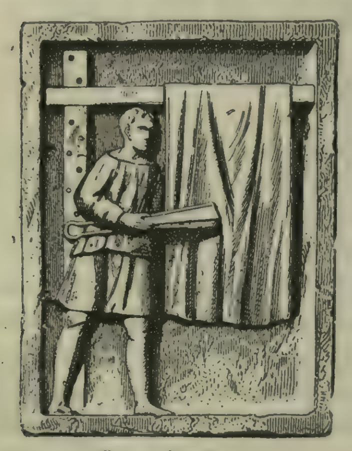
[5] Himatia. Wenn schlechtes Wetter drohte, versahen sich die Kleiderhändler mit Mänteln, deren Preis dann stieg. Plin. 18, 60.

[6] Omnis liberalitas studiorum quatuor angulis tegitur (De pallio 6).

[7] Wie die Chlamys.

[8] De velandis virg. 12.

sprung verrät: der Birrus, die lange Caracalla oder Talartunica[1] — von ihrer Einführung und Verteilung bekamen zwei Kaiser ihre Beinamen — der Cucullus, ursprünglich ein Arbeitskleid, von der weiblichen und männlichen Jugend bei Abenteuern gebraucht; denn er war wie die Caracalla mit einer Kapuze versehen[2]. Syrien lieferte die Paragauda, Griechenland die Synthesis und Exomis. Ferner kam auf die Dalmatika, ein Sklavenkleid, sodann ein Winter- oder Regenmantel (Lacerna, Pluviale), endlich verschiedene Rad-, Glocken-, Reisemäntel, die Pänula, Casula, bekannt als liturgische Gewänder[3]. Auf den erhaltenen Denkmälern sind die verschiedenen


Gewandschneider.


Walker.

Gewänder kaum zu unterscheiden; sie sind alle umgeworfen, über den Kopf gezogen, durch Fibeln oder Haften festgehalten und faltenreich. Knöpfe fehlten dem Altertum wie dem Mittelalter, ja sogar Nesteln, und so erklären sich manche Eigentümlichkeiten. Zu nähen gab es nicht viel und daher traten die Schneider und Näherinnen hinter den Walkern weit zurück. Die Kleidermacher[4] waren einfache Gewandschneider, wie sie im Mittelalter auch hießen[5], oder eine Art Flickschneider, Zeugmacher, die auch mit dem Feuerlöschen zu tun hatten[6].

[1] Spart. v. Sev. 22, Ant. 9.

[2] Caracalla minor hieß die Kapuze allein.

[3] V. Alex. Sev. 27. Ein Kaiser wollte seinen Sohn Pänularius nennen (v. Ant. Diad. 2).

[4] Sartor, sarcinator, vestificus, vestitor.

[5] Scissores pannorum, pannisecae.

[6] Centonarii.

Seit dem Aufkommen der Beinkleider spielt der Bracarius eine wichtige Rolle.

Gegen Beinkleider, Schenkel- und Wadenbinden bestand lange ein Vorurteil, und Italien und Gallien unterschied sich darin, daß hier das Volk Togen, dort Hosen trug, dort das Linnen, hier die Wolle herrschte. Die kurze Kleidung galt für barbarisch, die allzu lange für weichlich. Doch kam es schon früher vor, daß Kränkliche, Weichliche, vielfach auch Frauen Binden um die Füße, um Brust und Arme trugen. Nur feierliche Anlässe, der Gottesdienst, das öffentliche Auftreten zwangen zur alten Tracht [1], während die Christen von ihren Priestern gerade umgekehrt eine starke Verhüllung forderten. Für jene Fälle, erklärt Quintilian, rechtfertige nur Unwohlsein die Bekleidung der Beine [2], des Halses [3] und der Ohren, der Schultern [4]. Damit entschuldigte sich auch Kaiser Augustus, als er sich Beinkleider, eine wollene Jacke und einen Hut gestattete.

Der gewöhnliche Stoff der Kleidung war die W o l l e, zu deren Gewinnung eine ausgedehnte Schafzucht beitrug. Indessen machte die schwere Wolle die Oberkleider wenigstens im Sommer sehr lästig und deshalb kam die von den Morgenländern, von den Kelten und Germanen viel gebrauchte Leinwand zur Geltung [5] und empfahl sich nicht nur für die Kleider, sondern auch für Hand-, Tischtücher und das Bettzeug. Das frühe Mittelalter begann sich dann wieder mehr der Wolle zuzuwenden [6].

Von überallher kamen Stoffe und es bürgerten sich Filze, Friese, Flause, Kattune, Baumwolle [7], endlich Seide ein. Obgleich sehr kostspielig — Seide wurde nämlich wie guter Purpur mit Gold aufgewogen — verbreitete sie sich auch in den Provinzen, und alle Verbote halfen nichts [8]. Die fließende Weichheit dieser Gewandung gab der Körperform einen anderen Reiz als Wolle und Leinen, wie noch

---

[1] Daraus erklärt sich die widerliche Szene, die Martial schildert (3, 24), wo ein Haruspex mit einem Bocke verwechselt wird.

[2] Fasciae crurales, tibialia, femoralia, ventralia, coxale.

[3] Focalia.

[4] Inst. 11, 3.

[5] Über ägyptische Mönche s. Philo de vita cont. (895).

[6] Kulturg. d. M.A. II, 385.

[7] Gausape, cilicium, amphitapum, amphimallum — carbasus, sindon, bombycinum, byssus, Kleider aus Tierhaaren, leporinae, fibrinae, castorinae.

[8] Tac. ann. 2, 33; Dio 57, 15; Plin. 11, 26; Seneca, controv. 2, 9; ep. 90, 20; Mart. 11, 8, 27; Hor. sat. 1, 2, 101; Galen. de cur. an. morb. 9.

römische Bildsäulen zeigen. Den Eindruck verstärkten feine Pelze, die etwas anderes waren als die rohen Hirtenfelle[1].

3. Färbung.

Mit der Bereicherung des Stoffes und der Form der Kleider verband sich eine reichere Farbengebung. Ursprünglich herrschte das Weiß vor, bei dem Volke grau, nur daß die Vornehmen reiche Säume und bei festlichen Anlässen, z. B. bei Triumphen, Verzierungen hinzufügten[2]. Daß auch Vornehme sich dunkel kleideten, hat, wie wir schon oben hörten, Anstoß erregt[3]. Wahrscheinlich wählten auch die Frauen frühe schon farbige Stoffe und erfreuten sich an hellen Farben, besonders an Rot und Gelb, weniger an Blau und an schillernden Stoffen und die Männer folgten ihnen. Wo und wann ein gewisses Vorurteil dagegen bestand, ließen sich die Eitlen in religiöse Vereine oder in Zirkusparteien aufnehmen, wo die farbige Tracht Vorschrift war. Da lassen sich, meint Tertullian, die einen in den Dienst der Ceres einreihen, damit sie weiße Kleider, Bänder und Mützen tragen können, andere fliehen zu Bellona wegen der schwarzen Kleider und des schwarzen Schleiers, andere ziehen Saturn vor wegen des Purpurs und der roten Kleider[4]. Die verschiedenen Volkstrachten der Fremden und Sklaven erhöhten die Mannigfaltigkeit.

Nun wurden die Kleider gemustert[5], mit Besätzen und Einsätzen geziert, Bilder wurden eingewoben[6], Gold und Silber eingestickt. Die Verzierung und Färbung erstreckte sich sogar auf die altehrwürdige Toga[7], auf Hüte und Schuhe und fand ihre volle Befriedigung in den fremdländischen Mänteln, wovon die liturgische Gewandung noch eine schwache Vorstellung gibt. „Der Weise," hieß es, „haßt keine Farbe, aber er weiß doch, daß nicht jede für den sich schickt, der Maß halten will[8]. Ein vornehmer Mann, eine edle Frau be-

---

[1] Beide hießen pelles (Pelz = pelliceus).

[2] Tunica palmata.

[3] Suet. Aug. 40 (toga pulla).

[4] De pallio 4; Petron. 27, 102; Mart. 14, 131.

[5] Segmenta, tabulae.

[6] So trugen Kurtisanen die Bilder ihrer Geliebten am Kleide (Dio 79, 4).

[7] Toga picta, palmata, undulata, Phrygiana.

[8] Bei Martial gilt als Heuchler, wer blau und purpur als unanständig verwarf (1, 96).

gnügte sich mit einem Tone, und die Christen befahlen dem Volke schwarze, den Priestern weiße Farbe an.

Wer etwas bedeuten wollte, mußte immer in reinlicher, hübscher Kleidung gehen; durch seine glänzend weiße Toga zog Cäsar schon als Knabe die Aufmerksamkeit auf sich. In einem Sommer, sagt Juvenal, braucht man vier Kleider, auf dem Lande in vier Jahren nur eins. Ein armer Mensch drehte einfach die geschonte Innenseite nach außen[1]. Vornehme wechselten möglichst oft die Kleider oder ließen sie wenigstens reinigen, waschen, walken[2] und in Pressen legen[3]. Dazu nötigte schon der Schweiß, den die Hitze erzeugte, der Staub und die schlechte Luft. Üppige, weichliche Menschen konnten sich nicht genug tun. „Elfmal," sagt Martial, „bist du, Zoilus, während eines Mahles aufgestanden und elfmal hast du die Synthesis gewechselt, damit nicht die leise Luft deine schlaffe Haut verletze." Dieser Übertreibung gegenüber betonten die Christen, daß die innere Reinheit notwendiger sei als die äußere und konnten sich dabei auf Cicero berufen[4]: Unreine, zerrissene Kleider bezeichnen den armen, niederen Mann. Für Arme und Sklaven hatten die zahlreichen Flickschneider immer viel zu tun; auf abgelegte Kleider war der gewöhnliche Mann angewiesen, um so mehr, als die Kleidung fast soviel kostete wie die Nahrung[5]. Wie natürlich bevorzugte das arbeitende Volk graue Kleider, die den Schmutz weniger annahmen, aber auch in niederen Kreisen konnte das Walken nicht umgangen werden; zu jedem Hof gehörte eine Walkerei.

4. Fuß- und Kopftracht.

Das gewöhnliche Volk ging barfuß und barhaupt, in älterer Zeit auch die Vornehmen. Die Staatstracht, die Toga setzte weder

---

[1] Luc. Gall. 9 (tribonion).

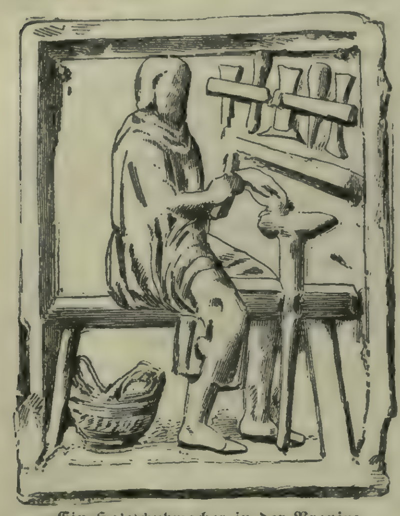
[2] Manchmal hinterließ das Walken einen üblen Geruch, da man dazu die schmutzigsten Stoffe nahm; Mart. 6, 93, 1. Statt der Seife diente die Walkererde oder statt dieser Laugensalz oder Urin zum Beizen, was übrigens noch heute vorkommt; die Wirte großer Städte wissen es wohl. Über Urin als Zahnmittel s. Catull. 37; 39. Diod. 5, 33.

[3] Prela (pressoria) Sen. tranq. a. 1; Claudian ep. Pallad. 101; Amm. 28, 4. Bürsten kannten die Alten nicht, sondern nur Wedel.

[4] Saepe est sub palliolo sordido sapientia (Tusc. 3, 23, 56). Hieronymus hat diesen Satz später erweitert; sordida vestis candidae mentis indicium, ep. 125, 7.

[5] Col. 1, 8.

Hüte noch Schuhe voraus, und zu Hause liefen die meisten auch später barfuß herum, und Freunde durften so Besuche machen. Viel früher brauchte das Volk zum Schutze gegen die harten Wege und das Ungeziefer Fußhüllen, Fußbinden, Linnen= und Lederschuhe[1]. Zwischen Strümpfen und Schuhen unterschied das Altertum und das Mittelalter nicht genügend, kannte aber doch eine große Mannigfaltigkeit schön geschnürter bequemer Hüllen, so daß man sich wundert, wie jemand über drückende Schuhe klagen konnte[2]. Die Hauptsorge war eine schöne Form und Farbe. Bei Vornehmen glänzten sie in allen möglichen Farben, in Purpurrot, Wachsweiß, Goldgelb, Smaragd= und Efeugrün, und die Unterschiede kennzeichneten Würde und Stand ihrer Träger. Der Schuh war manchmal weißer als die Toga und wurde, wie Martial spottet, durch den schmutzigen Mantel verdorben[3]. Der Kaiser Caligula (Stiefele) ließ sich den Fuß küssen, damit man seine von Gold und Edelstein strotzenden Mimenschuhe (socculi) bewundern könnte. Dagegen verbot ein strenger Kaiser jede Farbe und gestattete sie nur noch den Weibern[4].


Ein Holzschuhmacher in der Provinz.

Barfuß liefen nur noch arme Leute, Asketen und Philosophen — Christus hatte seine Jünger dazu aufgemuntert. Sonst versah sich alles Volk mit Schuhzeug. Als einmal die kaiserlichen Postläufer den Kaiser Vespasian um Schuhgeld baten, gab er ihnen die Weisung: „Lauft barfuß, dann braucht ihr überhaupt kein Schuhgeld[5].“

---

[1] Das gewöhnliche waren calcei, caligae, letztere mit Nägeln beschlagen (clavi caligares), Halbschuhe socci, Sandalen soleae, crepidae, Gamaschen, Strümpfe ocreae, impilia, Stiefel compagi, perones, aestivalia. Zur Befestigung dienten corrigiae, habenae, amenta, obstragula. Dazu kamen Holz=, Filzsohlen, sculponeae, udones, ferner die seltsamen baxeae, zancae.

[2] Besser ein nudipes als vincipes, Tert. pall. 5; Hier. adv. Jov. 1, 48; Clem. p. 2, 11.

[3] E. 7, 33.

[4] Sen. ben. 2, 12; v. Aurel. 49. Hier. ep. 38.

[5] Suet. Vesp. 8.

Um den Kopf zu schützen, zogen die Männer beim Regen die Toga oder den Mantel etwas über den Kopf, benützten Regen- und Kapuzenmantel, aber auch Kopftücher [1], Mützen, Spitzhüte und Rundkappen [2]. Thessalische Hüte durften bei Regen im Theater getragen werden [3]. Augustus lief zu Hause in einem Hute herum, da er die Sonne auch im Winter nicht ertragen konnte; dagegen rühmte man Hadrian nach, daß er barhaupt dem deutschen Schnee wie der Sonnenglut Ägyptens trotzte [4]. Der Hut war sogar ein altrömisches Vorrecht der Freien [5], Haarschur und Hut dem Sklaven verliehen, bedeutete seine Freiheit. Während die Männer ihre Haare kurz schnitten und ihren Kopf freihielten, bemühten sich die Frauen ängstlich um eine schöne Zier, ließen ihre Haare kräuseln [6], flochten es in Strähnen, banden sie zu Knoten, Ringen, Bäuschen, Türmen, stuften sie ab [7], durchflochten sie mit Binden, steckten Nadeln hinein, deckten sie mit Goldstreifen, mit Schleiern, mit Mützen, an denen Nackenschleier befestigt waren [8], und mit Kopfbinden, Mitren [9]. Die eine Dame, sagt Ovid, läßt die Haare über beide Schultern herabwallen, die andere trägt sie aufgebunden wie Diana auf der Jagd, diese wirft sie in loser Fülle umher, jene bindet sie sorgfältig zusammen, die eine trägt die Frisur nach Muschelart, die andere hat ein wogendes Meer auf dem Kopf. Zu einem länglichen Gesicht paßt es besser, wenn die Haare auf dem Scheitel geteilt sind, zu einem runden, wenn über die Stirne ein Löckchen hängt, die Ohren aber freigelassen sind [10]. Zwei Jahrhunderte später schreibt Tertullian: „Die einen haben ihre Freude daran, die Haare in Locken zu kräuseln, die anderen mit scheinbarer aber doch nicht löblicher Einfachheit sie glatt herabfallen zu lassen. Sie fügen außerdem, ich weiß nicht was für Ungeheuer von falschen Haargeflechten hinzu, die, bald wie eine Mütze oder ein Helm gestaltet, das

---

[1] Oraria.

[2] Pileus, petasus, bei Priestern galerus, tutulus, apex, der pileus stammt vom Osten, wie die Mitra, ein Spitzhut ohne die späteren Hörner. Cudo Filzhelm.

[3] Dio 59, 7.

[4] Dio 69, 9.

[5] Pers. 5, 82. Ein weiteres Zeichen war ein Ring an der linken Hand.

[6] Calamister, Brenneisen.

[7] Vittae, cincinni, anulus, torus, tutulus, gradus.

[8] Calantica.

[9] Ricinium, mavorte, infula.

[10] A. a. 3, 137; am. 2, 8.

Haupt bedecken, bald rückwärts im Nacken sich häufen [1]." „Sie lassen ihre Haare nicht ruhen, fesseln sie oder lassen sie wie Vögel flattern." Wieder fast zweihundert Jahre später hören wir noch von Scheiteltürmen und Haarhüten [2].

Verheiratete Frauen unterschieden sich nach alter Sitte von den Jungfrauen durch einen Schleier, der das Hinterhaupt bedeckte [3] — bei der Hochzeit wurde ihnen vorher Schleier, rotes Haarnetz und rote Schuhe angelegt; nur das Gesicht blieb frei. Aber zwingend war die Verschleierung nicht; das zeigen schon die verschiedenen Haartrachten, von denen die Schriftsteller sprechen und die eine Verschleierung ausschlossen. Viel allgemeiner und weitgehender war die Verschleierung in Griechenland und im Orient, die sich in diesen Dingen nahestanden. Beide Geschlechter ließen das Haar etwas in die Stirne hereinhängen, manche auch in die Schläfen [4], da eine schmale Stirne für schön galt.

Im übrigen schnitten die Männer es, wie gesagt, kurz im Unterschied von der älteren Sitte, die bei den Germanen und teilweise im Oriente fortbestand. Auch die Griechen unterschieden sich hierin von den Orientalen. Zur Trauer aber ließen es Griechen und Römer wachsen, während früher die Orientalen es nach Hieronymus schoren [5]. Die Philosophen folgten der orientalischen Sitte und hielten viel darauf, daß ihr Kopf recht schmutzig wäre, verfielen aber dem Spotte der Gassenjugend. Trotzdem fand ihre Art bei den der Philosophie geneigten Kaisern des zweiten Jahrhunderts Anklang und ihrem Vorbild folgten die Vornehmen. Die Gegensätze berührten sich ja sehr nahe. Schon lange hatten Stutzer und Weichlinge ihre Haupthaare wachsen lassen und sie sorgfältig gepflegt und durch Haarkräusler pflegen lassen, um es Weibern gleichzutun [6], ja sogar ihr Barthaar gekünstelt [7], während sie sonst jedes Härchen an ihrem Körper entfernen ließen.

Im allgemeinen galt ein freier Mund und ein freies Kinn für ebenso schön wie ein freier Kopf. Schon ein Scipio Ämilius ließ sich

---

[1] Nunc in galeri modum quasi vaginam corporis et operculum verticis, nunc in verticem retro suggestum; de cult. f. 7.

[2] Turritus vertex, celsus apex, Hier. ep. 130; Prud. ps. 183.

[3] In diesem Sinne ist zu verstehen: uxorem dimisit, quod eam capite aperto foris versatam cognoverat, Val. Max. 6, 3, 10.

[4] Antiae (Simpelfransen), capronae (Schläfenhaare).

[5] In Ez. 2, 5; 2, 7.

[6] Hor. s. 2, 3, 35; Luc. ep. S. 24, reviv. 46.

[7] Barba mitrorum, barba reorum, Mart. 2, 36.

täglich rasieren. Die Baderstuben fanden einen guten Zuspruch von hoch und nieder [1]. Da die Schermesser [2] nicht scharf genug waren und die Seife fehlte, mußten die Bader Haare ausreißen oder wegbrennen oder mit einer Salbe vertilgen [3], und sie bedurften dazu viel Zeit, so daß ein Satiriker spottet, während des Rasierens pflege der Bart wieder zu wachsen. Ein schlechter Barbier hinterließ Narben tiefer als ein Wundarzt, wie der haarige Martial klagt. Es gab eben noch viele solch rauhfellige, borstige Menschen wie dieser Keltiberer, zottig am ganzen Körper, besonders auf der Brust und an den Schenkeln [4]. Feine Herren hielten die Epilation und Glättung wie die Nagelpflege an Händen und Füßen für ein wesentliches Stück sauberer Toilette [5]: ein reiner Fuß fiel fast noch mehr auf als eine schöne Hand, obwohl der Fußschuh nicht so selten war wie der Handschuh [6].

Auffallend dagegen ist, daß wir nichts von Schnupftüchern hören. Der Südländer braucht sie nicht so notwendig wie der Nordländer, dafür hat er aber Schweißtücher, Handtücher nötig, und diese dienten wohl auch als Schnupftücher [7]. Mit einem Handtuche ging man zum Mahle oder ließ es sich durch Sklaven nachtragen; mit einem Handtuch gab der Konsul das Zeichen zum Wettkampf, mit Handtüchern dienten die Opferknaben. Sie ersetzten wohl sogar Handschuhe [8]. Etwas in der Hand zu tragen, fühlte man als Bedürfnis, sei es ein Tuch, ein Stäbchen, eine Rolle, und Frauen spielten mit Fächern oder Kugeln [9].

---

[1] Hor. ep. 1, 7, 49; Juv. 14, 12; Plin. 7, 59; Dio 48, 34.

[2] Novacula, culter tonsorius.

[3] Mittels der volsella, des Psilothrums. Bei den Griechen besorgten die Paratiltrien (Weiber) dieses Geschäft; Philost. v. Ap. 4, 27.

[4] Mart. 11, 84; 2, 36, 62; 8, 52; 10, 65, 98. Sen. const. 18. Clem. p. 3, 3, 11: eine Schere genüge auch für die Oberlippe, anderes Haar bleibe stehen als Zeichen der Mannheit.

[5] Pumice laevi (Juv. 9, 95); dropace laevi; Mart. 6, 93; 3, 74; Luc. Nigr. 27; Dem. 50; Fug. 33; de merc. cond. 33.

[6] Eine Sandalenschnur ansula ging an der großen Zehe hindurch.

[7] Als Schweißtuch diente das sudarium, orarium, facitergium, mucinium, die mappa (Tischhandtuch), der manipulus (ein späteres Kultuskleid), das orarium ging als aurali ins Gotische über, als orel ins Englische. Wenn Nero nur mit einer Synthesis oder Tunika ausging, trug er das Schweißtuch um den Hals. Andere schoben es in den Gürtel oder Ärmel.

[8] Man denke an Serena auf dem Elfenbeindiptychon zu Monza.

[9] Zur Kühlung trug man nämlich Bergkristall- und Bernsteinkugeln in den Händen; Prop. 2, 18, 60; 4, 3, 52; Mart. 11, 8.

5. Schminke und Schmuck.

Auch die bereicherte Tracht genügte den reichen, weichlichen Herren nicht, ihr Luxusbedürfnis zu befriedigen. Dieses Bedürfnis trieb zu Künsteleien, zur Nachahmung von Frauen und Schauspielern. Die Gecken gaben sich ein weibliches Aussehen [1], ließen sich im Gesicht glatt rasieren, die Haare vom Kopfe lange herabwallen, sie zu Locken brennen und in Bänder flechten. Sie trugen Ringe an den Ohren, Frauenschuhe an den Füßen, trieben Manikure, überluden sich mit Salben, Schminken und Wohlgerüchen. Da die Herren der Schöpfung Weiber spielten, ging die männliche Schönheit verloren, wie ein Grieche klagt, mit dem die Kirchenväter übereinstimmen [2]. Diese verwarfen in ihrem Rigorismus jede Haarpflege, jede Salbe und jeden Wohlgeruch, gerieten aber doch in Verlegenheit, wenn man ihnen die Worte Christi vorhielt, der den Judas wegen seiner geizigen Entrüstung über Salbenverschwendung zurechtgewiesen hatte. Klemens von Alexandrien gibt sich eine verzweifelte Mühe, diese Stellen der Heiligen Schrift in einem geistigen Sinne umzudeuten, und zwar eine fruchtlose Mühe. Denn das Öl ersetzte einigermaßen die Seife, die den Kelten nicht ganz unbekannt war, und wurde in öffentlichen Bädern umsonst geliefert. Das Öl verband sich mit Wohlgerüchen und Schminken [3] — die Schriftsteller unterscheiden hier nicht genau — und so erklärt es sich, daß sie ein von Öl triefendes, ja sogar ein gefärbtes Gesicht viel seltener tadeln, als wir erwarten. Immerhin spottete mancher über die schwarzen Bäche, die in der Hitze von den Augen herabflössen [4], und über die mennigrote Bahn, die sich von den Wangen bis zum Halse zöge. Kamen dabei Falten zum Vorschein, dann glichen die Wangen, sagte einer, dachlosen, zerrissenen Mauern mit aufgelöster Tünche [5]. Unter dem Einfluß nordischer Schönheits-

---

[1] Tortos in fluctum ponere crines aut vinclis revocare comas, et vertice denso fingere et appositis caput emutare capillis, pumicibusque cavis horrentia membra polire, atque odisse virum sterilesque optare lacertos. Femineae vestes . . . fractique gressus. Manil. 5, 147.

[2] Dio Chrys. 21.

[3] So wenig wie die Kelten (Diod. 5, 33) verschmähten die Römer die schmutzigsten Stoffe, Ov. am. 1, 14, 44; Mart. 14, 26; Tert. c. f. 9; Sid. carm. 12, 6; Val. Max. 2, 1, 5. Dagegen fehlten der aus Stärke bereitete Puder, Puderquasten, Puderbeutel und die Pomade im eigentlichen Sinn.

[4] Supercilium de pyxide proferre, sagt Petronius (110).

[5] Petron. 23.

ideale färbten die Frauen ihre Haare gelb und rot[1]. Die Frauen seien wahre Wachsfiguren, meint ein Dichter. Alles an ihnen sei falsch, Zähne, Haare u. a., in tausend Büchsen liegen ihre Reize verpackt[2].

Dazu müßten Wohlgerüche üble Düfte vertreiben. Jeden Tag, sagt Klemens von Alexandrien, treibe der Hunger nach Wohlgerüchen zu neuen Erfindungen und alles werde damit bespritzt, Kleider, Teppiche und Häuser. Er stimmt mit Plautus überein, der meint, eine Frau rieche am besten, wenn sie nach nichts rieche. Sie soll den Wohlgeruch Christi aushauchen, das sei das echte Königsöl. Sie sei durchduftet mit dem Aroma der Züchtigkeit und habe ihre Freude am Öl des Heiligen Geistes. Mäßig gebraucht, können die Öle und Gerüche als heilsame Arznei dienen, sonst dienen sie der Versuchung. Der Unenthaltsame werde von Parfümen, Salben, duftenden Kränzen und Perlen und anderem Schmucke fortgerissen wie der Ochse mit Ring und Strick.

Hals-, Arm- und Ohrringe, erklärt Klemens, verbiete der Logos. Die Alten überluden sich eben mit Schmuck, Ringen, Perlenketten und -bändern, nicht nur den Hals, die Hand, das Handgelenk, die Ohrläppchen, sondern auch die Brust, den Gürtel, die Füße und die Knöchel. Im Ankauf von Perlen ging der Preis von Landgütern darauf, wie aus der Parabel Christi von der Perle bekannt ist. „Ein ganzes großes Vermögen," sagt Seneca, „trägt eine eitle Dame in ihren Ohren." Anspruchslosere begnügten sich mit Bernsteinperlen, die von Norden zahlreich eingeführt wurden; denn wenige Menschen wollten jeden Schmuck entbehren, und so zierten sich die oberitalienischen Bäuerinnen mit Bernsteinhalsbändern. Nachdem der Reichtum längst verschwunden war, griff man nach irgend einem Ersatze. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Prudentius im vierten Jahrhundert schreibt, die Frauen verzieren ihr Gesicht, ihre Stirn, hängen Perlen in die Ohren, flechten Edelsteine und Goldkettchen ins Haar und legen Ketten um den Hals[3]. Die Überladung aller Glieder mit

---

[1] Auch Männer v. Veri 10.

[2] Mart. 9, 37. Eine Art Perücke war das capillamentum; sogar verschiedene Perücken kannte man, so das corymbion und galericon. Römische Frauenstatuen haben einen Kahlkopf und eine entfernbare Frisur; der Zweck dieser Einrichtung war vielleicht nur, die Frisur nach der Mode zu wechseln.

[3] Hiacynthis pingere sutilibus redimitae frontis in arce, colla vel ignitis sincera incingere sertis, auribus aut gravidis virides suspendere baccas; nectitur et nitidis concharum calculus albens crinibus, aureolisque riget coma texta catenis, Ham. 268.

Zierat fesselte und verdunkelte nach dem Urteile eines Kirchenvaters die Schönheit statt sie zu heben. Dieser sah darin Fesseln des Bösen, sah wahre Teufelszeichen in den verschlungenen Schlangen der Armringe, in den unzüchtigen Bildern der Gemmen, die in Siegelringe eingelassen waren [1].

Als Handschmuck waren Fingerringe allgemein im Gebrauch, Goldringe bei höheren Ständen, Eisenringe bei den niederen, Silberringe seltener. Manche trugen an jedem Finger einen, ja zwei Ringe [2]. Endlich wurde mit Spiegeln und Fächern Luxus getrieben; nur darf man nicht an heutige Fächer denken, jene waren Metall- oder Glasspiegel, diese entweder Federbüsche aus Straußen-, Pfauen- und Papageienfedern gebildet, oder Windtäfelchen, die Diener, Dienerinnen, Verehrer schwangen [3]. Selten hören wir von Schirmen.

In vielen Stücken blieb der Luxus der Alten hinter dem neueren zurück, den die verschiedenen, damals seltenen Kleidungsstücke heute ermöglichen, wie Hüte, Handschuhe, Schnupftücher, Halstücher, Westen, Hosen und Strümpfe. Naturfehler konnten nicht in der Weise ausgeglichen werden wie heute. Die ganze Körperhaltung war gesünder, da die Alten nicht so viel saßen und weder Kanzlei- noch Fabrikluft atmen mußten. Aber ihre Genußsucht und ihr Luxus haben diesen Vorteil wieder zerstört, und einigen Modetorheiten huldigten die Römer doch, namentlich bei der Erziehung junger Mädchen, indem sie ihnen ihre Brust einschnüren ließen oder sie zum Fasten verurteilten, damit sie schmächtiger würden. Sie konnten kräftige Gestalten nicht leiden, die wie Faustkämpfer aussahen. Noch im späten Alter behielten die Frauen ihre Binden, wenn man so sagen will, ihre Korsette bei [4]; ein weichlicher Ritter trug die Brustbinde seiner Frau zum Spotte der Leute [5].

---

[1] Juv. 6, 123; D. 34, 2, 32, 9; Clem. paed. 2, 12.

[2] 16 Ringe trägt ein Mann bei Luc. Gall. 12; Mart. 5, 11.

[3] Glasspiegel mit Blei belegt fanden sich zahlreich in Regensburg, Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins 1897, 17; Juv. 4, 50; Ov. a. a. 1, 161; noch im Mittelalter und tief in die Neuzeit herein wurden Büsche gebraucht; auf Budenbildern des Mittelalters ist gewöhnlich eine Federquaste aufgehängt zu sehen.

[4] Mamillare, strophium, fascia, zona. Ov. ars am. 3, 274; rem. am. 338; Prop. 4, 9; Mart. 14, 134; Stat. s. 2, 1, 130. Hieronymus übersetzte Jerem. 2, 32 mit fascia pectoralis statt mit cingulum. Vgl. dazu ep. 22, 6.

[5] Hier. adv. Jov. 1, 49; Luc. am. 41.

6. Christliche Einfachheit.

Während sich die Heiden nicht genug tun konnten in Luxus und Üppigkeit, begnügten sich die Christen, auch wenn sie aus höheren Kreisen stammten, mit der niederen Kleidung des Volkes und mit seinen einfachen Wohnungen. Ihre gewöhnliche Tracht war der Mantel, das Pallium, das vermutlich auch die Apostel umhingen, oder die Lacerna, Kukulle, das Oberkleid der Mönche bis tief ins Mittelalter hinein, woran das Pluviale, die Kappa erinnerte, nicht aber die Toga, die nie auf Katakombenbildern erscheint.

Buntfarbige, künstlich gemischte Stoffe verbot schon das Alte Testament. Überdem, meint Klemens, gleichen solche Stoffe bedenklich den glitzernden Schuppen der Schlange. Seidenstoffe seien das Erzeugnis von Würmern, Zeichen und Abbilder einer lockeren und lüsternen Gesinnung, durch die dünnen Gewänder werde die Lust angelockt. Wie der Soldat, der Matrose, der Beamte, so habe auch der Weise seine eigene Kleidung; für Männer des Friedens und des Lichtes passe das Weiß am besten. Weiß sei das Gewand des Engels bei der Auferstehung gewesen. Eine weiße Tunika oder Alba geziemte sich Priestern und Klerikern auch später noch; weiß waren die Kleider heidnischer Asketen, während die christlichen Asketen die schwarze Farbe, die Farbe des Volkes, sich wählten [1]. Außer Weiß und Schwarz verwarfen die Christen alle Farben, alles Buntfarbige. Selbst an Bräuten duldeten sie keine andere Farbe, was freilich nicht verhinderte, daß in byzantinischer Zeit die Buntfarbigkeit noch wuchs.

Das Haar sollte bei den Männern kurz geschoren sein, in dieser Hinsicht machte sich römische Anschauung geltend; sonst trugen Asketen langes Haar, wie die Nasiräer [2]; bald aber schoren sie es ganz weg. Der Bart jedoch sollte frei wachsen; wenn man am Kinn etwas rasiere, solle man es wenigstens nicht ganz glatt machen, denn das Rasieren nähere sich dem unmännlichen Auszupfen und Glätten. Das Haar der Oberlippe sollte man beschneiden, und zwar mit der Schere. Der Kinnbart aber gebe dem Gesichte Würde, die Psalmen singen mit Wohlgefallen von dem Bart Aarons, an dem die Salben herabträufeln. Trotz dieses Lobes erschienen Konstantin und seine Nachfolger bis auf Julian in altrömischer Weise bartlos. Das Haupt sollte man scheren,

---

[1] Synes. ep. 153. Im Hirten des Hermas sind die Jungfrauen, die das Laster versinnbilden, in lange schwarze Kleider gehüllt.

[2] 1. Könige 1, 11.

hören wir; dadurch würde es weniger zugänglich für Krankheiten, als wenn Weiberlocken schlimme Dünste in sich aufsaugten. Frauen sollten das Haar weich kämmen und es mit einer einfachen Nadel gegen den Nacken zurückstecken. Die hetärenmäßigen Haarlocken und die strickartig niederhängenden Flechten seien zu meiden, man schlafe nicht einmal ohne Besorgnis. Schon der heilige Paulus hatte die gekrausten Haare verworfen [1]. Man soll das Haar nicht mit Salben durchduften und die grauen Haare nicht färben. Ganz und gar unpassend sei das Auflegen fremder Haare, denn wenn der Priester segne, dann segne er fremde Haare und durch sie ein anderes Haupt. Eine solche Ungeheuerlichkeit, meint Tertullian, sollte die Frau schamrot machen, es sei eine Verunreinigung, daß sie die abgeschnittenen Haare vielleicht eines Unreinen, vielleicht eines Schuldigen, vielleicht eines für die Hölle Bestimmten, einem heiligen und christlichen Haupte aufsetze. Selbst die einfachste Frisur wurde für gefährlich gehalten; Hieronymus nennt die Haare ein Nest für Ungeziefer und rät, sie abzuschneiden [2].

Ihr Gesicht sollten die Frauen verschleiern, wenn sie ausgingen [3], — die alte römische Sitte verlangte nur eine teilweise Verschleierung; nun wurde eine vollständige Verschleierung gefordert, wie sie im Orient und in Griechenland Sitte war [4]. Tertullian weist auf die arabischen Frauen hin, die das ganze Angesicht bedeckten und nur ein Auge frei ließen. Das Gesicht einer Jungfrau, meint er, soll nur ihr himmlischer Bräutigam sehen, und auch der Nacken und die Ohren sollen bedeckt sein. „Manche Frau," sagt Tertullian, „umbindet sich mit wollenen Tüchlein den Kopf, die Stirne ist freilich verdeckt, im übrigen aber ist sie barhäuptig, andere haben leinene Tüchlein, die nicht bis zum Ohre herabreichen; ich glaube, um den Kopf nicht zu drücken, ich bedauere sie, sind sie so schwerhörig, daß sie das Ohr nicht bedecken dürfen?" Den an griechische Sitten Gewöhnten ärgerte es am meisten, daß die Mädchen nach römischer Art unverschleiert kamen, daß sie nach Art der Frauen das Haar teilten und die Haarnadeln verwendeten. Das Beispiel der römischen Jungfrauen wirkte bei dem Zwang der Sitte auch auf andere Frauen; dagegen donnert

---

[1] 1. Tim. 2. 9.
[2] Hier. ep. 147, 5.
[3] Tert. de virg. velandis; const. ap. 1, 8.
[4] Schon der heilige Paulus hatte den Schleier gefordert und den Schmuck verworfen; 1. Tim. 2, 9.

Tertullian, wegen etlicher Jahrmarktshäupter, die ihre Reize enthüllen, werden die Mädchen geängstigt. Die Frechen behaupten, die den Schleier gebrauchen, geben „Ärgernis“ — ein seltsamer Sprachgebrauch. „Wie wenn die Unenthaltsamen sich an der Enthaltsamkeit ärgern, oder wenn die allezeit Hochzeitenden die Einehe ärgerlich finden.“ Die vollständige Verschleierung war jedoch nicht durchzuführen, sie beschränkte sich auf die gottgeweihten Jungfrauen.

Manche gingen so weit, zu verlangen, daß die Frauen gleich gekleidet sein sollten wie die Männer, sie sollten sich gleicher Gewänder bedienen, nur etwas weicherer; auch ein Schleier und Schuhe, ein wenig Salbung und sauberes Waschen soll ihnen gestattet sein, nicht aber Schminken und derartige Toilettenkünste. „An dem großen Tage der Christenfreude,“ sagt Tertullian, „will ich doch sehen, ob ihr mit der weißen, roten oder gelben Schminke und mit dem umfangreichen Kopfputz auferstehen werdet, ob die Engel die so Angemalten in der Luft dem Herrn entgegentragen werden. Haltet euch doch heute fern von dem, was dann verworfen wird. Heute sehe euch Gott so, wie er euch dann sehen wird. Die Schönheit sei die edle Blüte der Gesundheit.“

Den Schmuck sollte man möglichst meiden; nicht als ob er an sich sündhaft wäre, sondern weil er zum Luxus führte. Merkwürdigerweise verwarf man sogar das Bekränzen. Sich das Haupt zu bekränzen, galt lange Zeit als heidnisch, man sollte keinen Kranz tragen, wo Christus die Dornenkrone trug; nur um den Hals wurden Blumen geduldet. Ein Hauptgrund war die Verwendung des Kranzes bei Götterkulten und bei Mahlen. Der Kranz auf dem Frauenkopfe, meint Tertullian, sei eine buhlerische Empfehlung der Reize, ein schnödes Brandmal der Frechheit, eine äußerste Verleugnung der Züchtigkeit, ein Mittel schlimmer Verführungskunst. Auch Tote zu bekränzen, die Gräber mit Blumen zu schmücken, sei heidnisch. Allmählich verschwand die Scheu vor der Bekränzung, und Bräute und Krieger begannen Kränze aufzusetzen[1]. Im Anfang des dritten Jahrhunderts sollte einmal ein christlicher Krieger nach beendigtem Feldzug bekränzt vor den Tribun treten, um seinen Lohn zu empfangen, wie es die Sitte allgemein gebot; jener Christ trug aber den Kranz in der Hand anstatt auf dem Haupte. Da er sich so als Christ bekannte, wurde er hingerichtet. Viele Christen mißbilligten dies und ihre Ansicht

---

[1] R. E. I, 390.

drang durch, obwohl Tertullian den Soldaten verteidigte. Gold- und Perlenschmuck dagegen blieb immer strenge verboten. Das Kalb der Juden, sagte man, sei von Gold gewesen. Wer solche Dinge trage, sage gewissermaßen, er sei geringer als diese Schmucksachen, daher sollen auch die Frauen sie meiden. Einen Siegelring mögen die Männer führen und als Siegelzeichen wählen eine Taube oder einen Fisch oder ein Schiff mit geschwellten Segeln oder mit einer Leine wie Polykrates, oder einen Schiffsanker wie Seleukus.

Der Schmuck verweichlicht, meinen die Kirchenväter, und macht unfähig zur strengen Christensitte, zum Martyrium. „Ich weiß nicht," ruft Tertullian, „ob Füße mit üppigem Knieband sich gerne die Fesseln gefallen lassen; ich fürchte, daß Nacken mit Perlen und mit jenen teueren Smaragden für das strenge Richtbeil nicht Platz haben: eisern, wie diese Zeit ist, taugt sie für goldenen Prunk nicht. Wir erwarten die tragenden Engel und die Stolen der Märtyrer." Die Frauen belasten sich mit Gold, damit man sie nicht für Sklavinnen halte. Die Schönheit eines schlechten Weibes, sagt Klemens, ist gleich den ägyptischen Tempeln, die außen schön sind, im Innern aber eine Katze oder Krokodil oder ein anderes Untier enthalten; sie ist gleich dem Nasenring eines Schweines. Eine gute Frau braucht keinen Schmuck. Um die Handknöchel soll ihr Schmuck sein die Freude am Geben und die Emsigkeit einer Hausfrau, an den Füßen soll der Eifer im Wohltun, das Wandern auf guten Wegen glänzen; Halsband und Gürtel sei Schamhaftigkeit und Mäßigkeit. „Solcher Goldschmuck kommt aus Gottes Werkstätte." „Märtyrergewänder werden zugerüstet," sagt Tertullian, „die Engel halten sie schon empor. Da tretet dann hinzu, geschmückt mit den Schönheitsmitteln und den Zieraten der Propheten und Apostel, nehmt den Glanz aus der Einfachheit und die Schminke aus der Keuschheit, bemalt die Augen mit Schamhaftigkeit und den Mund mit Schweigsamkeit, hängt in die Ohren das Wort Gottes und legt um den Nacken das Joch Christi. Beugt das Haupt vor dem Ehemann und ihr seid genug geschmückt. Beschäftigt die Hand mit der Wolle und laßt den Fuß im Hause weilen, und Hand und Fuß werden schöner sein, als wären sie in Gold gefaßt. Kleidet euch in die Seide der Frömmigkeit, in das Leinen der Heiligkeit, in den Purpur der Scham. So geschmückt wird Gott euer Liebhaber sein."

„Dieses Jahrhundert gehört dem Eisen, nicht dem Golde an," sagt Tertullian, indem er an die blutigen Kämpfe der Kirche erinnert. Die wahre Schönheit ist nicht im äußeren Schmuck und Putz zu suchen,

und eine Frau vermag schön zu sein, ohne daß sie sich, wie die Heidin, in buntfarbige Kleider und Purpur hüllt, die Schuhe mit Goldschmuck bedeckt und sich schminkt. „Sollte sie weniger schön sein in dem weißen Gewande, welches Symbol der Reinheit ist?“ Die heidnische Schönheit nennt Klemens Mutter des Ehebruches [1] und warnt, sich von ihr nicht beherrschen zu lassen [2]. Die wahre Schönheit besteht in der Gottgleichheit und in der Liebe, sie ist die Liebe und strahlt von innen [3]. Das Christentum führt einen neuen Schönheitsbegriff in die Welt ein, beginnt eine neue Kunst und gibt der Freude eine neue Grundlage.

V.

Nahrung.

1. Nahrungsstoffe.

Einfach wie die Tracht war ursprünglich die Nahrung und blieb es bei dem einfachen Manne. Sie bestand nämlich überwiegend in Gemüse und Mehlgerichten, vor allem im beliebten Mehlbrei. Brei gebacken, ergab eine Art Matzen oder Brot [4], ein rauhes Kleienbrot aus Mehl, wie es die Handmühle schlecht und recht aus den Körnern preßte, gebacken auf dem Herde oder in einer Backschale oder im Ofen [5]. Die gewöhnliche Form waren Rundbrote mit einem Vierschnitt, der ein leichtes Brechen gestattete [6], daneben verwickelte Gebilde zum Teil unzüchtigen Charakters [7] und der Stoff Weizen, Spelt, zur Not auch Gerste und Hirse, nicht aber Haber und Roggen, die dem Norden vorbehalten blieben [8].

---

[1] ὅ κάλλους μοιχικοῦ.

[2] μὴ τυραννήσῃς τοῦ κάλλους.

[3] κάλλος ἐστὶ τὸ ἀληθινὸν (paed. 3, 1, 2). — κάλλος ἀνθρώπων ἀγάπη.

[4] Die Erinnerung daran bewahrt das Wort pistor, das ursprünglich den Sklaven, der die Mehlkörner im Mörser zerstampfte, später den Bäcker bezeichnete.

[5] Panis subcinericius, focarius — testuatius, artopticius, — furnacius, clibanicius. Zum Kneten des Teiges bediente man sich mechanischer Vorrichtungen, die durch Tiere bewegt wurden. Über den Sauerteig s. Blümner, Technologie I, 58.

[6] Panis quadratus.

[7] Mart. 14, 69; 9, 2, 3. Petr. 60.

[8] Das rauhe Brot, panis durus, sordidus ater hieß auch plebeius rusticus, castrensis, cibarius, acerosus, furfureus. Feines Brot, tener, mundus,

Zu Brei und Brot gesellten sich die vielen Gemüse des Südens, Salat und Kohl, Rüben und Rettiche, Linsen, Erbsen und Bohnen, ferner Zwiebeln, Lauch und Knoblauch, Lupinen, Kürbisse, Kapern, Mangold, Palmentriebe, Schwarzwurzeln u. a., worin die Römer weniger wählerisch waren als im Getreide. Die Gemüse ersetzten ihnen unsere Kartoffeln. Sie hießen die Rüben geradezu die Speise des Romulus. Das arme Volk verzehrte die sonst als Viehfutter gebrauchten Lupinen und das Bockshornkraut nicht ungern. In einer Hungersnot bekam sogar ein so verwöhnter Junge wie der verlorene Sohn in der Parabel Christi ein Gelüste nach jenen Schoten. Die Köche, spottet ein Satiriker, bringen ganze Wiesen daher, würzen das grüne Kraut mit anderem Grünkraut, mit Fenchel, Koriander und Senf, der die Därme aufreiße, und verwandeln die Menschen zu Ochsen.



Bäckerei mit Backofen, Backtrögen und Mühle.

Ein Rind zu schlachten, galt beinahe als ein Verbrechen. Das einfache Volk blieb dieser Sitte treu. „Was selbst das Vieh verschmähte, fraß das Menschenvolk.“ Noch Nero erlaubte den Garküchen nur Kohl und Hülsenfrüchte zu verabreichen, nicht aber Fleisch und Fleischspeisen [1], und ein sparsamer Kaiser begnügte sich später noch mit Gemüse, obwohl ihn, wie sein Biograph hervorhebt, keine Religion am Fleischgenuß gehindert hätte [2]. Selbst in vornehmen Kreisen stand Kohl hoch in Ehren [3]. Die fortgeschrittene Gartenkunst lieferte zudem eine große Auswahl von feinen Früchten und Gemüsen: Spargeln und Artischocken, Feigen, Datteln, Quitten, Granatäpfel, Melonen, Pilze, Maulbeeren, Trauben, Rosinen, Pflaumen — mit letzteren Früchten wurden die Römer erst nach und nach bekannt. Be-

candidus, niveus war das panis siligineus (Weizen). Feinmehl hieß pollen, flos siliginis, Mittelmehl similago.

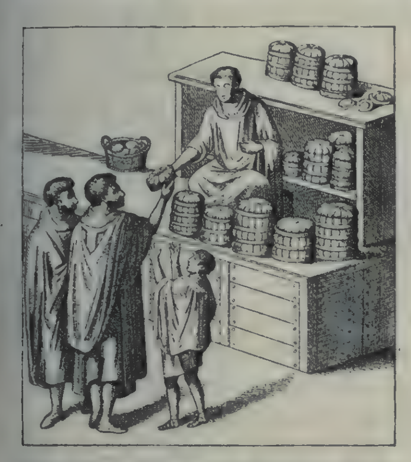
[1] Suet. N. 16.

[2] V. Did. Jul. 3.

[3] Cato r. r. 156; Mart. 13, 16; Pers. 8, 20; Gell. 17, 8.

sonders feine Gemüse standen hoch im Preis, so daß sie dem gewöhnlichen Volke zu teuer waren [1].

In gleichem Maße waren auch die Fleischspeisen zur Kaiserzeit reichlicher geworden und war man nicht mehr bloß angewiesen auf Schweine- und Schaffleisch. Gegen Rindfleisch bestand ein uraltes Vorurteil [2], während das Saufleisch (vom Eber) ein altes, geradezu volkstümliches Gericht war [3]. Nach dem Schwein kamen an zweiter Stelle Lämmer, Schafe und Hämmel (Hammelfleisch lieben alle Romanen) und an dritter Stelle Böcklein und Ziegen, Kaninchen, Siebenschläfer oder Haselmäuse, für welch letztere die Römer eine besondere



Bäckerladen nach einem pompejanischen Wandgemälde. Die Käufer tragen Kukullen oder Pänulä.



Fruchthändler in der Provinz.

Vorliebe hatten. Dagegen verschmähten sie das Pferdefleisch, und diese Abneigung übernahm die Kirche und entwöhnte die Germanen ihrem Lieblingsgerichte. Eher schätzten sie das Wildbret aller Art, Hirsche und Rehe, Hasen und Wildschweine [4]. Von dem Hasen sagt ein Alter, er sei unter den Vierfüßlern dasselbe, was die Wachtel

---

[1] Plin. 19, 26; 21, 50.

[2] Noch heute muß der Reisende in Italien gutes Rindfleisch entbehren. Die römische Anschauung hat noch im Mittelalter nachgewirkt. Kulturg. d. M.A. III, 452.

[3] Der Maximaltarif Diokletians führt als Delikatesse auf das Euter, die Vulva, die Leber, die Klauen, den Magen des Schweines, Schinken, Pökelfleisch. Vgl. Blümner, M.-Tarif 75.

[4] Die Vorliebe für Hasen malen die Sprichwörter, Ter. eun 424; Plaut. cas. 138; Otto, Sprichwörter 190.

unter den Vögeln, d. h. das Beste [1]; auf den Genuß von Hasen schlafe man besonders gut, nach dem Volksglauben machte er auch schön [2]. Der große Reichtum an Vögeln und Fischen, Gemüsen und Früchten erlaubte eine große Abwechslung. Da gab es Wachteln, Schnepfen, Pfauen, Hühner aller Art, Tauben, Krammetsvögel, Perlhühner [3] und zahllose Fischarten. Fischkonserven, eingesalzene Fische, Salzfische [4], gedörrte Fische, Fischwürste und eine Art Fischsoße Garum, aus Fischblut bereitet [5], sogar Schnecken und Schaltiere fanden Liebhaber in hohen und niedern Kreisen.

2. Einfaches Mahl.

In Fleisch und Gemüse, d. h. in einer genügsamen kräftigen Kost bestand das Wesen eines römischen Mahles, wogegen das Brot und Mehlspeisen zurücktraten, an denen andere Völker, z. B. die Germanen, große Freude hatten [6]. Der Körnerbau nahm keinen allzu großen Raum ein. Später änderte sich allerdings der Geschmack und scheint wie in der Kleidung die Leinwand, so in der Nahrung das Mehl einen größeren Raum eingenommen zu haben. Ein spätlateinischer Dichter läßt einen Bäcker und einen Koch miteinander streiten. Jener vergleicht sich mit Jupiter, weil er mit der Mühle donnere, er schlachte gelbe Ähren und gleiche daher Mars und führe ein Sieb wie Kybele eine Pauke. Der Koch wieder rühmt sich anderer Göttergleichheit, weil er Tiere zerreiße, Flammen schüre und Fluten errege [7]. Das Volk lebte einfach, begnügte sich mit Brot, Brei, Gemüse, Käse, liebte aber auch Würste, Farcen, Sulzen, Ragouts, z. B. eine Mischung von Käse und Heringen [8]. Daher war auch die Verköstigung ursprünglich billig; man aß in Herbergen um ein halbes As, 2—3 Pfennig (nach früherer Währung), später kostete sie 3 As, d. h. 14 Pfennig [9]. Ein so niederer

[1] Mart. 13, 92.

[2] Vielleicht wegen des Gleichklanges lepus und lepos.

[3] Sogar Nachtigallen, Störche, Kraniche wurden verspeist.

[4] Die Salzfischhändler waren ein wichtiges Gewerbe; Fischwürste erfand Elagabal (v. 19).

[5] Liquamen.

[6] Da Cato ein Rezept zur Zubereitung von globuli, Knödel, gibt, meinte man wohl schon, die Römer seien die Erfinder der Mehlspeisen.

[7] Vespae iudic. (Anth. lat.).

[8] Botuli, tomacula, bubula (isicia), lucanicae; tyrotarichum.

[9] Nach Petr. 44 reichte ein Asbrot für zwei Mann. Plin. 19, 19.

Preis versteht sich leicht, wenn man bedenkt, daß ein Pfund Fleisch und Brot je um 1 oder 2 As, ein Liter Wein kaum teurer zu kaufen war[1]. Wenn man täglich einen Denar, d. h. 70 Pfennig (nach dem früheren Geldwert) verdiente, wie das biblische Gleichnis vom Weinberg voraussetzt, konnte man wohl davon leben; freilich in großen Städten war alles teurer, und der gewöhnliche Taglohn stand doch niederer, betrug nur 12 Asse[2]. Auf einen Sklaven vollends rechnete man nur 4 Asse oder 1 Sesterz und nicht mehr auf einen Soldaten.

Nur ein richtiges Mahl kannte der Römer, und zwar ein Abendmahl, kein Mittagessen. Auch der Bauer aß meist erst nach Vollendung der Feldarbeit, die ihn gewöhnlich weit vom Hause wegführte. Das Frühstück war nebensächlich, obwohl ein doppeltes unterschieden werden kann, das Frühstück morgens und mittags[3], bestehend in Eiern, Früchten, Brot mit Wein, Met, Honig oder auch in Fischen und Fleisch. Ohne Gier, sagt Horaz, frühstücke ich nur soviel, daß ich nicht mit leerem Magen den Tag auszuhalten brauche, und genieße zu Hause die Muße[4]. Etwas reichhaltiger fiel das Abendmahl, die Cöna, aus. Juvenal nennt als Gerichte ein Böcklein, eine Henne, Spargel, Eier, Obst[5]. Beim jüngeren Plinius erhielt jeder Gast seine Schüssel mit Salat, drei Schnecken, zwei Eier einen Kuchen, honigsüßen und mit Schnee gekühlten Wein, Oliven, dazu noch Kürbisse, Schalotten und viele andere schöne Sachen[6]. Bei Reichen brechen die Tischen und kostete ein Abend das Hundertfache der Volksküche[7].

3. Üppige Mahle.

Ein gutes Abendessen begann mit leichten und appetitreizenden Speisen, mit dem Voressen[8], dem Vorkosten von Eiern, weshalb die Redensart entstand „Vom Ei bis zum Apfel“, d. h. vom Anfang bis zum Ende. Außer Eiern eröffneten feine Gemüse, Austern, kleine

---

[1] Petr. 14; Plut. Val. 11.

[2] D. h. 3/4 Denar.

[3] Jentaculum, merenda, prandium (luncheon); das eine fiel auf die dritte, das andere auf die sechste Stunde; Galen. meth. med. 7, 6; v. Alex. 30; v. Tac. 11; Isidor orig. 20, 2.

[4] S. 1, 6, 127.

[5] S. 11, 65; Mart. 13, 13 ff.

[6] Ep. 1, 15.

[7] Tert. ap. 6; Sen. ep. 95; v. Veri 5.

[8] Gustatio.

Fische, Pilze die Speisefolge, der sich als Getränk Met einfügte[1]. Dagegen fehlten unsere Suppen. Das eigentliche Mahl bestand aus verschiedenen Gängen von allerlei Fleischarten, Geflügel und Fischen, zu deren Bereitung viele Gewürze, Dill, Anis, Minze, Fenchel, Kümmel, Pfeffer, dann die erst eingebürgerten Majoran, Thymian, Senf, endlich die ausländischen, indischer Pfeffer, Ingwer, Zimt usf., verschwendet worden waren. Durch die vielen Gewürze, sagt Klemens von Alexandrien, würden die Speisen geradezu entmannt. Um das Fleisch recht weich zu erhalten, wurden die Tiere beim Schlachten mit glühenden Spießen durchbohrt und dann im Ganzen geröstet und mit andern Speisen gefüllt, weshalb man z. B. von trojanischen Ebern anspielend an das trojanische Roß sprach. Da die Alten viel auf Tunken und Brühen hielten, erklärten sie, das in der Soße gebratene Fleisch sei besser als das gesottene, am besten das geröstete[2]. Als einmal ein Dichter einen fetten Eber geschenkt erhielt, hatte er keine rechte Freude daran, denn die Zubereitung mit Falernerwein, Fischsoße war ihm zu teuer. Eber, Lämmer, Hasen, Gänse und andere Tiere kamen gleich ganz auf den Tisch wie zur Urzeit, wo sich die ganze Familie um das geopferte Haustier versammelte[3]. Bei einem üppigen Gelage trug ein Aufsatz mit den zwölf Zeichen des Tierkreises auf jedem Tierbilde eine entsprechende Speise: auf dem Stier lag ein Stück Rindfleisch, auf den Zwillingen Nieren, auf dem Skorpion ein Meerfisch, auf dem Wassermann eine Gans, auf dem Widder Bockerbsen, auf dem Schützen ein Hase, auf dem Steinbock ein Seekrebs. Der Aufsatz barg Geflügel, eine Schweinsbrust, einen mit Federn gezierten Hasen. Die folgende Tracht bestand aus einem von Spanferkeln umgebenen Eber. In der Regel kam sonst das Fleisch zerkleinert und die Speisen arg vermischt auf die Tafel, so daß man, wie ein Schriftsteller bemerkt, hätte meinen können, sie seien schon verdaut und gebrochen worden[4].

Um den eklen Geschmack zu reizen und mit dem Reichtum zu prahlen, tischten die Geldprotzen die größten Seltenheiten auf, die feinsten

---

[1] Daher hieß das Voressen auch promulsis, das mulsum war eine Mischung von Honig mit Most oder Wein. Einen Speisezettel s. Macrob. sat. 2, 9; Juv. 11, 138; Hor. s. 2, 8; Mart. 10, 48.

[2] Caro assa, tosta — iurulenta, frixa in sartagine (Pfanne) — elixa. Varro 4, 22; Cels. 2, 18.

[3] Juvenal hat dies nicht recht verstanden: quanta est gula, quae sibi totos ponit apros, animal propter convivia natum; s. 1, 141.

[4] Sen. ep. 95.

Vogelarten, Fasanen-, Pfauengehirne, Flamingo- und Nachtigallenzungen und ließen ihre Gäste aufgelöste Perlen schlürfen. Für viele, sagt Klemens von Alexandrien, sei die Küche und der Kochlöffel der Mittelpunkt des Lebens. Statt des nahrhaften Brotes essen manche nur noch Kuchen und Backwerk. Mehlspeisen, Obst und eingemachte Früchte zierten sonst den Nachtisch als nette „Kleinigkeiten“ [1], und zwar recht gefällig und reizend aufgebaut [2], nicht selten aber verkünstelt und einem natürlichen Geschmacke widerstrebend. Blieben die Alten doch in manchem zurück, so im Einmachen der Früchte, da der dafür verwendete Weinmost nicht viel taugte [3]. Schlagrahm, Nuß- und Schokoladetorte war unbekannt. Brechmittel sorgten für Abwechslung, für das Wiedererwachen der Gier. Die Schlemmer, sagt ein Philosoph, spien, um zu essen, und aßen, um zu speien, verschlangen die Speisen bald glühend heiß, bald eisig kalt [4]. Die Schwämme wurden noch rauchend zu Munde geführt und der erhitzte Magen dann mit Eis gekühlt. Gefrorenes war nicht unbekannt. Noch Sidonius erwähnt Schneewasser im Sommer [5].

4. Getränke und Trinkgelage.

Das gewöhnliche, aber nicht ausschließliche Tischgetränk war der Wein, dem vielfach der Met und die Fruchtsäfte [6] den Rang streitig machten. Denn der Wein hatte einen nicht jedermann mundenden Geschmack, da er nicht richtig gegoren hatte [7] und dann mit allen mög-

---

[1] Bellaria (Birt, Leben d. Ant. 31).

[2] Kuchenbäcker gab es sehr verschiedenartige: dulciarii, lactarii, placentarii, crustarii, libarii, panchrestarii, fictores, pastillarii, scriblitarii.

[3] Den Weinmost dämpfte man nämlich oder kochte ihn zu sapa, defrutum (carenum), und zwar in Bleikesseln, was den ganzen Stoff vergiftete. Immerhin empfahl man lieber Bleikessel als Bronzekessel, da diese noch gefährlicher waren. Von den schädlichen Wirkungen des Bleies hatten die Alten keine oder nur eine ungenügende Vorstellung.

[4] Sen. ep. 95; ad. Helv. 9. Ein Kaiser von barbarischer Herkunft fraß 40 Pfund Fleisch und soff eine Amphora Wein dazu (v. Maxim duor. 4).

[5] Ep. 2, 2; Gell. 19, 5; Sen. nat. qu. 4, 13.

[6] Getränke aus allen Getreidearten und Früchten, Äpfel, Birnen, Datteln, Kirschen; Plin. 14, 29.

[7] Gewöhnlich bewahrte man den Wein in Tongeschirren, Schläuchen, Flaschen, Amphoren auf. Die Amphora ist eigentlich ein Schlauch in Ton übersetzt. Die Amphora und Fässer dolia liefen spitz zu, damit man sie in den Trichtergruben aufbewahren konnte; Holzfässer kamen erst später auf. Besonder große Tonnen hießen orci. Greg. h. F. 4, 43. Dasselbe Gefäß diente wohl als Kelter, Kufe und Faß.

lichen, darunter sehr bedenklichen Stoffen vermischt, gekocht oder wenigstens in warmen rauchigen Kammern aufbewahrt worden war [1]. Daher erklärt sich der Ausdruck „den Becher bis zur Hefe leeren". „Warum trinkst du die Hefe nicht," fragt ein Tischgenosse seinen Nachbar. Antwort: Erde läßt sich nicht saufen [2]. Vor dem Genusse mußte der Wein geseiht und mit Wasser vermischt werden. Auf gutes Wasser hielten die Römer viel [3], während sie die Milch weniger schätzten. Sie gebrauchten zwar neben der Kuh- die Schaf- und Ziegenmilch [4], verarbeiteten sie aber in der Regel zu Käse.

Das eigentliche Trinkgelage, das Symposion, wozu noch weitere Gäste kamen [5], begann erst nach dem Essen mit viel Förmlichkeiten, die daran erinnerten, daß es eigentlich eine den Göttern gebrachte Huldigung war. Der Trinkmeister [6] wachte über die richtige Folge und Trinkweise, den Komment, der in besserer Zeit wohl zur Zügelung, später aber zur Völlerei diente. Ein Triens, ein Quadrans [7] folgte dem andern. Kaiser Tiberius trank einmal zwei Tage und eine Nacht dazwischen [8]. Sogar Christen, klagt ein Kirchenvater, laufen schon in aller Frühe zur Kneipe und kehren dann noch nüchtern und doch schon betrunken nach Hause. Sie tragen eine förmliche Kneipe mit sich herum und ihr Gruß bestehe im Zutrinken. Sie setzen sich zu den Heiden, spielen mit ihnen Würfeln, verlocken die vorübergehenden Weiber und feiern mit Dirnen Orgien bis in die Nacht hinein [9]. Das starke Trinken wurde für die Römer verhängnisvoll; nicht umsonst hatte Bacchus Tiger, Panther, Luchse in seinem Gefolge. In südlichen Ländern ist überhaupt der starke Genuß von Speise und Trank der Gesundheit schädlicher als im Norden und wurde daher

---

[1] Um ihm aufzuhelfen, wurde der schon erwähnte ungesunde Most verwendet, um ihn zu erhalten, Seewasser, Gips, Marmormehl gewählt, ferner Pech, Harz, Asche, Milch, Lein, Eiweiß zugesetzt.

[2] Vopisc. v. Firmi 4.

[3] Jahrhunderte lang tranken sie übrigens Tiberwasser; viel gebraucht war auch Regenwasser, obwohl es als ungesund galt; Plin. 31, 21.

[4] Lac ovillum, caprinum, bubulum, equinum; Verg. geor. 3, 308; Plin. 28, 33 (123).

[5] Comissatio.

[6] Arbiter, rex.

[7] D. h. der 3., 4. Teil eines As, 4, 3 cyathi (unciae).

[8] Suet. Tib. 42.

[9] Nov. de cib. 6. In diaconum festinantem ad cauponis prandium; Luxor. 457. Ps. Cyp. aleat. 6.

Mäßigkeit oder wenigstens die Mischung des Weines mit Wasser immer wieder empfohlen und hat später der Islam den Wein ganz verboten. Die Folgen der Schwelgerei blieben bei den Römern nicht aus: siechen, aufgedunsenen, eingefallenen Gesichtszügen konnte man auf Schritt und Tritt begegnen. Bei Petronius gibt einer folgende Aufklärung: „Ach, ach! aufgeblasene Schläuche sind wir, die wir daherwandeln, elender als Fliegen. Fliegen haben doch noch ein bißchen Kraft: wir taugen nicht mehr wie Wasserblasen." Amphoren (Fässer) sind wir, hätten die Säufer ebensogut sagen können. Als ein Säufer, der zufällig sogar Kaiser war, sich erdrosselte, sprach das Volk: „Man hängt wohl Amphoren auf, aber keine Menschen[1]."

5. Tischordnung.

In älterer Zeit saßen die Speisenden, in der übrigen Zeit aber legten sie sich auf Pfühle, um ruhig zu genießen und den Genuß voll auszukosten. Die Tische, ursprünglich eckig, waren meist rund und blieben an einer Seite frei, damit die Bedienung leichteren Zugang fand. Daher hatten die Bänke oder Pfühle Hufeisenform, C- oder Sigmaform mit zwei Flügeln, von denen merkwürdigerweise der linke das obere Lager, der rechte das untere hieß[2], wohl kaum, weil die Römer linkshändige Vorzeichen für glückverheißend hielten, sondern weil sie sich der Reihe nach links hinlegten. Der Ehrenplatz lag an der mittleren, später an der linken Ecke[3]. Aus den drei Lagern erklärt sich der Name Triklinium. Mehr als sieben Gäste sah man nicht gerne und mußte daher oft wechseln, da die Eingeladenen auch ungebetene Gäste, „Schatten", mitnahmen. Die standesgemäße Freigebigkeit bürdete große Lasten auf, da die Begehrlichkeit der Klienten oft allem Anstande spottete[4]. Daher erfuhren sie in vielen Häusern eine gesonderte Behandlung, mußten sich an geringere Tische setzen, widerwärtige Diener sich gefallen lassen und sich mit dem Abfall begnügen[5]. Sie erhielten, wie satirische Klienten selbst klagen, steinhartes Brot, Fische, die nach der Kloake schmeckten, ranziges, ölgekochtes Gemüse in ärmlichen Schüsseln. Die Abstufung der Speisen nach

---

[1] Vop. v. Bonosi (14).
[2] Lectus summus, lectus imus, l. medius.
[3] Cornu, Sid. ep. 1, 11.
[4] Septem convivium, novem convicium (v. Ver. 5). Auson eph. 5.
[5] Vgl. Lucians Parasit.

der Rangordnung mißbilligt Plinius. Er selbst, sagt er, gebe dem einen Gast, was dem andern, und wenn er Klienten einlade, denke er, er trinke mit seinen Freigelassenen, nicht umgekehrt; es sei besser, durch eigene Einschränkung als durch Beschimpfung anderer zu sparen [1].

Vor dem Mahle badeten und salbten sich die Teilnehmer, von Dienern unterstützt, die die Schuhe auszogen und aufbewahrten und die Füße reinigten; „die Sandalen ablegen“ hieß soviel als sich zu Tische setzen [2], die „Sandalen verlangen“ soviel als sich entfernen. Als Christus bei Simon dem Pharisäer einkehrte, leistete ihm Maria von Magdala den Liebesdienst und erntete dafür Lob. Dem darüber die Nase rümpfenden Simon hielt Christus seine Nachlässigkeit vor, er hätte ihm nicht die Füße gewaschen, sein Haupt nicht gesalbt und ihn nicht geküßt. Üppige Tischgesellschaften ließen sich mit Wohlgerüchen überschütten, um Haupt, Hals und Hüften bekränzen und in leichte, weiche Kleider (Synthesen) hüllen. Auf die Pfühle, die nach außen hin sich neigten, legten sich die Gäste mit der linken Körperseite, so daß die rechte Hand freiblieb, und die Füße hingen nach rückwärts. So konnte sich Maria Magdalena leicht dem liegenden Herrn nahen und die Füße salben. Frauen nahmen sonst nicht teil, und wenn es geschah, mußten sie sich an Sondertische oder auf niedere Stühle setzen, was sich freilich mit der Zeit änderte. Die alte Strenge, spottete man, wäre nur noch auf dem Kapitol festgehalten worden und Jupiter in liegender Stellung, Minerva und Juno auf Stühlen um das Göttermahl gereiht worden; es käme ja wohl mehr darauf an, daß die Götter als daß die Menschen der alten Sitte treu blieben [3].

Dagegen erhielt sich die ältere Sitte, die Götter vor dem Mahle zu grüßen, auch in der verkommenen Gesellschaft. Die Gäste brachten ihnen eine Libation, stellten ihnen Schalen hin und warfen die Speisereste ins Feuer unter dem Schweigen der Gäste mit dem Rufe: „Die Götter seien gnädig.“ Auch in andern Stücken erhielten sich recht urzeitliche Gebräuche. Die Gäste griffen mit den Händen zu, höchstens daß sie sich dann und wann der Löffel [4] bedienten, woraus sich

[1] Ep. 2, 6; Juv. 5, 47.

[2] Augustus behielt immer die Schuhe an, um stets gerüstet zu sein.

[3] Valer. Max. 2, 1, 2. Übrigens sitzt noch bei Apulejus die Frau Milos auf einem niedrigen Schemel, während Milo selbst lag. Vgl. Suet. Tib. 42 (nudae puellae).

[4] Die kleinen Löffel, cochlearia, mit spitzem Stiel dienten zum Öffnen von Austern und Eiern, die größeren ligulae zum Schöpfen.

das Wort Christi erklärt: „Wer mit mir seine Hand in die Schüssel taucht, der wird mich verraten.“ Da die Gäste die Speisen von Tafeldienern, Vorschneidern[1] zu Bissen[2] zerkleinert vorgelegt bekamen, konnten sie sogar Messer entbehren. Die Hände wischten sie sich an Brotkrumen ab, die zu Boden fielen[3], daher spricht auch Christus von Brosamen, die von des Reichen Tische fallen und von Hunden, Sklavenkindern und armen Lazarussen verzehrt würden[4]. In reicheren Häusern bedienten sich die Gäste auch der Handtücher[5], mußten sie aber vielfach von Hause mitnehmen oder sich von Dienern nachtragen lassen, die auch die Sandalen und Hüte aufhoben und in ihren Tüchern Leckerbissen, Kostproben, Versucherlein[6] mit nach Hause nahmen. Gemeine Naturen nützten die Gastfreundschaft nach allen Richtungen hin aus und stahlen Tücher, Geräte und Leckerbissen, manchmal gerade mit Unterstützung ihrer eigenen oder der bestochenen Diener ihres Wirtes[7]. Mit der Zeit kamen gemeinsam Tischtücher auf, woran die Gäste ihre Hände abwischten[8]. Viele benützten die Manipel der dienenden Knaben, ja sogar ihre Haare[9]. Niedriges Volk schmierte sich ab, wo es sich eben traf, an Kleidern, am Gesichte. „Beschmiere nicht dein ganzes Gesicht,“ sagt eine Speiseregel[10]. Sogar mancher Philosoph kannte den Gebrauch der Tischtücher und die Speiseregeln nicht, und Sklaven sahen ihn daher über die Achsel an. Er wagt, sagt Lucian, nichts zu fordern und weiß nicht Bescheid zu trinken[11].

Fehlte auch oft das Notwendigste, so doch nicht das Schöne. Die Schüsseln und Schalen[12], die Gefäße und Becher[13] waren fast alle ge-

---

[1] Scissores, carpi. In der Subura gab es eine Vorschneiderschule, Juv. 11, 137.

[2] Offae.

[3] Analecta.

[4] Matth. 15, 27; Mc. 7, 28; Lc. 16, 21.

[5] Mappae, manipuli.

[6] Bescheidtüchlein im Schwäbischen für die apophoreta.

[7] Hor. ep. 1, 13, 15; Mart. 12, 29; Luc. conv. 11.

[8] Mantilia, gausapia.

[9] Petron. 27; einen silbernen Zahnstocher gebrauchte Trimalchio; Petron. 33; sonst bestanden sie aus Holz; Mart. 3, 82; 6, 74; 14, 22.

[10] Ovid. ars am. 3, 755. Das Schmatzen scheint nicht als unanständig gegolten zu haben. Sittl, Gebärden 61.

[11] Luc. de merc. cond. 15. Allerlei Grimassen s. Fronto ad Ant. de orat.

[12] Patinae, patellae, catini, catilli, scutula, lances, gabatae.

[13] Calices, phialae, paterae, scyphi, worein man mittelst cyathi Wein schöpfte: darauf standen Sprüche: Trink und lebe lang — Freund, trink aus

fällig, die meisten prunkvoll gebildet, wahre Kunstwerke. Doch kam es vor, daß ein Wirt in herrlicher Schale schlechten Wein und schlechtes Essen bot [1]. Den Gefäßen entsprachen die großen und kleinen Tafeln, Sonder- und Gesamttische und die Tragplatten, die bei üppigen Patronen künstlich gehoben, herabgesenkt, von singenden Dienern herbeigeschleppt wurden. Tafelmusik durfte nicht fehlen. Alle Sinne, Geruch, Geschmack, Gefühl, Auge und Ohr wollten befriedigt sein, Weichlinge wollten mit allen Sinnen genießen. Für den Geruch sorgten auserlesene Düfte, namentlich die der Rosen, mit denen die Gäste bekränzt [2] und die in verschwenderischer Fülle über die Tafel und Fußböden ausgeschüttet wurden. Sie sollten zugleich die üblen Dünste vertreiben, die sich bei dem unflätigen Gebaren der Gäste entwickelten und die bei der üppigen Lebensweise Frauen und Männern dem Munde entstiegen [3]. Für die Auffrischung der Luft sorgte durchströmendes oder springendes Wasser [4]. Das Gefühl mußten die weichsten, zartesten, süßesten Stoffe ergötzen, das Ohr Ton und Klang, das Auge wollüstige, halsbrecherische und grausame Schauspiele erregen. Fast noch mehr Freude als an blutenden Fechtern hatten die Herren an hungrigen Klienten, denen das Wasser aus dem Auge und aus dem Munde lief [5].

6. Christliche Einfachheit.

Einen ganz anderen Geist atmeten die Christenmahle: hier herrschte Einfachheit, Ernst und Würde. Mit Gebet zum Allerhöchsten begann das Mahl, geistliche Lesung, Liedersang und gehaltvolle Gespräche würzten es, und den Schluß machte wieder ein Gebet. Wenn ein Bischof oder Priester daran teilnahm, so sprach dieser das Gebet. In der Auswahl der Speisen beschränkten sich die Christen möglichst auf einfache, und viele enthielten sich nach den Worten des Apostels

---

mir — Wein her. Kleinere Gefäße waren guttus, mamilla, verriculum, zum Teil mit Schnäbeln versehen.

[1] Mart. 8, 6.

[2] Außer dem Mahle, untertags sich öffentlich bekränzt zu zeigen, galt für sehr unanständig (Plin. 21, 5, 6; Hor. s. 2, 3, 256). Im Winter ließ man Rosen weither, von Afrika, kommen.

[3] Quam foedi atque pestilentes ructus; Sen. ep. 95. Foetor bezieht sich speziell darauf Plin. 20, 72; 28, 27, daher das Mastixkauen; Clem. paed. 3, 11. Pueruli ebriorum sputa detergent; Sen. brev. v. 12.

[4] Sen. tranq. 1; nat. qu. 3, 17.

[5] Juv. 5, 159.

des Fleisches und Weines: „Es ist gut, weder Fleisch essen noch Wein trinken." Nur wegen eines schwachen Magens empfiehlt einmal der heilige Paulus den Weingenuß, es heißt aber auch umgekehrt, „wer schwach ist, der esse Kräuter"[1]. Bei der Vermischung des Götterdienstes mit allen Gewerben, selbst der Schlächterei, mußten die Christen sehr behutsam sein, obwohl sie die Ängstlichkeit der Juden nicht teilten[2]. Zum Fleisch rechnete man alles, was von Tieren kommt, Milchprodukte, Eier und Fische. Von Jakobus dem Jüngern, einem Verwandten des Herrn, wird gerühmt, daß er ein Nasiräer von Mutterleib gewesen sei, der sich des Weines und Fleischgenusses enthielt, wie der Haarschur, der Bäder und Ölsalbung. Nach einer früheren Legende nährte sich auch Petrus von Brot, Oliven und zwischenhinein von Gemüse[3]. Cyrill von Jerusalem erklärt, die Christen enthalten sich von Fleisch und Wein. Mögen rohe Völker sich Mahle vom Tode der Vierfüßler richten, singt Prudentius, den Christentischen mögen diese blutigen Speisen fern bleiben. Brot, Gemüse, Obst, Milch, Honig soll auf ihren Tischen stehen; außerdem sollen sie höchstens noch Vögel und Fische genießen[4]. Ein Mahl von Kohl, Früchten und Gemüse, sagt Hieronymus, ist leichter zu beschaffen und leichter zu verdauen, weil es nicht begierig verschlungen wird, da es den leckeren Gaumen nicht reizt, während Fleischspeisen uns wie Sklaven anziehen. Das klingt ganz anders als die Sprüche des Plautus über die Gemüsepest. Wir wollen Weise erziehen, sagt Hieronymus, keine Athleten, Erdarbeiter, Schniffsknechte[5]. Das dünnere Fleisch, meint Tertullian, geht leichter zur engen Pforte ein; „vielleicht wird es schneller erweckt oder dauert länger im Grabe. Ein gemästeter Christ ist vielleicht den Bären und Löwen erwünschter, weshalb man selbst vor den Bestien besser auf mageren Leib hält." Diese Mäßigkeit war aber mehr ein Rat und Wunsch als strenge Pflicht, ausgenommen an Fasttagen. Nur Blut

---

[1] Röm. 14, 2, 21; 1. Tim. 5, 23. Vgl. Hier. adv. Jov. 1, 18.

[2] 1. Kor. 10, 25.

[3] Euseb. 2, 25; Recogn. 7, 6.

[4] Cathemer. III hymn. ante cenam: Absit enim procul illa fames, caedibus ut pecudum libeat sanguineas lacerare dapes. Sint fera gentibus indomitis prandia de nece quadrupedum — Spumea mulctra gerunt niveos ubere de gemino latices, perque coagula densa liquor in solidum coit, et fragili lac tenerum premitur calatho. Mella recens mihi Cecropia nectara sudat olente favus; haec opifex apis aërio rore liquat tenuique thymo, nexilis inscia connubii. Siehe die Stelle vom Palladius bei Binterim II, 2, 16.

[5] Adv. Jov. 2, 6; Clem. paed. 2, 7.

und Erstícktes blieb strenge verboten. Eben der heilige Paulus sagt, jedes Geschöpf Gottes sei gut und nicht verwerflich, was mit Dank genossen wird [1], und der eben angeführte Cyrill sagt, man dürfe die nicht tadeln, die der Schwäche des Magens wegen Fleisch essen oder Wein trinken; selbst in den Agapen, beim Liebesmahl wurde häufig Fleisch und Wein vorgesetzt. Eine milde Auffassung vertritt Klemens von Alexandrien, der die Kochkunst schätzte und nur wünschte, daß sie keine Leidenschaft entzündete. Ältere Leute, sagt er, fachen ihre erlöschende Flamme ohne Schaden mit dem Blute der Rebe an, doch solle sich niemand ängstlich um feine Weine bemühen, einem weisen Trinker genüge eine Weinsorte, die Fruchtgabe des einen Gottes.

[1] 1. Tim. 4, 4.



Tischdiener.



Römer in der Toga.
Standbild im Brit. Museum.

VI.

Tagesordnung und Leibespflege.

1. Tagewerk.

Wie die Griechen rechneten die Römer den Tag von der Morgenröte an, während Kelten, Germanen und Juden den Abend an den Anfang setzten[1]. Nun zerfiel der Tag in vier Abteilungen, in den Morgen, in den Vormittag, von der dritten bis sechsten Stunde, von der Terz zur Sext dauernd, in den Nachmittag, der zur Non endigte, und in den Abend (Vesper)[2]. Da aber der Morgen im Sommer früher begann und der Abend länger dauerte als im Winter, hatten die Tagzeiten und Stunden ungleiche Längen[3]. Terz bedeutete also nicht so fast die dritte Stunde als vielmehr drei Uhr (hora). Schallende Signale[4], im Mittelalter Glockenklänge, kündigten die Zeitabschnitte an. Die Zeit wurde an Sonnen- und Wasseruhren gemessen[5].

Die Griechen und Römer, überhaupt die Südländer standen früh auf, ein fleißiger Mann wie der ältere Plinius sogar schon nach Mitternacht. Noch Tacitus findet es an den Germanen auffallend, daß sie spät sich vom Lager erhöben[6]. Im Winter begann schon vor Tagesanbruch die Arbeit und setzte sich nach Sonnenuntergang fort[7]. Nach dem Aufstehen wusch sich der freie Römer sowohl aus religiösen als aus Gesundheitsgründen, und zwar Gesicht und Hände, die Arme und wohl auch die Füße[8], wozu ein Wasserschaff, eine Tonne, eine Kufe

---

[1] Mehr gelehrte Bedeutung hatte der Mitternachtstag, den die Priester und Juristen kannten und anwandten, der aber nicht recht ins Volksbewußtsein eindrang und erst in der Neuzeit siegte. Die alten Griechen rechneten wie die Juden vom Sonnenuntergang.

[2] Ebenso die Nacht in vier Vigilien s. LXXIX, 2.

[3] Stunden zwischen 44 und 75 Minuten.

[4] Durch den buccina. Ein anderes Zeichen: discus crepat: Fronto ep. 4, 6.

[5] Die Sonnenuhren waren als Reiseuhren übertragbar konstruiert. Vitruv beschreibt eine Aufzuguhr, die sich unserer Uhr nähert. (Bilfinger, Zeitmesser 44). Vgl. Boll. 20 Jan. 273.

[6] Germ. 22.

[7] Lucubratio antelucana, vespertina.

[8] Crura et brachia cotidie abluebant; ceterum toti nundinis lavabantur. Sen. ep. 86, 12; Cato bei Non. 108 s. v. ephippium; nach einer Nachtfahrt wuschen Horaz und Mäcenas nur Hände und Haupt (sat. 1, 5, 24).

genügte. Sogar ein Kaiser und sein Sohn (Mark Aurel) begnügte sich auf dem Lande mit einer alten Kelter, der reiche Trimalchio mit einer Zisterne[1]. Waschen und Baden fiel zusammen[2], ja sogar der Waschraum und das geheime Gemach[3]. Da der arme Mann in den Städten in dieser Hinsicht schlecht versehen war, suchte er gerne gemeinsame Badestuben auf, wo auch Haare und Bart besorgt wurden; ja selbst der vornehme Mann verschmähte sie nicht, zumal nachdem sie sich zu Thermen erweitert hatten. Nach der Waschung verrichtete der fromme Mann sein Gebet zum Morgengotte[4] und brachte ihm ein Opfer.

Das erste Tagesviertel, der Morgen, war im allgemeinen der Familie gewidmet; die Frau, die Kinder, die Sklaven, die Freunde und Klienten machten ihre Aufwartung, ihre Begrüßung, eine allgemein verbreitete Sitte während der Kaiserzeit[5], bestehend in Händedruck, in der Umarmung und im Kusse[6]. Während die einen Besuche empfingen, gingen die anderen zu Besuche; so mußte ein Mann wie Martial noch halb schlaftrunken schon in aller Frühe die Runde machen, und es stieß ihm oft das Mißgeschick zu, daß er nach einem mühsamen Wege seinen Gönner doch nicht zu Hause antraf: er möchte doch lieber ausschlafen und arbeiten, klagte er bitter; es könnte einem Patron doch einerlei sein, ob ihm ein Togaträger mehr oder weniger die Aufwartung machte[7]. Andere hatten es nicht so eilig; sie konnten sich nicht beklagen, weil sie selbst nie zu Hause waren[8]. Kein Sturm und kein Schneefall war eine Entschuldigung für die Klienten. Für solche Fälle trugen sie eine eigene Kleidung[9] und mancher ver-

---

[1] Wo zuvor eine Mühle stand; Pet. 73. Fronto ep. 4, 6.

[2] Greg. M. ep. 13, 1; Tert. ad ux. 2, 4: will die Frau zu einer statio, maritus de die condicit ad balneas.

[3] Lavatrina.

[4] Matutinus; Cato r. r. 132, 143.

[5] Salutatio.

[6] Alle drei Formen verbanden sich, während bei uns Händedruck und Umarmung selten zusammenfällt. Den Griechen war das Küssen als Gruß unbekannt; die Sitte kam von dem Orient, wo die Perser sie zuerst aufbrachten. Tiberius konnte das Küssen nicht leiden (Suet. 34), aber sein Verbot half nichts, s. Mart. 12, 26; 2, 10.

[7] E. 1, 108; 10, 70; 11, 24; 12, 18; Sen. brev. v. 14.

[8] Sen. tranq. 12.

[9] Trechedipna, Juv. 3, 67.

gaß in der Eile, die Schuhe zu schnüren; denn wer zuerst kam, konnte eher auf eine Gunsterweisung des Herrn rechnen als der Verspätete. Begünstigte durften in die inneren Gemächer, besonders Vertraute in das Schlafzimmer des Herrn eintreten [1]. So drängten sie sich in großen Scharen in den Straßen zusammen, manche in schlechten Kleidern, lärmten und sperrten den Vorübergehenden den Durchzug, und dazu gesellten sich Bittsteller aller Art, hungrige Philosophen, Lehrer und Schriftsteller [2]. Bei diesem Gedränge fiel es nicht auf, wenn die Christen sich in Privathäusern morgens in aller Frühe zum Gottesdienst, abends zum Nachtmahl einfanden.

Schon beim Morgengrauen begannen öffentliche Versammlungen, zumal wenn sie längere Zeit beanspruchten, auch Gerichtssitzungen, Verlobungen, Hochzeiten, Schauspiele [3]. Noch aus dem Schluß des vierten Jahrhunderts hören wir, daß ein Volksaufstand vor Tagesanbruch losbrach, und noch im Mittelalter wurden Ratssitzungen schon um 6 Uhr abgehalten. Die weichlichere Gesellschaft schob die Nachtruhe mehr in den Tag hinein. Horaz blieb bis zur vierten Stunde liegen, der jüngere Plinius mindestens bis zur zweiten Stunde, hing im Bette noch lange seinen Gedanken nach und diktierte sie seinen Schreibern [4]. Die Geschäftszeit rückte man weiter in den Tag hinein und sogar die Christen verlegten den gewöhnlichen Gottesdienst auf die Terz oder auf 9 Uhr. Auf der andern Seite hörte die Geschäftszeit bälder wieder, schon zur neunten, ja zur sechsten Stunde auf.

Tag und Nacht wurde verschoben, die Ordnung verkehrt und viele schliefen in den Tag hinein [5]. Dagegen mahnten Philosophen, denen sich die Christen anschlossen, zur Rückkehr zur natürlichen Ordnung. Die Christen, mahnt Klemens, sollen früh aufstehen, zumal wenn die Tage kürzer werden, der eine, um zu studieren, der andere, um sein Handwerk zu treiben, die Frauen, um sich an den Spinnrocken zu setzen. Alle müssen wir, sagt Klemens, sozusagen einen Kampf führen gegen den Schlaf, indem wir es allmählich durch Gewohnheit dahin bringen, daß wir so viel Zeit als möglich von unserem Leben durch Wachen gewinnen [6]. Nach dem Aufgang der Sonne, meint Prudentius, sei es

---

[1] Sen. const. 14; Plin. 15, 10; Luc. Nigr. 22.
[2] Juv. 5, 76; Sen. ben. 6, 34.
[3] Plin. ep. 1, 9.
[4] Ep. 9, 36; 3, 1.
[5] Hor. ep. 1, 2, 30; s. 1, 3, 17.
[6] Paed. 2, 9.

zu spät, das Bett zu verlassen, denn der Schlaf sei ein Bild des Sündentodes, wüste Träume erfüllen ihn, und man sollte sich seiner möglichst bald entschlagen.

Der Morgen ging, wie gesagt, mit den Geschäften vorüber. Auch wen kein Geschäftszwang band, der hatte genug zu tun, um Freundespflichten zu genügen. Denn an Geburtstagen, bei der ersten Bartschur eines Jünglings, bei Verlobungen, Hochzeiten, Leichenbegängnissen durften Freunde und Bekannte nicht fehlen; sie mußten Zeugen machen bei Testamenten, Adoptionen, Freilassungen. Die Beamten luden ihre Freunde zum Dienstantritt, zu Amtshandlungen, zu Gerichtssitzungen ein[1]. Anwälte, Redner rechneten auf eine große Zuhörerschaft. Wegen all dieser Freundespflichten, klagt Martial, käme er kaum zum Dichten. Der geschäftige Müßiggang beanspruchte viele den ganzen Tag über. Wenn man sie dann abends fragte, was sie getrieben, so verstummten sie und begannen doch am andern Tag den nämlichen Lauf[2]. Die meisten schlossen schon am Mittag ihre Arbeit, frühstückten, legten sich zur Ruhe auf den Söller nieder, begaben sich dann auf den Spaziergang, zu Körperübungen[3], Unterhaltungen, ließen sich umherfahren und suchten vorher oder nachher ein Bad auf[4]. Der junge Mark Aurel widmete die ersten Tagesstunden dem Studium, trank dann Met und half seinem Vater beim Frühopfer. Nach einem höchst einfachen Frühstücke aus Brot, Zwiebeln und Fischen ergab er sich im Herbste statt der Ruhe einer ländlichen Zerstreuung, dem Traubenlesen, schwatzte mit seiner Mutter am Familienherde, badete mit seinem Vater in einer Kufe, nahm endlich das Mahl ein, das die Späße der Bauern würzten[5].

In der heißen Jahreszeit dauerte die Mittagsruhe von der Sext bis zur Vesper und hieß daher Siesta. Im Winter kehrten nicht nur einfache Leute, das arbeitende Volk, sondern auch Gebildete nach dem Frühstück (Prandium) alsbald wieder zur Arbeit zurück[6] und ersetzte

---

[1] Plin. ep. 1, 9; Sen. ben. 4, 39.

[2] Sen. tranq. 12.

[3] Sen. ep. 15; tranq. 15.

[4] Alex. Sev. 30; Plin. ep. 3, 5. Die Christen blieben regelmäßig nüchtern bis nach Beendigung des Frühgottesdienstes, der um die dritte Stunde des Tages begann. Bis zum Mittag nüchtern zu bleiben, war noch vor 100 Jahren in vielen Kreisen üblich. Plin. ep. 3, 1; 9, 36; Luc. Lexiph. 2.

[5] Fronto ep. 4, 6; vgl. Hor. s. 1, 5, 63.

[6] Plin. ep. 7, 4.

das Frühstück das Hauptmahl und folgte abends nur noch eine kleine Kollation[1]. Das gleiche gilt von den Schülern[2].

Wer nicht schwer zu arbeiten hatte, traf auf öffentlichen Plätzen, auf dem Marsfelde, seine Bekannten, und es bildeten sich dann Stationen, Zirkel, Kränzchen[3]. Manche suchten Schenken auf; aus den höheren Ständen nur herabgesunkene Männer, die sich mitten unter die Matrosen, Schuster, flüchtigen Sklaven, Diebe und Kybelepriester setzten und mit ihnen Lager, Tisch und Becher teilten. Gingen bessere Hausdiener dahin, so mußten sie wohl zur Strafe die Fesseln tragen. Dort fanden Müßige Zeitvertreibe aller Art, Lust und Leben, Tänze und Spiele[4]. Da rollten die Würfel und Knöchel[5], waren die Spielbretter und Spieltische stets umlagert[6], und konnte man sich die ganze Nacht hindurch vergnügen[7]. Im engeren Kreise zerstreuten sich so auch ernste Männer. Ein von Caligula verurteilter Edelmann erwartete den Henkersknecht am Spielbrette. Auf den Ruf des Centurio zählte er noch die Steinchen und bat jenen, Zeuge zu sein, daß er um eins voraus sei, seinen Gegner aber, er möchte nach seinem Tode nicht lügen, er selbst hätte verloren[8]. Mäcenas pflegte auf Reisen, wenn ihn die Zwischenstationen langweilten, Ball zu schlagen. Mit Ungeübten, sagt Seneca, muß der Schläger anders verfahren als mit gewandten Werfern; so soll man es auch mit Wohltaten machen; wenn man sich gegenseitig nicht versteht, so leidet das Spiel[9]. Der Ball, der Kottabos[10], die Morra[11] gehören schon mehr in das Gebiet

---

[1] Vesperna.

[2] Meridiatio, Plin. ep. 3, 5. Col. scholast. bei Friedländer I, 319.

[3] Dabei konnte man stehen oder sitzen; die circuli unterscheiden sich von den coronae dadurch, daß bei letzteren eine Hauptperson den Mittelpunkt bildete; von einer schola poetarum spricht Martial (3, 20; 4, 61).

[4] Fornix et uncta popina incutiunt urbis desiderium — nec vicina subest taberna nec meretrix tibicina, cuius ad strepitum salias terrae gravis; redet Horaz seinen unzufriedenen Verwalter an (ep. 1, 14, 26).

[5] Tesserae, tāli, aleae; iactus Veneris, canis.

[6] Tabula lusoria (latruncularia), abacus, alveolus, calculi.

[7] Juv. 8, 10 (pernox) 158 pervigiles popinae, 171; Sen. ep. 83; Mart. 10, 47 (ebria nox), 289. In vino vigilia; Fronto ep. ad Ver. 2. 1. Luc. bis. acc. 1; Val. Fl. Arg. 1, 251.

[8] Sen. tranq. 14.

[9] Ben. 2, 17; Hor. 1, 6, 127.

[10] Dabei galt es mit dem Wasserstrahl ein Ziel zu treffen; Luc. Lexiph. 3.

[11] Digitis micare.

der Körperübungen, wozu Seneca sogar das Tanzen eines Scipio rechnet [1].

Solche Zerstreuungen schlossen sich auch an die Abendmahle an. Das Abendmahl, die Cöna, das eigentliche Hauptmahl, dauerte lange und mußte durch edle Geselligkeit gewürzt sein. Dem Römer fiel es nicht ein, sich abzuarbeiten wie ein moderner Mensch und sich in den Pausen den Magen rasch zu füllen, die Körpermaschine zu heizen zu neuem Betrieb. Er wollte vielmehr nach jedem Mahle ruhen und glich in gewisser Hinsicht dem Tiere, das sich zur Verdauung niederlegt, und ließ sich durch Spaßmacher, Akrobaten, Mimen, Tänzerinnen, durch Tafelmusik und Gesang die Weile kürzen [2]. Noch im fünften Jahrhundert schildert Hieronymus eine solche Unterhaltung: „Da schreit die Flöte, da girrt die Leier, da lärmt die Pauke und klappert das Becken." Da prahlt der Mime und tanzen kaum bekleidete Mädchen [3]. Zur Vervollständigung des Vergnügens bedurfte der Römer notwendig auch den Kitzel der Grausamkeit; er schaute daher dem Todeskampf kochender Fische zu, ließ Fechter ihr Blut verspritzen, Strafen oder gar Hinrichtungen vollziehen.

Einen besseren Zeitvertreib bot die Unterhaltung oder Vorlesung. Die Dichterklienten benützten gerne die Gelegenheit, die neuesten Erzeugnisse ihrer Muse an den Mann zu bringen, freilich nicht immer zur Freude der Gäste. Je größer der Luxus, desto gehaltloser war die Unterhaltung. Sie drehte sich um Skandale, Schauspiele, Speisen und Getränke, um Neuigkeiten und politische Ereignisse; nur mußten die Gäste vorsichtig sein, da überall Aufpasser und Spione sich einschlichen. Bei Petronius zeigt der aufgeblasene, geckenhafte Protz Trimalchio all sein Wissen und meint, auch bei Tische dürfe man die Philologie, d. h. die Wissenschaft, nicht vernachlässigen, verwechselt dabei aber alles und trägt ein lächerliches Durcheinander vor; auch seine Tischgenossen schwatzen Gereimtes und Ungereimtes durcheinander. Da sagt ein ehemaliger Sklave: „der Tag ist nichts — es war nämlich der 29. Dezember — darum ist es am allerbesten, man geht geradewegs vom Bett zu Tisch. Und eine saubere Kälte haben wir gehabt, kaum im Bad bin ich warm geworden. Aber ein Glas Punsch

---

[1] Tranq. 15.

[2] Plin. ep. 1, 15; Macr. sat. 2, 10; Juv. 11, 162; Quint. 1, 2; Plut. quaest. conv. 7, 8; 1, 5; Gell. 19, 9; Suet. Tib. 42; Nero 27, Luc. Gall. 11; Sen. ira 3, 40; vita b. 11; const. 11.

[3] Tenuitate vestium nudae, adv. Helv. 20; chorus diaboli, ep. 54, 13.

ist wie ein Überzieher. Habe riesig gezecht und bin ganz benebelt; der Wein ist ins Gehirn gestiegen." Die anderen rühmen die alten Zeiten; wieder ein anderer freut sich aufs nächste Amphitheater, wo wieder viel Blut fließen würde usf. Ein solches Mahl endigte in der Regel mit Tollheiten, Prellereien oder Schweinereien der Betrunkenen. Da mußte sich mancher in acht nehmen, daß er nicht im Rausche Schuldscheine siegelte. „Ich möchte lieber Flaschen versiegeln," schrie ein Vorsichtiger. Ungefährlicher, aber um so unflätiger waren Verwechslungen im Geschirr, die sich nur durch die übliche Schamlosigkeit erklären läßt. Hätte der geile Mensch doch lieber Wasser als Wein getrunken, spottet einmal Martial [1]. Der Krösus Trimalchio badete sich in einer Pfütze. Die Diener hatten schließlich Mühe, ihre betrunkenen Herren unter Fackelbeleuchtung nach Hause zu schaffen. Da konnte es geschehen, daß sich ein Leichenwagen der Straßenzier annehmen mußte.

2. Bäder.

An das eben erwähnte üppige Gastmahl des Trimalchio schloß sich eine tolle Baderei in urzeitlicher Unschuld an. Wenn die Römer sonst nichts mehr anderes zu tun wußten, liefen sie in die Thermen, oder genossen Luft- und Sonnenbäder, schon in aller Frühe. Sie sprachen von einer röstenden Sonne und von einer gesalbten Sonne, wenn sie, vom Bade gesalbt, sich niederlegten [2]. Dieses Vergnügen konnten sie zu Hause auf Dächern und Söllern genießen. Umsonst rieten Sittenprediger vom frühen Müßiggange ab und mahnten sogar, die Mittagstunde und die vieläugige Neugierde zu meiden und mehr den Abend zu wählen [3]. Strenge Kaiser verboten allzu frühe Stunden und ließen die Bäder nachts schließen [4]. Viele konnten eben nicht genug bekommen, wählten unmögliche Stunden, kamen immer wieder und hätten am liebsten Tag und Nacht in den Bädern zugebracht. So waren die Römer von dem Zuwenig auf das Zuviel verfallen. Denn ursprünglich hatten sie nicht viel gebadet, und unter dem gewöhnlichen Volke und den Sklaven herrschte noch viel Schmutz — man denke an das über Schnupftücher und Aborte Gesagte — und in den Provinzen sah es

---

[1] Nymphae . . . vestras bibisset aquas (11, 82) E. 9, 87; 8, 75; 6, 89; 3, 82 (14, 119).

[2] Sol assus, sol unctus. Heliosis.

[3] Const. ap. 1, 9; Tert. ap. 42.

[4] V. Hadr. 22; Alex. Sev. 24; Tac. 10; Juv. 6, 419, 375; 11, 157.

noch schlimm aus. Aber die fortschreitende Kultur, griechisches Beispiel, Belehrung der Ärzte empfahlen Bäder; wie denn das Wort balneum griechisch ist. Um so mehr empfand man das Bad als Notwendigkeit, als die schlechten Wohnungsverhältnisse der Großstädte den Schmutz anhäuften. So wurde öfteres Baden auch dem Volke zum Bedürfnis und konnte auch den Christen nicht verwehrt werden. Nur sollten sie sich an Festtagen enthalten und das bloße Vergnügen und die Verweichlichung meiden.

Hatten die ursprünglichen Bäder noch wenig angelockt, so wurde das ganz anders nach der Anlage der großen Wasserleitungen und der Erfindung der Luftheizung. Nun mehrten sich die Bäder ungemein rasch, stiegen in Rom unter Augustus schon auf 170 und betrugen noch im vierten Jahrhundert weit über 800. Die großen Thermen waren mit einem beispiellosen Luxus ausgestattet, so daß auch reiche Leute lieber in die öffentlichen Bäder als in ihre eigene Badezelle liefen.

Roms Beispiel fand überall Nachahmung und keine größere oder kleinere Niederlassung wollte mehr eines Bades entbehren. Die Gemeinden sorgten mit Eifer dafür und übernahmen die Kosten auf die Ortskasse und wiesen Holz in den öffentlichen Wäldern an [1]. Daher war auch das Badegeld sehr nieder und fiel oft ganz weg [2]. Jedes bessere Bad bestand wenigstens aus drei Räumen, aus einer Dampf- oder Wärmezelle, einer Zelle für das warme und einer für das kalte Wasserbad [3]. Für das Dampfbad wurden nicht nur unterirdische Heizräume geschaffen, sondern auch Wände und Decken durch Hohlräume und Röhren geheizt; da der zu Wasser erkaltete Dampf von der Decke tropfte, sprach man wohl von Hängebädern [4]. Unmittelbar an die Dampfzelle schloß sich — wenn es eigene Frauen- und Männerabteilungen gab, gleicherweise rechts und links — das Warm-, dann das

---

[1] Plin. ep. 2, 17; 3, 14; Galen. meth. med. 10, 10; san. tuend. 3, 4. über das Bad zu Vipascum eph. ep. 3, 176; C. Th. 7, 11; Dig. 50, 4, 1, 2; 50, 4, 18.

[2] Horaz nennt einen Quadrans = 1/4 As (sat. 1, 3, 136), in den Provinzen zahlte man mehr, zu Vipascum 1/2 As, unter Diokletian 2 Denare (4 Pfennig). Juv. 6, 447.

[3] Sudarium, caldarium, tepidarium, frigidarium.

[4] Balneae pensiles; viele halten sie für hängende Wannen, in denen der Badende sitzend geschaukelt wird, richtiger ist aber wohl an Fall- oder Sturzbäder zu denken, da Palladius sie als camerationibus et hypocaustis subjectis impositae erklärt.

Kaltbad an. Dazu kamen Aus- und Ankleidezimmer, Abreibungs- und Salbungszimmer. Vom Schwitzbad ging man gewöhnlich zum Kaltbad über und unter Umständen zum Schwitzbad zurück und ließ sich dann durch seiner Diener abreiben und salben. Wer keinen Diener hatte, mußte sich selbst abreiben. Wohl hatte der Bademeister[1] verschiedene Gehilfen unter sich, die die Heizung und Reinigung besorgten, sich aber um nichts weiter bekümmerten. Die Badenden mußten ihre Kleider durch eigene Diener bewachen[2], sich von ihren Sklaven massieren, salben, die Haare ausziehen, den Striegel und Öltopf zutragen lassen. Die Salbung sollte ein Schutz sein gegen Erkältung, Ansteckung, böse Dünste und Fieberluft und hatte zugleich einen religiösen oder abergläubischen Zweck. Selbst Klemens sagt, das Öl tauge gut dazu, üble Ausdünstungen des Körpers zu unterdrücken. Daher dürfen sich auch die Frauen einige bescheidene wohlriechende Öle gestatten, soweit sie nicht den Männern Kopfweh machen. Übermäßiges Bestreichen erinnere mehr an das Grab als an das Ehebett. Das Salben mache die Muskeln geschmeidig, verführe[3] aber freilich auch zur Weichlichkeit.

Weichlingen konnte das Wasser nicht warm genug und mußte mit Salben und Wohlgerüchen getränkt sein[4]. In Verbindung mit der üppigen Lebensweise erschlafften die Bäder den Körper als eine Menschenwalke, wie man sie wohl hieß[5]. Das Wasser hat Zähne, ruft ein Schwelger aus, und das Herz wird mir immer schwächer. Eine Schale Most wird mich mehr erwärmen als heißes Wasser. „Bäder, Weine und Venus machen Leben, zehren aber auch daran[6].“ Eine einfache Sitte führte unter nordischen Einflüssen zur Anwendung von Kaltbädern. Sogar neugeborene Kinder legte man nach dem Beispiel der Barbaren in kaltes Wasser. Doch pflegte schon der ältere Plinius nach seiner Siesta sich kalt zu baden. Dagegen erklärt Tertullian, bleich und starr frieren könne einer auch nach der Leichenwäsche als Toter.

---

[1] Balneator.

[2] Die capsarii waren ein besonderer Zweig, D. 1, 15, 3, 5. Balnearius hieß der Kleiderdieb.

[3] Ähnlich wie das Einschmieren des Leders, sagt Lukian, de gymn. 24.

[4] Suet. Calig. 37; Otho 12; v. Heliog. 19.

[5] Petron. 42; Philost. v. Apoll. 1, 9; Clem. paed. 3, 9; Tert. ap. 42.

[6] Balnea vina Venus corrumpunt corpus, sed vitam faciunt. Bücheler c. n. 1499 (1318). Über Wein, Weib und Würfel s. m. Kg. d. Mittelalters V, 167.

3. Gesundheitspflege.

Der Boden Roms und seiner Umgebung ist sehr ungesund, früher freilich weniger als heute. Die Campagna war gut bebaut, mit zahlreichen Landhäusern und Feuerherden besetzt, von vielen Gräben und Kanälen durchschnitten, die die Stauung faulen Wassers verhinderten, und die Höhen waren noch nicht abgeholzt[1]. Eine Fahrt von Rom zu seinem Landhaus bei Ostia führte den Plinius durch schöne Wälder und weite Wiesen, voll von Pferde-, Rinder- und Schafherden, die in der Frühlingsmilde von fetter Weide glänzten. Rings um seine toskanische Villa starrten alle Anhöhen von dichtem Baumwuchs. Für den Hausgebrauch lieferten die nahen Waldungen hier wie dort Brennholz genug[2]. Das nie erlöschende Herdfeuer wehrte dem Fieber und überdem schützte sich der Bauer durch gute wollene Kleidung, durch Einölung, vielleicht auch durch Räucherung und befleißigte sich großer Nüchternheit, gebrauchte aber in der Not Brech- und Abführ-, Zauber- und Hausmittel. Wo alle Mittel nichts halfen, dachte er eher an eine feindliche Gottheit, einen Zauber, an Gift, als an natürliche Ursachen[3]. Nachts hielt er sich möglichst im Hause auf und wechselte nach der Jahreszeit den Wohnort, wenn er Gelegenheit hatte. Zu Beginn des Sommers begann eine große Wanderung von der Niederung zur Höhe, deren auch Dante noch gedenkt[4]. Dante wie Varro nennt die Hauptplage der Niederung die Stechmücke, Wasserfliege[5] und sogar Vergil besingt den Culex, wie er einen schlafenden Hirten durch einen Stich weckt, als gerade eine Schlange im Grase auf ihn lauert und ihm dadurch das Leben rettet. Die Abholzung der Höhen, die Aus-

---

[1] Nach dem einen Forscher stammen die cuniculi aus vorrömischer Zeit und sind die umfassende Arbeit eines Volkes. Nach Tommasi-Crudeli sind sie die Arbeit einzelner und zwar Römer; das Schweigen der römischen Schriftsteller ist nach ihm kein Gegenbeweis (studi sul bonificamento dell' agro romano 137).

[2] Plin. ep. 2, 17; 5, 6; Verg. buc. 4, 2. Vgl. Greg. M. ep 12, 21; 13, 42.

[3] Eine Gebet- und Zauberformel lautete: Terra pestem teneto, salus hic maneto. Varro r. r. 1, 2, 27. — Daß man das Fieber wohl kannte, beweist der Tempel des Febris in Rom. Vielleicht schrieb man auch damals dem Gift zu, was die Malaria tat, wie noch zur Zeit der Renaissance, unter Alexander VI.

[4] Suet. Tib. 35; Cic. ep. f. 13, 2; ad Quint. 2, 3. Dante Inf. 26, 25. Voigt, R. Kulturg. 830; Nissen, Landeskunde 1, 417.

[5] Varro r. r. 1, 12 (bestiolae).

dehnung des Weidebetriebes und die Verdrängung der Kleinbauern hat viel geschadet. Wo Viehherden gedeihen, sterben Menschen. Ein schlechter Ersatz waren die großen Gutshöfe und prächtigen Landhäuser, Kastelle genannt, nach außen wohl verschlossene Hofumbauten mit vielen Stockwerken, worin die Vornehmen Schutz suchten gegen die Sumpfluft [1].

Den Wert guter Luft, hellen Lichtes wußten die Alten wohl zu schätzen so gut wie das reine Wasser und richteten danach ihre Ansiedelungs- und Lagerplätze ein. Wo kein Wasser in der Nähe floß, mußten Wasserleitungen es herbeiführen, und hier hatten die Alten ein scharfes Auge für gute Quellen und Heilquellen. Um gutes Wasser zu finden, stellten sie allerlei Proben an, beobachteten die Tiere der Gegend [2], schlachteten Vieh und beschauten die Leber, ob sie gesund sei. Ebenso nahmen sie auf den Wind Rücksicht, sowohl bei der Niederlassung als beim Hausbau, wichen dem Nordwinde aus und bevorzugten die Lage nach Süden. Gegen Norden sollte das Haus niederer sein als gegen Süden, und nur wenige Gelasse sollten gegen Norden liegen, Kornspeicher, Weinkeller, Gemäldegalerien. Da die Römer sich meistens außerhalb des Hauses bewegten, war auch bei Städten Licht und Luft ein wesentliches Erfordernis.

Eine vernünftige Gesundheitspflege lehrten griechische Ärzte. Daß alles Übermaß schade: zu viel und zu wenig Schlaf, zu viel und zu wenig Essen, zu viel und zu wenig Bewegung, wußten sie wohl und empfahlen Mäßigkeit, Bewegen in frischer Luft, Baden, Massieren. Ohnehin liebten die Alten Körperübungen, Ringen, Rennen, Werfen, Reiten und Springen und hielten Körperstärke und Körpergewandtheit für etwas Vornehmes. Wer sich darin auszeichnete, hieß Jugendführer [3] und konnte auf die höchsten Stellen rechnen. Daher bemühten sich die Kaiser um diesen Ruhm und spornten die Adelsgesellschaften ihre Mitglieder zum Wetteifer an [4]. Sogar Kirchenväter munterten die Christen zu solchen Übungen auf. Um den Körper zu stärken, dürften Jünglinge und Männer die Turnschulen besuchen, es sei für die Männer sogar besser als Bäder, denn „sie wecken den Eifer und den Ehrgeiz, nicht nur einen gesunden Körper, sondern auch

[1] Quod a solo toto die illustratur, salubrior est. Varro r. r. 1, 12.

[2] Vitruv. 1, 4.

[3] Princeps iuventutis.

[4] Jahrb. f. kl. Altertum 1906 S. 273. Durch Bleitesseren (Marken) wurden die Gäste dazu geladen.

eine gesunde Seele zu besitzen" — man meint einen alten Griechen sprechen zu hören, so auffallend klingt dieses Lob in dem Munde des Klemens. Die Männer mögen dort mit nackten Körpern ringen, andere Ball spielen, nur nicht um die Wette rennen und ringen. Vielen genüge aber ein Spaziergang in der Stadt oder auf dem Lande; ja es sei, meint Klemens, nichts Entwürdigendes, wenn einer den Karst in die Hand nehme und das Land bebaue. Es sei sogar schön, wenn der Mann Wasser hole und das nötige Holz spalte und den Frauen nur die weiblichen Arbeiten im engeren Sinne überlasse.

Gesunden zu raten, war übrigens leichter als Kranken; die Krankenpflege stand weit zurück hinter der Gesundheitspflege. Unsicher, schwankend waren die Methoden. Die einen vertraten mehr die Naturheilkunde, vertrauten auf die Heilkraft der Natur und diese standen den Römern eigentlich am nächsten, die viel auf Hausmittel hielten. Andere empfahlen Wasser- und Luftkuren. Die einen empfahlen kalte, die andern warme Bäder, wieder andere verwarfen alles Baden. Die einen rühmten Wollkleider, die alte Tracht der Römer, die andern, besonders Orientalen und Philosophen, hielten alles auf die Leinwand. Die einen erklärten Kohl, die andern Theriak für ein Allheilmittel. Die meisten hatten nur den Leib im Auge — die Atomisten und Epikureer —, andere suchten auf die Seele einzuwirken, nämlich die Pneumatiker und Stoiker, und neigten zur Homöopathie[1]. Aber weder die einen noch die andern zweifelten am Nutzen der Aderlässe, und die wenigsten verschmähten Zaubermittel, Gifte und andere gewaltsame Mittel. Ganz offen verkündigen Grabmäler, daß dieser oder jener Tote durch die Schuld der Ärzte oder Pfleger gestorben sei. Unser Freund, spottet Martial, ging mit uns heiter zum Bad und zum Mahl; morgens wurde er aber tot im Bette gefunden und warum: er hat seinen Hausarzt im Traume gesehen[2]. Die Zau-

---

[1] Der Stoiker Thessalos stellte die Lehre von einer Art Wiedergeburt, Metasynkrisis, auf; dreitägiges Fasten, Diatritos, mußte vorausgehen, daher nannten sich seine Schüler Diatritari. Er unterschied die Krankheiten darnach, ob sie die Organe anzogen oder erschlafften. Eigentümlicherweise mußten die erschlafften Kranken sich ungemein warm und weich kleiden und betten, die Adstringierten hart. Allopathisch lehrt Galenus.

[2] C. J. L. III, 3355; Petr. 42; Mart. 6, 53. Medico hominem occidisse impunitas summa est; Plin. 29, 8. Die griechischen Ärzte, sagt Cato, haben sich verschworen, sämtliche Barbaren mit Medizin zu töten; das tun sie sogar gegen Lohn, um Vertrauen einzuflößen und sie um so sicherer zu vernichten; Plin. 29, 8. Galen. de praecog. 4.

berei hatte einen guten Rückhalt im Volksglauben, daß alle Krankheiten von Dämonen erzeugt seien, zumal alle plötzlichen, hitzigen, erregenden Krankheiten, wie Fieber und Krämpfe[1], wogegen Zaubermittel am besten hälfen, der Speichel, menschliche Absonderungen, Amulette, Drachen und Gorgonenhäupter[2]. Daher suchten diese die Tempel der Heilgötter auf, wo sie im Traume Anweisungen empfingen. Im Osten schlossen sich an die Äskulaptempel Krankenhäuser an, worin mehr die Magie als Krankenpflege getrieben wurde. Doch war die Heilkunst auf griechischem Sprachgebiet mehr ausgebildet als im Westen und galt als eine öffentliche Angelegenheit. Die Gemeinden stellten Ärzte öffentlich an, erbauten Arzthäuser, Jatrien, Beratungszimmer, erhoben Beiträge von den Bürgern, Jatrika, und gewährten den Ärzten die nämlichen Rechte wie den Lehrern.

4. Bedienung.

Hausärzte, Hauslehrer gehörten zum großen Bedienten- oder Sklaventroß vornehmer Häuser, denn die Römer waren in ihrer Bedienung und Verpflegung anspruchsvoll geworden und bedurften einer wahren Heerschar. Mindestens zehn Sklaven mußte jeder besitzen, der zur Gesellschaft zählen wollte. Wer weniger besaß, galt als schmutzig[3], Verbannten gestattete Augustus zwanzig Sklaven. Horaz hielt sich wenigstens einen Koch, Vorleger und Mundschenk, mietete aber, wenn er Gäste empfing, eine große Zahl von Sklaven und Sklavinnen[4].

In jedem größeren Haushalte waren Pförtner, Türsteher notwendig, die den Eingang bewachten, auffallenderweise versahen oft Sklavinnen diesen Dienst, wie die gefällige Rhode in der Apostelgeschichte und die Türhüterin im Hause des Kaiphas. Dagegen mußte wenigstens zu unsicheren Zeiten nach den Worten Christi ein starker Mann die Vorhalle, die Aula, das Atrium bewachen[5]. Als Seneca auf seinem Landgute einmal einen recht greisenhaften, leichenblassen Menschen in dieser Stellung antraf, bemerkte er bissig zu seinem Ver-

---

[1] Die Nachtschläfer schreckte der pavor nocturnus (Alpdrücken), die Mittagsschläfer das daemonium meridianum, der Pan.

[2] Amulette zu diesem Zwecke gebrauchten auch die Juden: die Drachen- und Gorgonenköpfe an christlichen Domen sollen damit zusammenhängen (Hagen, Gesundheitspflege 14).

[3] Hor. s. 1, 6, 107; Dio 56, 27.

[4] Carm. 4, 11, 9; sat. 1, 6, 116; Strimmer, Sklavenstand 10.

[5] Apg. 12, 13; Joh. 18, 17; Luk. 11, 21.

walter: „Recht so, ein Toter gehört (wie alle Leichen) mit dem Gesicht zur Tür gestellt; aber wie kommt eine fremde Leiche hieher?“ Nun erhielt Seneca die Aufklärung, dieser Mensch sei einst sein Liebling gewesen, und er zog beschämt über sein eigenes Alter von dannen [1].

Eigene Diener sorgten für die Reinigung und die Beheizung des Hauses [2], andere für die Aufnahme der Gäste [3], für das Atrium, Triklinium, für die Hauskapelle, wieder andere für die Kleider, die Teppiche, die Küchengeräte, die Eß- und Trinkgeschirre, für die Speise- und Vorratskammer [4]. Gerade hier gab es eine Spaltung von Berufen, die uns in Erstaunen setzt [5]. Die Küche bevölkerten Köche und Gehilfen, Bäcker und Bäckerinnen [6] und den Speisesaal viele Aufwärter; Vorschneider, Vorschmecker, Tafelabräumer. Die Gerichte kündigten eigene Namenrufer an [7]. Durch ihre Namenrufer ließen die Herren Ankömmlinge und Gäste melden und auf der Straße sich auf Begegnende aufmerksam machen.

Beim Ausgehen zogen die Herren und Herrinnen ganze Schwänze nach sich [8]. Als einmal zu Athen ein solcher Protz mit seiner Truppe aufzog, fragten die spöttischen Leute, ob der Mann wohl für sein Leben fürchtete, da doch der tiefste Friede herrschte [9]. Unentbehrlich waren mehrere Kammerdiener [10], Gehilfen beim Kleideranziehen, Waschen und Baden, Mantel-, Handtuch-, Hüteträger, bei Damen Fächer-, Schirm- und Sandalenträgerinnen [11]. Nachts leuchteten Fackel- und Lichtträger und geleiteten Wegweiser [12] durch das Dunkel. Bei Reisen

---

[1] Ep. 12.

[2] Atriarii, focarii, D. 4, 9, 1; Cicero erwähnt qui verrunt, qui spargunt. Die unterste Klasse diente latrinis stercorandis.

[3] Serv. ab hospitiis; bei Petronius steht ein Diener an der Pforte und mahnt die Gäste, zuerst den rechten Fuß über die Schwelle zu setzen.

[4] Cellarius, promus, arcarius.

[5] So unterschied man Diener a veste magna, a veste matutina, sericariae, vestiplicae, vestispici, vertitores — servi a supellectile, a calice, ab auro (argento) potorio, ab auro (argento) escario, a corinthiis, ab ornamentis, ad margaritas.

[6] Coqui, pistores, je unter einem praepositus (archimagirus).

[7] Nomenclatores.

[8] Cohors culta servorum, lectica formosis imposita calonibus; Sen. ep. 110.

[9] Luc. Nigr. 13.

[10] Cubicularii.

[11] Flabelliferae, umbelliferae, sandaligerulae.

[12] Adversitores.

vermehrte sich noch der Troß. Eigene Boten vermittelten den Verkehr, Stundenrufer kündigten die Tageszeit an und Wächter hatten auf das Feuer und die Einbrecher acht.

Für Zerstreuung und Aufheiterung sorgten Vorleser und Schauspieler, Possenreißer, Zwerge, Krüppel und Narren[1]. Vornehme Häuser unterhielten eine eigene Musikkapelle[2] und ein Theater mit viel Mimen, Tänzern, Tänzerinnen und Seiltänzern[3], die keine hohen Anforderungen stellten und befriedigten. Am gesuchtesten und verbreitetsten waren die Spaßmacher, die förmlich militärisch gegliedert und in Leicht- und Schwerbewaffnete, Gemeine und Hauptleute geschieden wurden[4]. Schlagharte und Hartköpfe mußten schweigend Schläge einstecken, andere mußten Schatten spielen[5]. Schlagfertige Witzbolde hießen Fechter. Daneben dienten noch eigene Fechter und Ringer, die bei den Damen in hoher Gunst standen, diese aber mit Zwergen und Pagen teilen mußten.

Gute Häuser beschäftigten Bücherabschreiber, Bücher- und Kunstwarte, Philosophen, andere wieder Maler, Bildhauer und Baumeister. Selten fehlten Handwerker, Weber, Walker und Schuster, da jedes Haus sich möglichst selbst genügte. Besonders stark bevölkert waren die Frauengemächer mit Spinnerinnen, Weberinnen, Näherinnen[6]. Die Oberaufsicht führten Verwalter, Haushofmeister, Rechnungsführer[7] und zwar freigelassene Klienten, die sich überhaupt um bevorzugte Dienstleistungen bemühten.

---

[1] Moriones, fatui, pumili, distorti.

[2] Symphoniaci.

[3] Ludiones, mimi, funambuli, schoenobatae, petauristae.

[4] Principes, velites; Cic. ep. ad fam. 9, 20; p. S. Rosc. 6; Festus s. v. ordinarius.

[5] Derisores — duricapitones, plagipatidae — umbrae; Juv. 5, 171.

[6] Quasillariae; die lanipendia wog die täglichen Aufgaben (pensum) zu, sarcinatrices, beide Klassen waren verachtet.

[7] Procurator, dispensator, actor, atriensis institor. Über mehreren dispensatores stand ein dispensator ordinarius.

VII.

Die römische Familie.

1. Die Gewalt des Hausherrn.

Jedes Haus bildete ein Ganzes für sich, wirtschaftlich und rechtlich und genügte womöglich sich selbst. Die Familie war die Urzelle des Staates, ein kleiner Staat im Staate, und der Römer lernte hier herrschen. Das Familienhaupt wurde mit dem den Alten sonst so unbekannten Titel „Herr", dominus, geehrt, der später gemein wurde, von den Klienten sogar König angeredet. Er war ein wirklicher Herrscher über die „Seinen" und seine Gewalt erstreckte sich nicht bloß über die Sklaven, sondern auch über die Frauen, Kinder und Enkel [1]. Solange der Vater lebte, konnte der Sohn kein eigenes Haus gründen, sondern blieb mit seiner Familie im Elternhaus. Noch ein spätes Gesetz erklärt, die Enkel stehen in der Hand des Großvaters [2].

Frauen und Kinder waren eigentlich rechtlos und konnten für sich nichts erwerben, Kinder konnten ausgetrieben, vermietet und gleich den Sklaven verkauft werden. Aber durch Vermietung und Verkauf konnten sie auch frei werden. Diese Möglichkeit bildete die Brücke, durch einen scheinbaren Verkauf Frauen, Kinder und Sklaven zu befreien, aus der Manus, aus der Munt zu befreien, aus der Manizipiumsstellung zu erheben, zu emanizipieren [3] und eine unnatürliche übermäßige Anschwellung, Großfamilien im keltischen Sinn zu verhindern.

Gegen einen Mißbrauch der hausherrlichen Gewalt schützte die Sippe, der Familienrat, der bei allen wichtigen Entscheidungen, na-

---

[1] Hor. ep. 1, 7, 37; Col. praef. 1, 9; Mart. 1, 112. Dagegen fehlt die eigentümliche Sitte der Griechen und Juden, die Kinder nach ihrem Vater zu nennen, z. B. Achilleus, Sohn des Peleus oder der Pelide, Demosthenes, des Demosthenes Sohn aus (dem Gau) Päania. Die Namengebung der Römer war ähnlich wie die der heutigen, die unter dem Einfluß der Römer steht, sie bestand aus Vorname, Geschlechtsname, nur kam dazu noch ein näherer Familienname.

[2] Dig. 1, 6, 4.

[3] Si pater filium ter venum dedit, liber esto; nach schlichtem Verkauf war ihm die Tochter entfremdet, erst nach dreimaligem der Sohn oder nach anderer zweifelhafter Auffassung: eine Tochter konnte der Vater nur einmal, den Sohn dreimal vermieten. Freie Römer konnten nur ins Ausland verkauft werden.

mentlich bei Verurteilungen, beigezogen werden sollte, aber nicht mußte [1], und einigermaßen auch die öffentliche Meinung, die sich über Unmenschlichkeiten aufregte. Sogar der strenge Cato sagt, wer Weib und Kinder immer schlage, lege seine Hand an die größten Heiligtümer [2]. Aber ausreichend war dieser Schutz keineswegs. Das Volk billigte und bewunderte sogar die Kaltblütigkeit, mit der Familienväter bei offenkundiger Schande einschritten, ob sie nun von Söhnen oder Töchtern ausging. Söhne, die sich gegen die strenge Kriegszucht vergingen und in Verschwörungen einließen, wurden, wie bekannt, erbarmungslos von den Vätern hingerichtet. Frauen wurden entlassen und bestraft, wenn sie auch nur Wein getrunken oder mit einem Freigelassenen gesprochen oder verbotene Spiele und Lustbarkeiten besucht hatten [3].

Obwohl die Jahrhunderte mehr und mehr Milderungen brachten, konnte noch Justinian behaupten, bei keinem Volke besäße der Vater so viel Gewalt wie bei den Römern. Dem Rechte entsprach die Pflicht, die Untergebenen zu schützen, sie zu erziehen, in Zucht zu halten, für sie zu bürgen und zu haften. Nur konnte der Vater sich dadurch helfen, daß er sie zur Strafe herausgab, wenn sie sich gegen Dritte verfehlt hatten. Der Schutz und die Haftpflicht für die Familie ruhte auf dem Stammgute und ging auf den Erben über, der zugleich die religiösen Pflichten des Familienvaters übernehmen mußte [4]. Der Hausvater war eben zugleich auch Priester, der den Opferherd unterhielt und die Hausgötter ehrte. Dafür waren die Frauen ungeeignet [5] und wurden gegenüber den Söhnen verkürzt und die Witwe wie eine Tochter behandelt. Ihren Frauen und Kindern bestellten die Hausväter schon bei ihren Lebzeiten für den Fall ihres Todes Vormünder, die ihre Stelle vertraten [6]. Dadurch erklärt sich die gefürchtete Stellung des Oheims schon bei Lebzeiten des Vaters. Der Staat begünstigte diese Vorsorge [7], gestattete die Enterbung unsicherer und

[1] Val. Max. 5, 8, 2; 6, 1, 1; Sen. clem. 14, 15.

[2] Plut. 20.

[3] Dig. 48, 5; Val. Max. 2, 1; 6, 1, 3; Tac. a. 13, 32; Plin. 14, 14; Tert. apol. 6. Teilnahme an Bacchanalien Liv. 39, 18.

[4] Heres = herus.

[5] Instit. 3, 2, 3; Ovid. fast. 2, 533; 5, 420; Cic. rep. 1, 4.

[6] Tutor domini loco habetur.

[7] Besonders für Geisteskranke; gefährliche Irre wurden eingesperrt. D. 27, 10, 7; 1, 18, 14, 13; C. J. 5, 70, 7; Nov. 115, 3, 4; Lagrange, l'assistance publique 113.

unpassender Söhne und die Einsetzung anderer Erben durch Adoption oder Testament. Sehr wenig Dinge, sagt Cato, reuen ihn so, als daß er einen Tag ohne Testament entweichen ließ.

2. Die Stellung der Frau und Töchter.

Auf ihr strenges Eherecht waren die Römer so stolz wie auf ihr Eigentums- und Verkehrsrecht. Wer nicht römischer Bürger war, dem fehlte dieses Recht, er entbehrte des Connubiums und Commerciums, des Volleigentums, der Vollehe, der Vollgewalt, was sich selbst noch im Tode bemerklich machte [1]. Allerdings stand die Frau bei den Römern nicht so nieder wie bei andern Völkern, sie genoß sogar den Ehrentitel Herrin, domina [2], keineswegs aber den vollen Manneswert und wurde sogar in den Zensus der Unfreien eingereiht [3]. Der Mann hielt seine Hand, die manus, über sie, übte die Muntschaft aus und behandelte sie wie eine Tochter [4]. „Zu einer fremden Frau," sagt Seneca, „ist jede Liebe schimpflich, zur eigenen die übermäßige. Ein weiser Mann muß seine Gattin mit dem Kopfe lieben, nicht mit dem Herzen; er wird über den Anfällen der Leidenschaft stehen und sich nicht begierig in ihre Arme stürzen. Nichts ist häßlicher, als seine Frau zu lieben wie ein Schätzchen [5]."

Schon bei der Eheschließung fiel die Liebe kaum ins Gewicht und entstand kein Widerstreit zwischen der Neigung und der Pflicht, d. h. dem Willen der Eltern oder Vormünder. Die jungen Mädchen durf-

---

[1] Die Konsequenz ging so weit, daß, wenn ein Peregrine römisches Bürgerrecht erhielt, die Verwandten ihn nicht mehr beerben konnten und sein Vermögen dem Fiskus verfiel. Pausan. 8, 43, 3; Gaj. 1, 34; 2, 110. Die Fremden blieben ausgeschlossen von römischen Familiengräbern und mußten daher eigene Friedhöfe aufsuchen (Matth. 27, 7). Für die Peregrinen galt ihr heimisches Recht.

[2] Dig. 32, 41; Ovid trist. 4, 3, 9; 5, 5, 1; Suet. Claud. 39.

[3] In multis articulus deterior est conditio feminarum quam masculorum; Dig. 1, 5, 9. Sie besaß also kein volles caput. Mehr als 10 000 As, später 10 000 Sesterzien sollte ihre Mitgift ursprünglich nicht betragen. Ein volles caput betrug 20 000 As, später 100 000 Sesterzien. Mitgifte von 1 Mill. Sesterzien s. Tac. a. 2, 37; Val. Max. 4, 4, 10; D. 22, 1, 6.

[4] Maiores nostri feminas voluerunt in manu esse parentum, fratrum, virorum; Liv. 34, 2. Daher entführt sie der Mann symbolisch gewaltsam: ita te amata capio. Noch bei Apulejus sitzt die Frau am Eßtisch zu Füßen des liegenden Mannes (met. 1). Uxor filiae loco est; ihren Söhnen gegenüber war sie sororis loco.

[5] De matr. fr.

ten mit ihren Verlobten keinen freien Verkehr unterhalten; deshalb gedieh auch keine Liebesdichtung, obwohl sich die Verhältnisse in der Kaiserzeit änderten [1]. Die Ehen wurden frühe geschlossen und die Mütter sorgten emsig dafür, daß sie ihre Töchter gut anbrachten, und verehrten daher fleißig die Venus [2], und sogar ein Gesetz gebot den Vätern dabei mitzuhelfen [3] und die Töchter gut auszustatten. Denn die jungen Mäner schauten vor allem auf Geld; Horaz spottet, man könnte meinen, die Königin Pecunia bringe als Begleiter Adel, Schönheit, Treue mit [4]. Aber ein Philosoph wie Apulejus handelte in der Tat auch nicht anders. Er vermählte sich mit einer ziemlich betagten reichen Witwe, mit der er unmöglich glücklich sein konnte, und zog sich viele Verfolgungen von ihren Verwandten, vor allem von seinem Stiefsohn zu, der ihn der Verzauberung seiner Mutter bezichtigte [5].

Mit der Ehe schied die Frau aus ihrem bisherigen Kreise vollständig aus und teilte alles mit ihrem Manne, Heimat und Familie. In ihrem Hause hatte ihre Vaterfamilie nichts zu suchen und zu schaffen. Ihre Aussteuer, die Mitgift, eine Art vorausgenommenes Erbe [6], ging nahezu in das Eigentum des Mannes über und diente zum Unterhalt der Familie [7]. Wenn der Mann kinderlos starb, fiel die Witwe samt ihrem Vermögen in die Hand der Mannesverwandten, der Agnaten, nicht Kognaten [8]. Es herrscht das gerade Gegenteil des sogenannten Mutterrechtes [9]. Das Haus ihres Mannes war die Welt

---

[1] Dio Chrys. 7. Eub. 145.

[2] Juv. 10, 289.

[3] Dig. 23, 2, 19.

[4] Ep. 1, 6, 36.

[5] Diese Witwe Pudentilla hatte nach dem Tode ihres ersten Mannes dessen Bruder geheiratet, weil der Schwiegervater nur unter dieser Bedingung ihre zwei Söhne zu Erben einsetzte. Sie war mindestens 40, Apulejus kaum 25 Jahre alt.

[6] Besonders deutlich im griechischen Recht wie heute noch; eine dotata filia erbt nichts mehr.

[7] Überlebte die Tochter den Vater, so blieb die Dos dem Manne, auch wenn die Frau ohne Kinder starb (Ulpian fr. 6, 4); dotis causa perpetua est (bei kinderlosem Tode fiel die Hälfte der Dos an den überlebenden Vater). Die Aussteuer selbständiger Frauen hieß res uxoria. Dos ist verwandt mit dare; dos datur, dicitur, promittitur.

[8] Adgnatus proximus familiam habeto; Gentiles familiam habento (12 Tafeln). Mulier familiae suae et caput et finis est (D. 50, 16, 195, 1).

[9] Mulier est finis familiae hieß es, nicht principium familiae.

der Frau, das Atrium ihr Schauplatz. Sie mußte die Heiligkeit des Hauses wahren, die Öffentlichkeit meiden, sich einer würdigen strengen Haltung befleißen, brauchte sich aber nicht so abzuschließen wie das griechische Weib, dessen Anmut ihr abging. Sie war mehr zum Stolz und zur Herrschsucht geneigt, ermutigt durch die Rolle, die sie als Hausherrin spielte.

„Der Mann herrscht über die Welt, die Frau herrscht über den Römer," sagte schon Cato. Sie übte denn auch ein strenges Regiment, schalt und wetterte, wenn ihr etwas nicht gefiel, teilte Ohrfeigen aus und erzog die Kinder in strenger Zucht. Noch heute stehen die Weiber bei romanischen Völkern, zumal mit keltischem Untergrund, viel selbstherrlicher da als bei den germanischen und sind dort mehr als hier von schweren Arbeiten entbunden. Die Zahl der Frauen war infolge der Aussetzungen geringer als die der Männer[1], was vielleicht zu ihrer Schätzung beitrug. Schon frühe durften sie vor Gericht auftreten, konnten für Schulden aller Art bürgen, durften Mahle, Spiele, Götterdienste besuchen. Frauen und Jungfrauen nahmen teil an Prozessionen und veranstalteten eigene Aufzüge, traten zusammen, um einem Gotte kostbare Weihgeschenke zu geben. Endlich begleiteten sie ihre Männer auch auf Reisen[2], die Beamten in die Provinzen und mischten sich in die Politik ein.

3. Eheformen.

Einen guten Schutz und Halt bot den Frauen die Einehe, auf die unter allen alten Völkern gerade die Römer am strengsten achteten. Haben sie doch auch andere Völker zu ihrer Annahme veranlaßt und sich dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben[3]. Sie verboten nicht nur Nebenverbindungen, verhängten über den Ehebruch schwere

---

[1] Dio 54, 16. Vielleicht spielte auch der abortus mit, dem Mädchen leichter erliegen als Knaben.

[2] Luc. Tox. 24.

[3] Die Soldaten in den Provinzen durften sich verehelichen, dommodo singuli singulares uxores ducant. Nicht überall gelang es ihnen, ihre Sitte aufzudrängen (C. J. 5, 5, 2). So hören wir von einer syrischen Stadt, Heliopolis, daß dort Weibergemeinschaft bestand, bis Konstantin diese Unsitte abschaffte (Soc. h. e. 1, 18). Nun wohnten aber viele Römer dort, wie es denn auch als Kolonie galt. In Ägypten, meint man wohl, habe sogar das Mutterrecht fortgedauert. Selbst den Juden wird Polygamie vorgeworfen (C. J. 1, 9, 7; Theodoret. in ep. Tim. 1, 3).

Strafen [1], sondern erschwerten auch nach Möglichkeit eine Scheidung, ja sogar eine zweite Ehe. Ein lebendes Weib zu lieben, ist eine Wonne, eine tote heilige Pflicht, sagt Statius. Ganz besonders sollte sich die Witwe diese einprägen; eine zweite Hochzeit verlief ohne Sang und Klang und die Frau durfte sich nicht mehr im Tempel der Keuschheit blicken lassen. Kam eine zweite Frau in das Haus eines Witwers, bemerkt Hieronymus, dann mochte sie sich noch so sehr bemühen, eine gute Stiefmutter zu sein, so fielen doch alle Possendichter und Komödienschreiber über sie her und sie wurde zum Gemeinplatz der Rhetoren [2].

Als besonders heilig galt die alte ehrwürdige Vollehe, die Confarreatio, die den Patriziern vorbehalten war und zur Kaiserzeit mehr und mehr abkam. Als echte Adelsehe setzte sie viele Eigenschaften voraus und wurde geschlossen im Angesichte der Götter, unter der Teilnahme von zwei hohen Priestern und zehn Zeugen mit einer Art Kommunion des Brautpaares [3]. Viel harmloser vollzog sich die Kauf- und Verjährungsehe [4], wenn sie auch nicht aller religiösen Gedanken entbehrte und namentlich die Heimführung der Braut unter ähnlichen bedeutungsvollen Gebräuchen erfolgte wie bei der Adelshochzeit. Scharen von Jünglingen und Jungfrauen begleiteten die Neuvermählten unter dem Schall der Posaunen, Flöten und Fackelbeleuchtung in das Haus des Mannes, wo die Braut über die gesalbte Schwelle gehoben und mit Wasser besprengt wurde [5]. Außen sang das Geleite die Hochzeitslieder: „Schön wie roter Mohn und weiß wie Kamillenblüte ist die Braut“, „Venus, die göttliche, helfe“, „Schließt, ihr Jungfrauen, das Brautgemach“. Zahllose Götter standen zur Seite: der Jugatinus, Domiducus, Domitius, Manturna und weitere wachten über jeden Vorgang. Ihre Namen führen tief ins Geschlechtsleben ein und verraten eine gewisse Gemütsroheit, aber die Römer empfanden dabei so wenig wie andere Naturvölker etwas Unanständiges.

---

[1] In adulterio uxorem tuam si deprehendisses sine judicio inpune necares; illa te, si adulterares, digito non auderet contingere, neque jus est; Gell. 10, 23. Kastrierung des Ehebrechers, Hor. s. 1, 2, 46; Mart. 2, 60.

[2] Ep. 54, 15. Schade, daß sich keine dieser Satiren erhielt.

[3] Die Braut trug tunica recta, regilla, palla flammeum, sex crines, cingulum mit dem nodus Herculeus. Nach den Auspizien legte die Pronuba die Hände des Paares ineinander und dieses setzte sich zum Opfer auf ein Schaffell, genoß zusammen einen Opferkuchen und umwandelte den Altar.

[4] Coemptio, usus.

[5] Igni et aqua accipere.

Wie die Vollehe überlieferte die Kauf- und Verjährungsehe das Weib der Gewalt, der Hand, der Manus des Mannes aus, erleichterte aber mehr als jene die Emanzipation. Gekaufte Weiber konnten die Besitzer wieder veräußern und, da ihnen das Beibringen verblieb, nützten viele dieses Recht selbstsüchtig aus; aber dieser Gefahr konnte wieder durch einen Scheinkauf [1] vorgebeugt werden, wodurch ein Vertrauensmann sich die Manus der Frau sicherte und sie dann emanzipierte. Eine Verjährung, eine Ersitzung, Usucapio der Manus konnte eine Gattin selbst dadurch vereiteln, daß sie jedes Jahr drei Nächte außerhalb des Hauses zubrachte. Die freien Formen, zu denen noch der Konkubinat kam, breiteten sich um so schneller aus, als hier alle Schwierigkeiten, Ehehindernisse [2] und Scheidungsschranken wegfielen. So entstand eine Art Ehe auf Probe [3], wobei beiden Teilen eine Reuerecht zustand. Der Mann besaß kein Zwangsrecht über seine Frau und keine Vollgewalt, kein volles Eigentumsrecht über ihre Mitgift, sondern nur die Verwaltung, aber auch keine bloße Nutznießung, und er mußte, wenn er sich von ihr scheiden ließ oder wenn sie kinderlos starb, ihr Beibringen ihren Verwandten zurückgeben [4] und durfte nur gewisse Entschädigungen zurückbehalten [5]. Diese Milderung gewährte der Staat, um die Heirat reichen Erbtöchtern zu erleichtern, die Frau vor gewalttätiger Behandlung des Mannes zu sichern [6] und zugleich der Kinderlosigkeit zu steuern. Die Frau hatte eine viel sicherere Stellung und blieb ihrer väterlichen Familie näher als der ihres Mannes; sie war erbberechtigt und hatte dort ihre Munt. Über ärmere Männer gewannen sie ein Übergewicht, stets konnten sie mit Scheidung drohen und daher ihren Mann beherrschen. Ich habe Geld empfangen, sagt ein Mann bei Plautus, und um die Dos die Herr-

---

[1] Coemptio fiduciaria.

[2] Gegen Verwandtschaftsehen waren die Römer sehr empfindlich; Geschwisterkinder durften sich nicht heiraten; in der Kaiserzeit wurde das Verbot fallen gelassen und selbst dem Oheim die Heirat mit der Nichte gestattet bis auf Konstantin. In Ägypten duldeten die Römer sogar Geschwisterehen.

[3] Die Ägypter hatten ein Probejahr, wie auch andere Völker, annus cohabitationis; C. J. 5, 5, 8.

[4] Wozu sie sich der actio rei uxoriae bedienen konnte.

[5] Retentiones.

[6] Reipublicae interest mulieres dotes salvas habere propter quas nubere possint, Dig. 23, 3, 2.

schaft verkauft; ja sogar von einem Schlachten der Männer spricht Plautus[1].

Bei allen Eheformen stand der Vertrag[2], die Vermögensauseinandersetzung, die Wahrung der Interessen obenan und das Vorwiegen der Rechtsfragen hemmte, tötete jede liebevolle Beziehung. Schon von alters her war es verboten, daß sich die Gatten gegenseitig beschenkten[3] und füreinander verbürgten, was eine vollständige Gütertrennung voraussetzt. Das Dotalsystem hatte die Folge, daß die Gattin entweder die Herrin oder die Sklavin sein mußte, daß sie nur mit einem Fuße im Hause ihres Mannes, mit dem andern im Hause ihrer Eltern, Agnaten oder ihres Vormünders stand. War sie emanzipiert, so brauchte sie sich nur um den Pfleger (Kurator) ihres Vermögens, ihrer Dos oder ihres Pekuliums zu bekümmern. Das Pekulium, das Vorbehaltsgut, die Parapherna ging nach Art und Größe weit hinaus über die Dos, zumal man sie neben der Dos, der Pherna die ihr entsprechende Widerlegung, Brautgabe, Antipherna, das Doron ihres Mannes in sich begriff gemäß einer wie bei den Griechen auch bei den Kelten und einigermaßen bei den Germanen bestehenden Ordnung[4]. Diese Einrichtung, die das Befremden eines Cäsar und Tacitus erregt hatte, drang zur christlichen Zeit von Osten her ins römische Recht ein und stellte die Frau oder vielmehr die Witwe sicherer als zuvor[5], sicherer auch als bei der germanischen Gütergemeinschaft[6].

In sehr schlimmem Rufe standen die Pfleger, Vermögensverwalter, die sich die Frauen bestellten. Nicht selten brachte die Braut sie schon mit, junge Burschen mit gekräuselten Locken, unter denen ein Liebhaber steckte, wie ein Alter sagt: „Was ist denn das für ein elegant frisierter, junger Mann, der deine Frau begleitet, der ihr immer

---

[1] Conjux dotata regit virum, Hor. c. 3, 24, 19. Argentum accepi, dote imperium vendidi. Plaut. asin. 1, 1, 74. Quae indotata est, in potestate est viri, dotatae mactant et malo et damno viros, aul. 3, 5, 60.

[2] Tabulae nuptiales, dotales.

[3] Was freilich nicht hinderte, daß bankerotte Männer ihr Vermögen auf den Namen ihrer Frauen überschreiben ließen, um die Gläubiger zu prellen (Apul. ap. 75).

[4] Das Doron, die Dorea konnte ebenso oder halb so groß sein wie die Pherna. Der germanische Mahlschatz, die Morgengabe, Drittelsmehrung blieb hinter der keltischen Widerlegung zurück, Caes. b. g. 6, 19; Tac. Germ. 18.

[5] Donatio ante, propter nuptias; C. J. 5, 4.

[6] Justinian hat das Interzessionsverbot noch verschärft. Nov. 134, 7.

etwas ins Ohr flüstert und seinen rechten Arm auf ihren Stuhl lehnt? — O, es ist der Geschäftsführer meiner Frau! — Deiner Frau? dieser Stutzer? guter Freund, er ist vielmehr dein eigener Geschäftsführer [1]!" Noch Hieronymus warnt vor diesen Verwaltern und andern Jugendfreunden [2]. Die geringste Klage war noch, daß diese Pfleger die Männer im Vermögen benachteiligten [3]. Der Hausherr wurde stark herabgedrückt, zuweilen sogar unter den Sklaven erniedrigt, der die Verwaltung des Vermögens führte. Es kam vor, daß Frauen ihren Mann durch ihren Knecht mahnen und peinigen ließen, wenn er das geborgte Geld nicht zurückgab. „Warum ich keine reiche Frau heiraten will?" fragt Martial, „weil ich nicht Lust habe, die Frau meiner Frau zu werden." Die Schwiegermutter, einst vom Hause ihrer Tochter ausgeschlossen, tauchte auf; die ganze Frauenverwandtschaft beanspruchte Rechte, und wenn jene kinderlos starb, riß sie ihre ganze Hinterlassenschaft an sich.

Um der Knechtschaft zu entgehen, zogen viele Männer Mädchen ohne Mitgift vor [4] oder schlossen Konkubinate; denn es gab keinen Mittelweg zwischen Herrschen oder Beherrschtwerden. Ursprünglich hatte der Konkubinat dazu gedient, Verbindungen mit denen zu ermöglichen, die nicht Vollbürgerinnen waren, mit Fremden, Sklaven, Freigelassenen und überhaupt mit allen niederstehenden Weibern, also namentlich solchen, die ihr Beruf in die Öffentlichkeit drängte, Krämerinnen, Wirtinnen, Schauspielerinnen. Mit römischen Bürgerinnen durfte keine Verbindung geschlossen werden, die nicht den Zweck der Ehe hatte; sie war nur dann möglich, wenn sich die römische Matrone auf einen niedereren Rang herabdrücken ließ. Insofern diente der Konkubinat zur Erniedrigung der Freien [5], wie zur Emporhebung von niederen Frauen. Er war nicht gebilligt, aber im Rechte anerkannt,

[1] Mart. 5, 61.

[2] Procurator calamistratus, formosus collectaneus, ep. 54, 13.

[3] Ciceros Frau, Terentia, hatte einen Verwalter Philotimus, gegen dessen Ehrlichkeit Cicero mißtrauisch war. Während seiner Verbannung beschuldigte er Terentia großer Veruntreuungen; er kam an den Rand des Bankerottes und schied sich deshalb von ihr; eine Tat, die sehr verschieden beurteilt wird.

[4] Multi duxere sine dotibus uxores, quidam dictas non accepere dotes, quidam etiam emptis fuere contenti mancipiis et, cum possent accipere divitias, emere, quibus libertatem darent, maluerunt, quam suam vendere: Sen. contr. 1, 6, 5.

[5] Dig. 25, 7, 1.

obwohl das Gesetz an ihn keine Folgen knüpfte und der Konkubine keine Ebenbürtigkeit und kein Erbrecht gewährte[1]. Ihre Kinder hatten bloß Beziehungen zu ihr, nicht zum Vater, und dieser brauchte sich um sie nicht weiter zu bekümmern, konnte sie aber anerkennen, nach Belieben beschenken und Vermächtnisse auswerfen. Eine sittliche Scheu hielt keinen Mann ab, derartige Verbindungen zuzugestehen und anzuerkennen, was auch die Grabinschriften beweisen, und die Kaiser, sogar die christlichen, gewährten den natürlichen Kindern gewisse Ansprüche[2].

4. Ungebundenheit der Frauen.

Die Sitte wurde um so lockerer, je mehr die Frau Selbständigkeit erlangte. Die Selbständigkeit hat sie mehr erniedrigt als ihre Untertänigkeit. Es ging ihr ähnlich wie den Dienstboten, den Sklaven, die ihre Freiheit mißbrauchten, wie wir sehen werden. Erst das Christentum schuf eine Gebundenheit ohne Sklaverei und eine Freiheit ohne Fessellosigkeit.

Vergebens hatten ältere Gesetze die Erwerbs- und Erbfähigkeit der Frau beschränkt, um ihren Luxus zu mindern; vergebens suchte Augustus die alte Ehe wiederherzustellen, erließ im Sinne der alten römischen Strenge Gesetze gegen Ehebruch, Kuppelei, Ehe mit anrüchigen Personen[3]. Dem Scheine nach wurden sogar außereheliche Verbindungen bestraft; das Gesetz galt aber nur, wenn beide Teile römische Vollbürger waren. Die Ehescheidung wurde erschwert; der schuldige Teil erlitt Verluste empfindlicher Art. In seinem eigenen Hause suchte Augustus mit gutem Beispiel voranzugehen, er hielt seine Frauen und Kinder im Hause zurück, ließ seine Kleidung von den Frauen im Hause weben und aß mit seiner Familie. Es war umsonst. Bessere Erfolge hatten christliche Lehrer. Der heilige Klemens wünscht, daß

---

[1] Es fehlte ihm die verächtliche Nebendeutung des Pällikates. Von der Vollehe unterschieden den Konkubinat nicht Förmlichkeiten, sondern nur die affectio maritalis, die Absicht dauernder Ehe und der honor maritalis, die dignitas.

[2] Die Mutter erhielt das jus liberorum und eine gewisse Erbfähigkeit. Unter allen Umständen teilten die Konkubinen und ihre Kinder die Heimat des Vaters.

[3] Wenn die Frau wegen Ehebruch verurteilt war, traf sie neben der Verbannung die Strafe, zu neuer Heirat unfähig zu sein, auch verlor sie die Hälfte der Mitgift und ein Drittel ihrer eigenen Güter; Paul. sent. 2, 26, 14; D. 48, 5; einen interessanten Ehebruchsprozeß erzählt Plinius (ep. 6, 31).

Wollespinnen, Weben, Kochen oder der Köchin helfen, ja sogar Getreidemahlen der Frauen Arbeit sei. Die rauhen, harten Frauen der Iberer sind ihm fast Ideal; er mochte wohl fühlen, daß man ihm den Vorwurf machen konnte, das passe sich für Barbaren. Darauf antwortete er: nicht Amazonen wollen wir aus den Frauen machen, sondern Philosophen.

„Zur Zeit der alten Könige," sagt ein Alter[1], „ja, da saß die Hausfrau in ihrem hohen Armstuhl und nähte und spann mit harter Hand, sie fütterte und pflegte die Lämmer, sie versorgte selbst den Herd mit Holz. Aber die heutigen Damen sind aus zarterem Stoff: ein vergoldetes Kleid muß den Körper decken, das Haar muß duften, die Frisur muß immer wieder neu sein, an den Händen müssen Edelsteine funkeln, um den Hals liegen Perlen aus dem Orient, von welchen zwei für das Ohr eine zu schwere Last wären. Doch — das schöne Geschlecht ist zu entschuldigen, wenn es sich schmückt: machen es doch in unseren Tagen die Männer nicht anders." Auch wenn sie nicht viel Vermögen hatten, benahmen sich die Frauen sehr anspruchvoll, sie verlangten nach reichem Schmucke, nach Gold, Perlen und Purpur, nach einem eigenen Gefährte oder einer Sänfte, nach einem Troß von Sklaven und Sklavinnen. Wenn die römische Dame ihre Toilette machte, mußte eine eigene Dienerin den Spiegel halten, eine andere kämmte, brannte das Haar, frisierte, ein Diener oder eine Dienerin sorgte für die Wohlgerüche, wieder andere hatten die Salben und wohlriechende Öle unter sich[2]. Den Rang einer Künstlerin nahm die Sklavin ein, der die Haarpflege und die Erfindung neuer Haartrachten oblag[3].

Die vielen Sklaven und Sklavinnen, die das vornehme Haus bevölkerten, übten einen ungünstigen Einfluß aus und der Umgang mit ihnen führte zu schlimmen Gewohnheiten. Als ein Emporkömmling bei einem üppigen Mahle seinen Liebling vor den Augen seiner Gäste und seiner Frau küßte und umarmte, schrie ihn seine Frau an, er sei eine Schande der Menschheit, ein Hund, ein Auswurf. Nun schleuderte ihr der Mann den Becher an den Kopf und schalt sie eine Schlange, er habe sie aus dem Nichts gezogen, nun blähe sie sich auf

[1] Ovid med. fac. 10.

[2] Unctores, unctrices, unguentarii — aliptae, ciniflones — calamistrare (brennen).

[3] Eine ornatrix, die nur zwei Monate gelernt hatte, galt für keine Künstlerin. D. 32, 65, 3; Col. praef.

wie ein Frosch und spucke in ihren Busen, das klotzige Geschöpf, das Sichelbein; er wolle sie schon zahm machen, die lederne Kassandra[1]. Noch viel frecher benahmen sich die Weiber, die eine reiche Mitgift in die Ehe gebracht hatten.

Von den Ägypterinnen sagt Klemens, sie vertändeln ihre Zeit mit mißgestalteten Sklaven, Zwergen, mit Schoßhündchen und Pfauen, darüber mißachten sie ihre eigenen Kinder und verachten ehrwürdige Greise und Witwen, sie füttern lieber Papageien und Regenpfeifer oder spielen nach anderen Schriftstellern gar mit Schlangen[2]. Die eigenen Kinder setzen sie aus und die jungen Vögel nehmen sie ins Haus. Ein üppiges Weib Galla ließ ihre drei Söhne verhungern und verschwendete ihr Gut an einen kräftigen Sklaven, einen Bösewicht[3]. Nach Tertullian beherrschte die Frauen die Gier nach germanischen Sänftenträgern und wohlgestalteten Friseuren[4]. Da der Umgang mit ihnen entehrte, strebte eine Frau, die noch etwas auf sich hielt, nach Besserem und Höherem; sie suchte sich Verehrer und Liebhaber aus freien Ständen: ein Mittel dazu bot ihr die leichte Ehescheidung, die in einer Weise mißbraucht wurde, daß Satiriker schreiben konnten, die Weiber zählen ihre Männer nach Konsuln und manche habe in fünf Jahren achtmal damit gewechselt[5]. Über Mäcenas schreibt Seneca, er habe sich tausendmal vermählt und nur eine einzige Gattin besessen — nämlich die von Augustus geliebte Terentia, deren Untreue ihm den Schlaf raubte. Nicht der süße Klang ferntönender Symphonien, nicht das ruhige Rauschen der Wasserfälle, nicht tausend Genüsse haben das gequälte Herz betäubt[6].

Männer und Frauen durchkosteten mit grausamer Wollust die Reize und Qualen des Ehebruchs. Ein Ehebrecher brauchte gar keine, eine Ehebrecherin kaum eine Strafe zu befürchten. Wohl bestand sie nach den alten Gesetzen noch fort, es hing aber viel von den Umständen und den Anschauungen der Herrscher und herrschenden Klassen ab, ob und wie sie zur Ausführung gelangte. Wenn ein Hausvater die ehebrecherische Frau oder den Ehrenräuber seiner Tochter auf frischer Tat ertappte und tötete, so konnte er bald auf Billigung

[1] Petron. 74.
[2] Mart. 7, 87; Sen. de ira 2, 31.
[3] Mart. 2, 34.
[4] Ad uxor. 1, 4. Clem. paed. 3, 4. Petr. 126.
[5] Juv. 6, 230.
[6] Ep. 114, prov. 3.

rechnen, bald auch Strafe befürchten müssen. Trajan verbannte einmal einen Hauptmann, der eine Ehe geschändet hatte, und ebenso die mitschuldige Gattin, obwohl ihr Mann sie gerne bei sich behalten und nur ungern eine Klage gegen sie erhoben hatte [1]. Jedenfalls waren die Strafen sehr gelinde und mußten später verschärft werden [2]. Zur Zeit Senecas war die Zügellosigkeit so groß, daß er schreiben konnte, keine Frau sei so elend, so gemein, daß sie an einem oder zwei Ehebrechern genug hätte, eine einfache Doppelehe galt gar nicht als Ehebruch [3].

Für ihre Gelüste durfte sie sich der Beihilfe ihrer Sklaven oder schamlosen Mutter, die das Beispiel gegeben hatten, versichert halten; manche zog ihre Tochter ins Vertrauen. Ein geiles Weib würde sich eher ein Auge ausreißen lassen, sagt Juvenal, als auf ihren Liebhaber zu verzichten; es schämte sich nicht, an gemeine Orte hinabzusteigen, wenn eine andere Gelegenheit fehlte, und scheute nicht den Sturm und die eisige Meerflut. Mancher Frau war der Tag zu kurz, wenn sie bei ihren Liebhabern herumkommen wollte [4]. Die Frauen verachteten förmlich den, der sich mit Mägden abgab [5], oder anderem leichten Chore nachstellte — zuerst kommt die Freie, sagt Martial, dann die Freigelassene und ganz zuletzt die Sklavin [6]. Keuschheit ist ein Beweis von Häßlichkeit, sagte man; keusch sei nur die Frau, um die niemand geworben. Als gar zu bäurisch und mit den Sitten Roms unbekannt galt der Mann, der der ungetreuen Gattin zürnte [7].

Machte ein Eifersüchtiger Lärm, dann erwiderte die Gattin schnippisch: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches liegt mir fern“; eine Unverschämte erklärte keck: „Wir haben uns doch unter der Bedingung verbunden, daß jeder Teil tun darf, wozu er Lust hat.“ Kam es doch sogar so weit, daß Schwache ihr Weibchen durch Lieblinge oder Freunde zähmen, verzärteln, kirre machen ließen, wo sie dann auf Gegendienste rechnen konnten [8]. Gemeine Paare sogar aus besseren Stän-

---

[1] Nach Liv. 10, 31 traf übrigens schon frühe unzüchtige Frauen nur eine Geldstrafe, später wurde ihr Erbrecht beschränkt.

[2] Plin. ep. 6, 31. Vgl. Dig. 48, 5, 21, 25.

[3] Sen. de benef. 3, 16; Mart. 6, 7, 22.

[4] Juv. 14, 29; 6, 54, 99; Sen. de benef. 3, 16. Filia ter decies respiret (Juv. 14, 28).

[5] Sie verspotteten ihn als ancillariolus (Sen. ben. 1, 9).

[6] E. 3, 33.

[7] Ovid. am. 1, 8; Sen. ben. 1, 9.

[8] Juv. 6, 282; 9, 72.

den beuteten ihre Verbindung geschäftlich aus und trieben schamlose Kuppelei. Die Weiber, sagte man, hätten nur noch Männer, um Liebhaber anzulocken, und die Männer Weiber, um Geld zu verdienen[1].

Kein Wunder, daß die Frauen allgemein in der Achtung sanken. Die Schriftsteller wiederholten und überboten alte griechische Aussprüche der Verachtung, nannten das Weib schamlos, ein unersättliches Tier, die schwerste Last, ein Geiergeschlecht[2]. Im Theater erhielten die Weiber die letzten Plätze angewiesen und mußten sich mit gemeinem Volk herumbalgen. Aber gerade das Gemeine reizte viele Frauen, sie verzichteten auf Stand und Rang, der sie beengte. Wenn die Weiber auf Abenteuer ausgingen, legten sie weite, verhüllende Gewande, Togen, Kukullen an; manche gewöhnten sich an dieses Leben so, daß sie auf ihre sie auszeichnende Kleidung, die Stola und die entsprechenden Ehren verzichteten und die Tunika der niederen Klassen trugen. Sie konnten sich ausdrücklich durch die Ädilen in eine niedere Klasse versetzen lassen, um sich dadurch gesetzlose Verbindungen und gemeine Berufe zu ermöglichen[3]; ein Ausweg, den das Gesetz umsonst erschwerte[4]. Die Grenze zwischen der anständigen Frau und der Buhlerin verwischte sich; alles lief durcheinander, ehrbar und unehrbar, frei und unfrei. Üppiger Gang, herausfordernde Bewegungen, steifer Nacken waren so allgemein verbreitet wie überladener Schmuck, buntschillernder Kleiderglanz, an Nacktheit streifender Flitter. In Sänften hatten sich die Frauen einst tragen lassen, um unter den Vorhängen verborgen zu sein; nunmehr aber verhüllten sie nichts mehr, schauten alle Begegnenden frech an und bogen sich häufig heraus. An gemeinen Orten stellten sie sich bloß, und zwar buchstäblich[5]. In den

[1] Dig. 48, 5.

[2] Aeque impudens animal est et nisi scientia accessit ac multa eruditio, ferum, cupiditatum incontinens; Sen. const. 14; Gal. Hipp. d. 9, 3. Der rätselhafte Philosoph Secundus sagt: Quid est mulier? Hominis confusio, insatiabilis bestia, continua sollicitudo, indeficiens pugna, cotidianum dampnum, domus tempestatis, castitatis impedimentum, viri incontinentis naufragium, adulterii vas, periculorum prelium, animal pessimum, pondus gravissimum, aspis insanabilis, humanum mancipium; Petron. 42; Gell. 1, 6.

[3] Die Ehebruchstrafe traf sie dann nicht. Tac. ann. 2, 85; Suet. Tib. 35.

[4] Tac. l. c. Dig. 48, 5, 10. Die Juristen waren darüber im Zweifel, ob eine römische Frau, die sich als Konkubine benützen ließ, damit stillschweigend ihren Rang verliere. Ulpian verneinte es und verlangte die Strafe des stuprum, Marcellus aber bejahte die Möglichkeit, und diese leichte Anschauung siegte (Dig. 23, 2, 41, 43; 34, 9, 16; 48, 5, 2).

[5] Sen. ben. 1, 9, 3; Clem. paed. 3, 4; Juv. 6, 122.

Bädern und auf öffentlichen Plätzen zeigten sich Damen öffentlich mit ihren Verehrern wie die Herren mit ihren Maitressen. Die Geliebte des Properz Cynthia lenkte selbst den Wagen, in dem hinter seidenen Vorhängen ein Verehrer lehnte, und zwei Molosserhunde rannten neben dem Wagen.

Die Kehrseite davon war, daß keine Frau ohne Begleitung auf der Straße sich zeigen durfte, wenn sie nicht belästigt werden wollte; ja selbst mit Begleitung war sie vor Nachstellungen nicht sicher, da geriebene Frauenjäger die Begleiter durch allerlei Manöver wegzubringen wußten. Ein Gesetz mußte hier schützend eingreifen und zugleich rohe, beschimpfende Worte unter Strafe stellen[1].

Die Ungebundenheit zerstörte nicht nur alle Würde, sondern auch allen Reiz. Schon früh verdorben oder allzu früh verheiratet, welkten die Weiber rasch dahin, viel rascher als schon ohnehin die Südländerinnen verblühen, und übten keine Anziehung mehr aus. Der natürliche Geschlechtsverkehr war zu leicht und erschöpfte die Nerven, so daß die geilen Männer und Frauen auf die häßlichsten Mittel verfielen, dem geschwächten erschöpften Körper noch einige Lustgefühle abzupressen, Mittel, die die Satiriker mit anwidernder Offenheit schildern. Der Geschmack verirrte sich unter dem Einfluß des Theaters, wo nicht Frauen, sondern weibische Männer, Verschnittene die Hauptrolle spielten. Die Dichter und Künstler wetteiferten in der Verherrlichung der Männerschönheit und die Maulhelden der Unzucht rühmten sich ihrer Eroberungen auf männlichem Gebiet. Zudem war die Zahl der Frauen, namentlich der Sklavinnen, viel geringer als die der männlichen Diener und ein Pagentrupp fiel weniger auf als ein Harem.

5. Die Frauen im öffentlichen Leben.

Gerade ihre Rechte wurden den Frauen zum Fallstricke. Zu Rom waren die Frauen nie so von der Öffentlichkeit ferngehalten worden wie in Griechenland; sie konnten, wie schon hervorgehoben wurde, vor Gericht auftreten, in Tempeln und bei Spielen erscheinen. Nun wollten sie auch eine Rolle spielen und in der Politik mitreden, nachdem die Kaiserfrauen, die „Mütter des Senates und des Volkes, der Lager und Legionen" das Beispiel dazu gegeben hatten. Sogar in kleineren Provinzstädten wie Pompeji beteiligten sich die Weiber an den Wahl-

[1] Dig. 47, 10, 15.

schlachten, wie Wandinschriften beweisen: „Caprasia wählt“, „Statia bittet Suettius als Ädilen“ (zu wählen)[1]. Allerdings suchten Gesetze die große Freiheit einzuschränken, verboten ihr Auftreten vor Gericht und ihre Bürgschaften[2], verboten, daß sie Beamte in die Provinzen begleiteten. Zeitweise durften sie sogar nur Vorlesungen hinter Vorhängen anwohnen. Im allgemeinen aber genossen sie eine große Freiheit; ein Senator erklärte: „Seitdem wir die Fesseln der Alten lockerten, regieren die Weiber in den Familien, in den Gerichtshöfen, in den Heeren.“ Genossen doch manche Frauen einen höheren Rang als ihre Männer und verliehen ihnen Kaiser die konsularische Würde, die sie hoch hinaufhob und ihnen den Zutritt zu den Frauenvereinen ermöglichte. Die vornehmen Matronen hatten nämlich einen Frauenverein unter religiöser Flagge gegründet und so eine Art Frauensenat gebildet und dieser besaß auf dem Quirinal ein eigenes Haus, eine Curia[3].

Am nächsten lagen den Frauen Fragen der Religion, der Literatur und Wissenschaft, die sie leidenschaftlich bewegten. An der Philosophie richtete sich manches weibliche Gemüt empor und gewann im Unglück eine mächtige Stütze. Heldenmütig teilte manche Philosophenfrau das Schicksal ihres unglücklichen Mannes und regte auch manche einfache Frau zur Nachahmung an. Plinius rühmt eine schlichte Gattin, sie habe mit ihrem Mann, der an einer unheilbaren Krankheit litt, gemeinsam sich ins Wasser gestürzt, preist aber besonders die Entschlossenheit der jüngeren Arria. Schon ihre Mutter hatte ein rühmliches Beispiel gegeben und ihrem Gatten den Dolch gereicht, womit sie sich selbst erstochen hatte mit dem Rufe: „Pätus, es schmerzt nicht.“ So wollte auch Paulina, die Gattin Senecas, mit ihm in den Tod gehen wie die jüngere Arria, die sich nur deshalb am Leben erhielt, weil ihr Gatte ihr die Pflicht ans Herz legte, sich ihrer Tochter Fannia zu widmen. Fannia war ihre würdige Tochter und die würdige Gattin des edlen Helvidius, mit dem sie wiederholt in die Verbannung ging. Ihr wahrhaft christliches Mitgefühl trieb sie an, eine kranke Vestalin zu pflegen, und ob dieser Pflege fiel sie selbst in eine gefährliche Krankheit. Sie war nach Plinius nicht bloß tapfer, standhaft und edelmütig, sondern auch so fromm und keusch, daß sie seine

[1] Suettium aedilem rogat; eph. ep. I, 51.

[2] Jus postulandi, intercedendi.

[3] Conventus matronarum, Suet. Galba 5; Liv. 27, 37. V. Gall. d. 16.

Bewunderung erregte [1]. Nicht mit Unrecht hat man schon gezweifelt, ob diese Frauen und Männer ihre Kraft aus der Philosophie allein schöpften, und vermutet, daß christliche Einflüsse mitwirkten. Diese Vermutung erheben dunkle Andeutungen fast zur Gewißheit. Die Frauen hatten ohnehin eine gewisse Neigung zu fremden Kulten; das Absonderliche, Seltsame reizte und zog sie an. Sie suchten den Umgang von Zauberern, Wahrsagern und Traumdeutern, Isis- und Mithraspriestern, erschienen häufig bei Mysterien [2], kamen so auch in Synagogen und Christenversammlungen und fanden hier, was sie besser befriedigte als ein unweiblicher Ehrgeiz.

Wie die Männer zu Weibern entarteten, so wurden die Weiber zu Männern. Manche Frau turnte, jagte und focht [3], lenkte das Gespann und Schiff; der Wettlauf junger Schönheiten, Schwertschwingen im Ernst und Spiel wurde Gegenstand der Schaulust und Festlust [4]. Man drängte sich in öffentliche Stellungen ein, übte den Advokaten-, Arzt-, Lehrerberuf, ohne daß irgend eine Not dazu zwang. Fast hinter jedem Prozesse, meint Juvenal, stecke ein Weib. War es nicht verklagt, dann klagte es an [5]. In allem taten es die Weiber den Männern gleich, in der Ausschweifung und Liederlichkeit wie in der Geistes- und Leibeskraft. Täglich sah man sie sich mit Männern auf Trinkpfühlen lagern und an Frechheit mit ihnen wetteifern. Dafür zeichnete sie auch die Natur. Nicht die Natur, wohl aber die Lebensweise der Frauen hat sich geändert, bemerkt Seneca; daher leiden sie auch an den Gebrechen der Männer, nämlich an Kahlköpfigkeit und an Gicht; sie wachen die ganze Nacht hindurch wie die Männer, erbrechen sich wie die Männer und benehmen sich noch unflätiger [6] und suchen wie diese ihrem verdorbenen Magen durch Schneewasser aufzuhelfen [7].

6. Kinder und Hausväter.

Mit solchen Sitten vertrug sich die alte Haustyrannei, die Vollgewalt über die Söhne und Töchter im alten Umfange längst nicht mehr. Die Kinder wurden rechts- und erbfähig, obwohl der Vater

---

[1] Ep. 7, 19.

[2] Juv. 6, 488; Prop. 2, 21; Ov. ars am. 1, 77; Tert. jej. 16.

[3] Juv. 6, 102, 266; Prop. 4, 8; Mart. 7, 67; Clem. paed. 3, 3.

[4] Dio 67, 8; Ov. fast. 5, 331.

[5] S. 6, 242.

[6] Juvenal überbietet hier alles an roher Schilderung (6, 310, 430).

[7] Sen. ep. 95. Plin. 29, 8.

immer noch die Aufsicht über die Haushaltung und Hausrechnung auch der erwachsenen Söhne führte. Der öffentliche Richter sprach Recht über die „Eigenen", überließ aber erprobten Vätern die Vollstreckung des Urteils. Eigenmächtige Hinrichtungen wurden bestraft [1], Kinderaussetzungen und Kinderverkäufe erschwert [2] und die Vaterpflichten verschärft: der Vater sollte die Töchter gut ausstatten [3] und den Söhnen mehr Freiheit gewähren.

Bei der Auflösung der Sitten nahmen die Söhne nicht willig das väterliche Joch auf sich, sie lebten in beständiger innerer Auflehnung und wünschten nichts sehnlicher als den Tod ihres Erzeugers. Die Ungeduld der Söhne, das väterliche Erbe anzutreten, hoben Sprichwörter eigens hervor. Eines Sohnes Trauer war so selten, daß Grabinschriften sie prahlerisch rühmten [4]. Noch Statius weiß nicht genug Worte des Lobes zu finden über einen Sohn, der bedauerte, daß sein Vater zu frühe gestorben sei [5]. Eben um die Söhne zufrieden zu stellen und ihre Liebe zu gewinnen, gewährten ihnen die Väter viel Freiheit. So kam es, daß, wie erfahrene Juristen bezeugen, in vielen Häusern die Söhne die eigentlichen Herren spielten. Tyrannisches Wesen, sagt Apollonius, ist der Jugend so eigen wie Trinken und Lieben [6]. Ehrlose Väter erniedrigten sich zu Bedienten ihrer Kinder. So hat ein gewisser Regulus seinen Sohn emanzipiert, damit er Erbe seiner Mutter werden könnte, und nachdem diese Folge eingetreten war, wußte er ihn durch Zärtlichkeit wieder in sein Netz zu locken, wieder zu manzipizieren, wie Plinius sagt. Nachdem dieser Sohn gestorben war, ließ Regulus nach ihm zahlreiche Bildsäulen in Wachs, Bronze, Silber, Gold, Elfenbein, Marmor formen und aufstellen und hielt

---

[1] Unter Tiberius wurde ein Prätor angeklagt, seine Frau aus dem Fenster gestürzt zu haben. Bevor das Gericht über ihn sprach, schickte seine Großmutter ihm einen Dolch, und er öffnete sich die Adern, Tac. a. 4, 22. In einem ähnlichen Falle verteidigte Quintilian den Mann und brachte die Richter zu dem Glauben, daß sich die Frau selbst getötet hätte (inst. 7, 2). Vgl. Dig. 48, 5, 21, 25; 48, 8, 2.

[2] Den Verkauf verheirateter Söhne soll schon Numa verboten haben (Plut., Numa 17). Das Verbot Dig. 20, 3, 5 wurde wenig beachtet (Nov. Val. 3, 32).

[3] Dig. 25, 3, 5; 34, 1, 3; C. J. 5. 25.

[4] Beim Tode seines Vaters zeigte Cicero fast gar keine Trauer, wohl aber beim Tode eines jungen Sklaven, seines Vorlesers.

[5] Pater est qui fletur! adeste dique hominesque sacris. Stat. Silv. 3, 3, 12; 5, 3, 76; Arr. Epict. 2, 22; Treb. Pollio Claud. 2; Tert. ap. 3.

[6] Philost. 5, 33.

ihm eine Trauerrede, die er in tausend Abschriften vervielfältigen und in allen erreichbaren Städten vorlesen ließ[1].

Wenn die Grabinschriften nicht lügen, gab es glückliche Ehen, treue Gattinnen, gute Kinder, zärtliche Tanten, ja sogar gute Schwiegermütter[2]. Der junge Mark Aurel war ganz entzückt von der Familie seines Lehrers Fronto. Wenn er sich nach dem Mittagessen mit seiner Mutter unterhielt, warf er wohl die Frage auf: „Was macht jetzt mein Fronto?" Dann plauderte jene: „Was treibt wohl seine Gattin Gratia?" „Und erst das niedliche Spätzchen Gratia?" fuhr Markus weiter. Als Fronto einmal seine Gattin zur Kaiserfamilie schickte, schrieb er dazu, sie sei leicht zu füttern, einige Küsse genügten ihr[3]. Plinius rühmt den Sohn eines unwürdigen Vaters, wie er sein Andenken ehrte, wenn er auch sonst in allem das Gegenteil tat, rühmt eine Freundin, sie habe ihre Nichte wie eine eigene Tochter geliebt und nahezu Vaterstelle an ihr vertreten, und er wünscht nur, daß sie die Erziehung ihres eigenen Sohnes nicht vernachlässige, denn seine Schönheit sei eine große Gefahr und es hinge alles davon ab, ihn vor Verführung zu schützen[4].

Aber die Freiheit untergrub die Familie, die Emanzipation der Kinder und die Testierfreiheit war verhängnisvoll. Die Römer kannten keinen Mittelweg zwischen Herrschaft und Sklaverei und ihre Habgier setzte sich über alle Rücksichten und Schranken hinweg. Plinius erzählt einen merkwürdigen Fall, wie eine Erbtochter hin und her wanderte[5]. Da ihr Großvater seinen Schwiegersohn, den auch seine Brüder haßten, nicht leiden konnte, verlangte er die Freilassung seiner Enkelin, damit sie ihn beerben könnte. Kaum freigelassen, mußte sie sich wieder in die Munischaft ihres Vaters Bruders und nach dessen Tod in die eines andern Oheim begeben, der wegen der unter den Brüdern herrschenden Gütergemeinschaft das ganze Erbe an sich ziehen konnte und dann viel von Erbschleichern umschmeichelt wurde. Wider aller Erwartung hatte er doch so viel Anstand, den größten Teil seines

---

[1] Plin. ep. 4, 2, 7.

[2] C. J. L. 3, 2118; 2, 530, 5008; 6, 14289. Bücheler carm. ep. 423 ff.

[3] Innerhalb der Familie war der Ausdruck der Zärtlichkeit durch Küssen sehr gebräuchlich; man unterschied den Kuß auf die Wangen, Augen, Mund, Stirn, Haar und Nacken, auf die Hand, den Topfkuß, wobei man die Ohren mit den Händen hielt usf. Sittl, Geberden 40.

[4] Ep. 9, 9; 4, 19; 3, 3.

[5] Ep. 8, 18.

Erbes seiner Adoptivtochter zu vermachen und nur einen kleineren Teil seiner bejahrten Gattin anzuweisen, die nur die Aussicht auf sein Gut an den gebrechlichen, bis zur Ekelhaftigkeit widerwärtigen Mann gefesselt hatte. Hielten es doch kaum seine Sklaven bei ihm aus und klagte er selbst, er müsse ihnen täglich die Finger lecken. Ein achtzigjähriger Mann, erzählt Plinius, hat seinem neuangetrauten Weibchen zuliebe seine Tochter enterbt, das Gericht aber verlangte nach seinem Tode die Herausgabe des Erbes bis auf ein Sechstel[1]. Enterbungen, Verstoßungen kamen häufig vor, nach den beweglichen Klagen zu schließen, die solch ein Unglücklicher bei Lukian anstimmt[2].

Dazu kamen noch die vielen Erbschleichereien und Testamentsfälschungen, die kein Gesetz zu verhindern vermochte. Es ging schon schwer, eine Fälschung nachzuweisen, denn ihre Urheber waren schlau genug, in den unterschobenen Testamenten einflußreichen Personen Legate auszuwerfen, unter deren Schutz der Betrug gelang. Selbst die Folter führte nicht zum Ziel, wie in dem Prozesse, worin Plinius für verklagte Klienten eintrat, die eine im Testament ihres Sohnes verkürzte Mutter hatte foltern lassen. So gelang auch Quintilian die Freisprechung einer enterbten Frau, die ein verdächtiges Testament und Fideikommiß zutage gefördert hatte[3].

Das Wegfallen aller Förmlichkeiten erleichterte den Betrug[4], und die Fälschungen und Erbschleichereien mehrten sich derart[5], daß die Kaiser gedrängt von der öffentlichen Meinung Schranken errichten mußten, um dem völligen Verfall der natürlichen Verbände zu steuern. Sie gewährten den nächsten Erben, Kindern, Geschwistern, Eltern ein Noterbrecht, den Pflichtteil, die Quarta Falcidia, und erhoben von fremden Erben hohe Abgaben, beschränkten die Erbfähigkeit, entzogen

---

[1] Ep. 6, 33.

[2] Abdicatus.

[3] Inst. 9, 2 (quia per leges institui uxor non poterat heres . . . fideicommissum).

[4] Zwar spottet noch Lukian über die vielen Formalitäten (Nigr. 30), aber im römischen Recht selbst war wenig übrig geblieben. Selbst eine mündliche Erklärung des letzten Willens vor einem Beamten genügte. Soldaten waren von jeher begünstigt; jede unzweideutige Erklärung vor einem Zeugen hatte Rechtskraft; nach Konstantin sollte es sogar gelten, wenn ein Soldat seinen Willen mit Blut auf das Schild oder mit dem Schwerte in den Sand geschrieben hatte (C. J. 6, 21, 15).

[5] Viele Anklagen darf man nicht buchstäblich nehmen, da Enterbte auf ihre glücklichen Nebenbuhler oft einen bloßen Verdacht lenkten.

sie den ungetreuen Gattinnen und benachteiligten gattenlose, kinderlose Erben. Diese Eingriffe in das Privatrecht sehen einschneidender aus, als sie in Wirklichkeit waren; denn die Kaiser machten doch keinen rechten Ernst; sie konnten und wollten die Zustände nicht zur früheren Gebundenheit zurückführen, da sie die natürlichen Verbände nicht begünstigten und die Familien, Stämme als mögliche Herde von Unruhen fürchteten.

7. Ehelosigkeit und Scheinehen.

Plinius rühmt einen seiner Bekannten, er habe sich zu einer Zeit, wo kinderlose Ehen viel Vorteil boten, doch sich des Glückes einer fruchtbaren Gattin erfreut und sich hierin als einen wahren Vaterlandsfreund bewährt; er habe auch mit Stolz den Großvaternamen getragen. Für seine eigenen Freunde sei es eine Ehre, meint Plinius, sich dieser großen und zahlreichen Familie gefällig zu erzeigen [1]. Leider klingen solche Urteile nur allzu selten an unser Ohr. Selbstmord, hören wir, sei besser, als eine Frau alten Schlages zu heiraten. Lange Liebe sei ein Kerker [2]. Den undankbaren, untreuen Kindern zogen viele fremde Erben vor, gute Freunde, Gönner und Wohltäter. Die Witwe eines von Domitian verbannten Philosophen enterbte ihren Sohn wegen unkindlichen Verhaltens und beschränkte ihn auf seinen Pflichtteil. Nun stellte der Sohn an einen der Haupterben Plinius das Ansinnen, er solle zum Scheine auf seinen Teil verzichten, damit die Miterben freiwillig zurückträten. Da Plinius das Ansinnen zurückwies, klagte er bei den Centumvirn auf Nichtigkeit des Testamentes und die Klage war nicht unbedenklich, weil die Gefahr bestand, daß der Kaiser die Erben als Mitschuldige verfolgte und ihres Rechtes beraubte. Daher erboten sie sich zu einem Vergleiche und Plinius stellte dem Kläger vor, wenn ihn seine Mutter auch in ihre Hinterlassenschaft eingesetzt hätte, hätte sie ihn durch Vermächtnisse so belasten können, daß ihm doch nur der vierte Teil geblieben wäre [3]. Kinderlose waren überall gerne gesehen und wohl aufgenommen, genossen die zärtlichste Aufmerksamkeit, wurden mit Geschenken, Leckerbissen überhäuft und durch Selbsthingabe belohnt und erfreut. Wer aber richtige Erben hatte, sagt Petronius von der halbgriechischen

---

[1] Ep. 4, 15.

[2] Juv. 6, 30; Petron. 42; Gell. 1, 6 (Frauen sind nicht zu entbehren und nicht zu ertragen). Melius nil caelibe vita, Hor. ep. 1, 1, 88.

[3] Ep. 5, 1.

Stadt Kroton in Süditalien, der konnte weder das Theater noch den Zirkus besuchen und lebte ohne alle Bequemlichkeit unter dem gemeinen Volke. Betriebsame Vermittler, Kuppler, Makler machten ein Geschäft daraus, die Namen aller wohlhabenden Greise und Greisinnen zusammenzustellen und zogen ihre Anteile aus der Erbschleicherei. Da gab es nach Petronius nur zwei Arten von Menschen, solche, die erbschlichen, und solche, die sich umschleichen ließen. Es war wie in einer Stadt, wo die Pest gewütet hatte, wo Leichen herumlagen, die gefressen wurden, und Galgenvögel, die sie fraßen. Nur Junggesellen kamen voran, erlangten Heeres- und Beamtenstellen. Rechneten doch sogar die Kaiser auf Legate[1]. Trotz ihrer Häßlichkeit fanden die alten Weiber Verehrer. Machten die reichen Alten Verse oder hielten sie Vorlesungen, so fanden sie große Bewunderung. Waren sie krank, so brauchten sie sich um dienstbare Geister wie Ärzte und Pfleger nicht zu bekümmern, wenigstens so lange, als sie noch Testamente errichten oder ändern konnten. Ein solcher Erbschleicher (der obengenannte Regulus) scheute sich nicht, auch die Frau seines Feindes zu umschmeicheln und sie auf ihrem Krankenbett zu besuchen. Er nahm dicht an ihrem Bette Platz, erzählt Plinius, und fragte sie um Tag und Stunde ihrer Geburt, stierte dann mit den Augen, bewegte die Lippen, zählte an den Fingern, rechnete und sprach: „Du hast ein Stufenjahr, eine gefährliche Zeit, wirst ihr aber entgehen; ich will einen Haruspex fragen." Ohne Weile wird das Opfer geschlachtet und das Eingeweide beschaut: es stimmt mit seiner Rechnung und die gute Frau vermacht ihm aus Freude ein Legat[2]. Sogar würdige Männer der christlichen Gesellschaft erniedrigten sich soweit, den Schleim der Kranken aufzufangen und den Nachttopf hinzuhalten[3]. War der Nachlaß geordnet und keine Änderung mehr zu befürchten, dann schlug die Stimmung um und die Todkranken sahen sich von allen Schmeichlern verlassen. Aber schlauer als ihre Schmeichler stellten sich manche Alten älter und kränker als sie waren, schufen sich künstliche Gesichtsblässe, machten immer wieder neue Testamente, um den Erbschleichern Geschenke abzupressen. Da kam es nun vor, daß das Testament nichts anderes hinterließ als „die Aufgabe, sie zu beweinen", oder gar wohl Stricke vermachten, damit sich daran die Schmeichler aufhängen sollten.

---

[1] Suet. Cal. 38, Nero 32.

[2] Ep. 2, 20.

[3] Hier. ep. 52, 6.

Schon zur Zeit des Augustus war Kinder- und Ehelosigkeit zu einer Plage geworden. Augustus belegte sie mit allerlei Nachteilen und begünstigte die Heiraten und den Kinderreichtum bei Freien und Freigelassenen durch Vorteile. Aber das Gesetz hatte keinen Erfolg, um so weniger, als es alsbald Ausnahmen gewährte[1]. Nicht die Armut ist schuld an der Ehe- und Kinderlosigkeit, sondern der Reichtum und die falsche Beurteilung der Ehe. Die Alten erblickten ihren Zweck nur in der Kindererzeugung[2] und hatten für tiefere gemütliche und seelische Beziehung kein rechtes Verständnis. In diesem Sinne faßte sie auch Augustus und viele Nachfolger auf, deren Ehegesetze doch im Grunde genommen ein Bruch der Freiheit war, der sich rächen mußte, so lange die Stimmung und Gesinnung die alte blieb. Der Erfolg war nur, daß Scheinehen geschlossen und aus dem Heiraten ein Geschäft gemacht wurde.

Die Ehen pflegten mit der größten Leichtigkeit, meist formlos, geschlossen und rasch wieder getrennt zu werden. Die Scheidungen aber hat das Gesetz nicht verhindert, sondern eher gefördert, da es an der Unveräußerlichkeit der Mitgift festhielt. Freie Anerkennung des Ehebruchs und der Ehescheidung nannten römische Schriftsteller das Eherecht. Tertullian ging noch weiter und sprach von einer Weibergemeinschaft. Ums Jahr 220 n. Chr. fand ein Konsul in Rom nicht weniger als 3000 Prozesse wegen Ehebruchs anhängig[3]. „Wie sollte gegenwärtig," klagt Seneca, „eine Frau über die Scheidung erröten, seit erlauchte Damen, die Jahre nicht mehr nach der Zahl der Konsuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer berechnen, seit man sie scheidet, um zu heiraten, und heiratet, um sich zu scheiden." Die Ehen schienen nur geschlossen zu werden, damit der eine Teil den andern recht ausbeuten und ausziehen könnte. Die Leichtigkeit der Vereinigung und Trennung verleitete Habgierige zur Ausnützung der Lage. Die Männer brauchten bloß die Dinge so einzufädeln, daß die Schuld der Ehescheidung auf ihre Gattinnen fiel. War die Gattin an der Trennung schuldig, so verlor sie ihre Mitgift und diesen Umstand benutzten manche Männer, schlechte, aber reiche Personen zu heiraten, um sich bei Gelegenheit zu trennen und sich ihrer Mitgift zu bemächtigen.

---

[1] Das ius trium puerorum wurde als Gunst verliehen, Plin. 10, 2.
[2] Gell. 4, 3, 2; Suet. Caes. 52.
[3] Tert. ap. 39, 6; Dio Cass. 76, 16.

8. Kinderlosigkeit.

An sich hatten die Römer eine große Freude an den Kindern, ein Augustus, ein Domitian spielte gerne mit den Kleinen, die er „von allen Seiten zusammenkaufte“, und mit ihren eigenen Kindern ließen die Reichen gerne eine kleine Schar meist unfreier Herkunft aufziehen. Daher wimmeln auch die Wandmalereien von reizenden Putten, an deren zierlichen Gestalten sich die Beschauer ergötzten[1]. Begeistert preist ein sonst gar nicht empfindsamer Dichter seine kleine Erotion, sie sei weißer gewesen als Schnee, Elfenbein und Lilien, süßer wie Schwäne, zarter wie ein Lamm, ihr Haar goldgelb[2]. Als sie schon mit sechs Jahren starb, sandte er eine Epistel an ihre verstorbenen Eltern: „Ich empfehle euch meine kleine Freude, meinen Kuß, sie kommt zu euch in den Tartarus, sorgt doch, daß sie vor dem Höllenhund nicht erschrecke. So spiele sie nun mit euch alten Herrschaften und schwatze von mir. Die Erde aber möge ihr leicht sein; denn sie ist selber ihr nie schwer gewesen.“

Die kleinen Amorn waren freilich nur so lange gerne gelitten, als sie keine große Mühe machten. Die Mütter schreckten noch mehr vor den schmutzigen Schreihälsen zurück als die Väter. Wohl wußten die Staatsmänner an fremden Völkern ihren Kinderreichtum zu schätzen und rühmten deshalb nicht nur die Germanen, sondern auch die Juden und Ägypter und beklagten die eingerissene Kinderscheu[3], die den Staatsbestand gefährdete. Schon Augustus hielt eine ergreifende Rede an die Kinderlosen, die er auf dem Forum versammelte, und sagte ihnen ins Gesicht, sie begingen einen Verrat am Vaterlande, da sie es öde und unfruchtbar machten; untergrüben eine Grundfeste, indem sie ihm seine künftigen Glieder entziehen. Der Staat bestehe aus Menschen, nicht aus Häusern, Säulengängen, menschenleeren Marktplätzen. Sie verüben einen Mord, handeln ruchlos an ihrem Geschlechte, vernichten das edelste Geschenk, das den Göttern geweiht werden könne, verderben die Menschennatur und stürzen Tempel und Altäre um[4]. Die Entrüstung war nur zu berechtigt, erklärt und entschuldigt durch die große Gewissenlosigkeit, die keine Mittel scheute, weder Vorbeugung und Abtreibung, noch Vernachlässigung

[1] Sie hießen daher deliciae (Birt, Leben der Antike 138).

[2] Mart. 5, 34, 37; 10, 61.

[3] Tac. Germ. 19; hist. 5, 5; Ammian 14, 6, 22; Strabo 17, 2, 5. Über die Stillpflicht Gell. 12, 1.

[4] Dio 56, 5.

und Aussetzung[1]. Schande brauchte niemand zu fürchten, das Recht kannte keine Pflicht gegen das keimende und junge Leben; konnte es doch nicht einmal den geheimen Mord, den Giftmord, verhindern.

Es gab keinen Winkel, sagt Juvenal, wo keine Klytämnestra hauste, die zum Messer griff, wenn das Gift nicht wirken wollte. Ihre Wut richtete sich besonders gegen Konkubinenkinder. Die Männer waren in der Regel gutmütiger gegen Fehltritte ihrer Weiber und mancher freute sich, war sogar stolz auf die Bastarde seiner Gattin, weil er dadurch der Strafe für Kinderlose entging[2]. Schon Augustus hatte mehrere Gesetze in dieser Richtung erlassen und Kinderlose im Rechte, namentlich im Erbrecht, benachteiligt und den Kinderreichen bei öffentlichen Ämtern einen Vorzug gewährt. Auch Plinius erzählt, daß ihn ein Genosse in der Ämterlaufbahn auf Grund des Dreikinderrechtes in der Laufbahn übersprang, bis er ihn durch die Gunst des Kaisers wieder einholte[3]. Die Kaiser gewährten vielen, die es gar nicht verdienten, das Dreikinderrecht und machten dadurch ihre eigenen Gesetze zuschanden. Vereinzelte Aussprüche der Kaiser und Juristen gegen den Kindermord waren Schläge ins Wasser[4]. Außerhalb der Ehe lagen die Verhältnisse beinahe besser als innerhalb derselben; sogar in den Provinzen mehrte sich die Zahl der unehelichen Kinder[5]. Selbst das Kind zu nähren, war schon lange abgekommen, und gewöhnlich wurden Sklavinnen als Ammen benützt.

Der Aussetzung und dem Verkauf unterlagen viele Kinder, vor allem schwächliche Kinder und Mädchen. Die Folge davon war, daß

---

[1] Raraque in hoc aevo quae velit esse parens; Ovid. in nuce 25. Sed jacet aurato vix ulla puerpera lecto; tantum artes huius, tantum medicamina possunt, quae steriles facit atque homines in ventre necandos conducit. Juv. 6, 594; 2, 32; 6, 367; Mart. 6, 93; Ov. am. 2, 14; Sen. ad Helv. 16. Eine Venusstatue mit sinnbildlicher Aufforderung zum abortus s. Wieseler, Alte Denkmäler II N. 265. Plinius beschreibt Mittel h. n. 27, 86; 32, 3. Min. Felix 30; Tert. ap. 4, 9; Hier. ep. 22, 13. Gaius 2, 131; D. 29, 2, 30, 6.

[2] Juv. 6, 654, 626; 9, 83. Einen längere Zeit abwesenden Gatten, der nach dem ius trium liberorum strebte, verspottet Martal: tres quaeris natos, quatuor invenies (8, 31).

[3] Ep. 7, 16.

[4] D. 11, 8, 2; 25, 3, 4; 40, 7, 3, 16; 48, 8, 8; Paul. s. 5, 23, 14.

[5] Über Ägypten s. rev. arch. 1894, II, 40; Schmidt, Papyrusurkunden 321; Dio 56, 1. Freilich könnte die ägyptische Sitte, die Kinder nach der Mutter zu nennen, auch als Rest eines alten Mutterrechtes angesehen werden.

das weibliche Geschlecht im Altertum an Zahl weit zurückstand hinter dem männlichen. Mißgestaltete Kinder auszusetzen, befahl sogar ein altes Gesetz[1]; außerdem traf dieses Los Kinder aus unerlaubten Beziehungen[2]. Nur wohlgestaltete Kinder wegzuräumen, mißbilligte die Sitte und verlangte die Beiziehung des Familienrates vor der Entscheidung[3]. Aber kein ernstliches Gesetz hinderte den, der die Unterhaltungs- und Erziehungskosten scheute, sich auch kräftiger Kinder zu entledigen. Zur Strafe der Mutter und um Schandflecken zu beseitigen, bedachten sich auch Reiche keinen Augenblick, über Neugeborne ein trauriges Los zu verhängen. Wohl hören wir gelegentlich Äußerungen der Besorgnis um ihr Los, aber im allgemeinen war man viel zu hart und herzlos[4]. Nur die wenigsten oder fast gar keine ausgesetzten Kinder mußten zwar verhungern; fast alle fanden Pfleger, da sich der Kinderhandel lohnte. Manche Findlinge wurden unterschoben und manche halb erwachsen von Kinderlosen angenommen und fanden ein günstiges Los[5]. Die meisten verfielen freilich der Sklaverei; ja nachdem die Kriege aufgehört hatten, ergänzte sich der Sklavenbestand fast nur noch aus dem Kinderkauf, Kinderfund, Kinderraub, teilweise auch aus der Schuldhaft[6]. Andere wurden von ihren Pflegeeltern zu den Zwecken herangebildet, die die einträglichsten schienen, Knaben zu Ganymeden verweichlicht, zu Mißgestalten verdorben[7], zum öffentlichen Auftreten als Mimen oder Fechter gezwungen[8] und Mädchen in schlechte

---

[1] Cic. de leg. 3, 8; cf. Senec. de clem. 1, 13.

[2] Terent. Heaut. 4, 1, 15; Plaut. Cistel. 1, 3, 18; Suet. Aug. 65: in letzterem Falle befahl Augustus die Aussetzung eines Kindes seiner Enkelin Julia.

[3] Dionys. 2, 15; 9, 22.

[4] Terent. Heaut. 4, 1; Justin ap. 1, 27.

[5] Ein Beispiel bietet Sueton de grammat. 21: Cui quum se gratum et acceptum in modum amici videret, quamquam asserente matre, permansit, tamen in statu servitutis praesentemque conditionem verae origini anteposuit.

[6] Addictio, noxae datio, Gaius 4, 75. Vgl. Paul. s. 5, 1; Dig. 20, 3, 5; 40, 12, 31; C. J. 4, 43.

[7] Produc familiam tuam. Volo nosse illam humanarum calamitatum officinam. Sua cuique calamitas tanquam ars assignatur. Intuemini illi erutos oculos illi effractos pedes. Quid exhorrescitis? sic iste miseretur. Novum monstrum; integer alitur, debiles alunt . . . Maius periculum est educari quam exponi . . . Vectigalis crudelitas. Seneca, controv. 33.

[8] Auf Bildwerken liest man über sterbenden Fechtern Namen wie Zosimus alumnus, Victor alumnus; Allard, Esclaves 359.

Häuser verkauft[1]. Die Jagd nach Findlingen muß ziemlich groß geworden sein, denn die Gesetzgebung verschärfte die Strafen gegen Kinderräuber und war gegen die Pflegeeltern viel strenger als gegen die aussetzenden wahren Eltern. Nach dem Gesetze durfte ein freigeborener Findling, wenn er erwachsen war, seine Freiheit ansprechen. Die wahren Eltern verloren ihre Herrschaft und ihr Vindikationsrecht[2], doch konnten sie um billigen Preis ihr Kind wieder zurückkaufen[3]. Sehr schwer ging es, für vaterlose oder verwaiste Kinder Vormünder zu gewinnen; daher gewährten die Kaiser Milderungen ihrer Haftung und Rechtsvorteile und stellten die Vormundschaft einem öffentlichen Amte gleich, das die Träger von anderen Lasten befreite.

Zugunsten mittelloser Eltern und Kinder gründeten wohlwollende Kaiser Stiftungen und regten die Privatwohltätigkeit an. Schon Augustus hatte armen Kindern zu Ehren seines Neffen Marcellus Geschenke, Congiarien, geweiht und andere Kaiser überboten dieses Vorbild, dehnten die Geschenke aus und zogen die armen zu Getreidespenden bei. Trajan bedachte so 5000 Knaben in Rom mit der Absicht, sie später für den Kriegsberuf zu gewinnen[4].

Auch hier zeigte sich die römische Halbheit: allein die Kinder freier Eltern wurden berücksichtigt, nicht die der Freigelassenen[5]. Nicht nur zu Rom, sondern auch in den Provinzen entstanden solche Stiftungen, und zwar Stiftungen, für die der Staat auf besondere Sicherheit drang. So erfahren wir von Veleja in Oberitalien, daß 245 Knaben monatlich je 4 Denare, 34 Mädchen je 3 Denare erhalten; außerdem sollen zwei uneheliche Kinder ernährt werden; dafür waren 52 200 Sesterzien Zinsen nötig[6]. Plinius stiftete in Como zu ähnlichen

---

[1] Justin apol. 1, 27; Tertull. ap. 9; Lactant. div. inst. 6, 20.

[2] Die vindicatio in potestatem wohl zu unterscheiden von der dem Findling zustehenden vindicatio in libertatem.

[3] Quint. decl. 278; Plin. ep. 10, 72.

[4] Dio 51, 21; Plin. paneg. Traj. 26, 27; Aur. Vict. ep. 12; v. Hadr. 7, M. Aurel. 7, Ant. P. 8.

[5] Nach Rodbertus Jahrb. f. Nationalök. 23, 17 würde es sich um Waisen handeln; pueri, puellae (sowie filii) hieße nach ihm Waisen (D. 34, 1, 10); s. dagegen Plin. pan. 26.

[6] Es mußte hiefür eine Hypothek bestellt werden und wahrscheinlich mußten die staatlich angestellten curatores calendarii die Stiftung kontrollieren. Die Alimentarstiftungen waren für die Gemeinden insofern von Vorteil, als sie ihre Rechtsfähigkeit förderten. Für die ligures Baebiani

Zwecken 500 000 Sesterzien[1]. Eine Million Sesterzien dienten in Terracina zur Versorgung von 100 Knaben bis zum 16. Lebensjahr und von 100 Mädchen bis zum 14. Jahre; die Knaben erhielten 5, die Mädchen 4 Denare monatlich[2]. Zu Sicca in Afrika konnte auf Grund einer Stiftung des Prokurators Sicinius 300 Knaben bis zum 15. Lebensjahr monatlich 2½ Denare und 200 Mädchen bis zum 13. Lebensjahr monatlich 2 Denare gereicht werden, wofür ein Kapital von 1 300 000 Sesterzien, zu 5% angelegt, die Mittel boten. In Sevilla endlich wurden aus einer Stiftung von 50 000 Sesterzien, die zu 6% veranlagt waren, zweimal jährlich an Knaben 30, an Mädchen 40 Sesterzien verteilt, eine geringe Gabe, vermutlich nur ein Zuschlag; auffallenderweise sind hier die Mädchen begünstigt, wohl weil die Stiftung von einer Frau herrührte.

Wie wir sehen, schwanken sonst die Gaben zwischen 2 und 5 Denaren; 4, 5 Denare, auf den Tag 2 bis 3 As waren eine ausreichende Unterstützung, denn sie ermöglichten nicht nur die Anschaffung von Brot und Fleisch um etwa 1 As täglich, sondern auch von anderen Gebrauchsgegenständen[3]. So wohltätig diese Maßregeln waren, hinderten sie doch nicht den Verfall des Familienlebens und den Rückgang der Bevölkerung. Einmal kamen die Vergünstigungen der Kaiser nur jenen Eltern zu gut, die schon in günstigen Verhältnissen lebten. Bei städtischen Stiftungen war es nahezu selbstverständlich, daß die regierenden Klassen sie in ihrem Interesse ausbeuteten. Sodann ist eine materielle Unterstützung keine Gewähr für den Volkszuwachs. Gerade in den besser gestellten Volksklassen war wie heute, so damals die Furcht vor Kindersegen am stärksten verbreitet. Weniger die Not als die Genußsucht ist die eigentliche Ursache der Entvölkerung; gegen die Genußsucht fruchteten aber alle die Maßregeln nichts, hier konnte nur eine Sinnesänderung helfen, wie sie das Christentum brachte.

---

waren zu gleichen Zwecken über 130 000 und für die alumni Variani 1 000 000 Sesterzien angelegt; C. J. L. 11, 1147; 9, 1455. Bruns 285.

[1] Ep. 1, 8; 7, 18. In Atina bestand eine Stiftung 400 000 Sesterzien.

[2] Bei dem landesüblichen Zins von 5% blieben 6800 Sesterzien für die Verwaltung übrig, bei 4⅓% standen sich Ausgaben und Einnahmen gleich.

[3] D. 34, 1, 6 werden dazu gerechnet cibaria, vestitus, habitatio; die Frumentation ist ein engerer Begriff als die Alimentation. Auf den Mann rechnete man im Monat 4 modii, deren Preis je 3, 4 Sesterzien, bei Teuerungen natürlich viel mehr betrug, auf den Tag 2 Sextare (Halbliter).

Endlich stellten die Schenkungen an den Reichtum und an die öffentlichen Mittel eine Anforderung, die auf die Dauer nicht zu ertragen war. Daher hob Pertinax die staatlichen Unterstützungen auf, und spätere Kaiser vermochten sie nicht wiederzubeleben [1].

VIII.

Schulen und Lehrer.

1. Körperbildung.

Die Alten schätzten den Körper so hoch wie die Seele, die körperliche Ausbildung so hoch und noch höher als die seelische und stellten an den Anfang der Erziehung Körperübungen und Wettspiele. Wettkämpfe belebten den Eifer, zumal bei den formfrohen und schönheitsbegeisterten Griechen, hinter denen die Römer zurückblieben [2]. Deren Ziel war weniger die Gewandtheit und Geschmeidigkeit, als die Körperstärke, Ausdauer und Unerschrockenheit, eine feste Haltung und praktische Zielsicherheit, wie sie der Krieg erforderte. Darum bekümmerte sich auch die Gesellschaft. Öffentlich auf dem Marsfelde vor aller Augen übte sich die vornehme Jugend im Laufen und Werfen, im Speerwurf und Schwerthieb, im Fechten und Ringen, im Schwimmen und Reiten. Wer sich hier in der Jugend auszeichnete, konnte auch später auf Beachtung rechnen. Die Lebensbeschreibungen großer Männer übersehen selten diese Seiten ihrer Helden; die Kaiserbiographen lenken noch in den Tagen Konstantins des Großen darauf die Blicke ihrer Leser.

2. Elementarunterricht.

Viel weniger als um die körperliche Tüchtigkeit bekümmerte sich die Gesellschaft um die geistige und sittliche Erziehung und überließ alles dem Hause, der Familie, besonders den Müttern. Die Kinder, sagt Cicero, seien mehr durch das Wort als im Schoße ihrer Mütter erzogen worden [3]. Doch ließen die besseren Stände diese Unterweisung

[1] Capit. 9.

[2] Die Römer vermieden die griechische Nacktheit, trugen wenigstens ein campestre (Hor. ep. 1, 11).

[3] Apparet filios non tam in gremio educatos quam in sermone matris; Cic. Brut. 58, 211.

durch Hauslehrer ergänzen, bestellten dafür Sklaven oder mieteten Freie, besonders Griechen, und gewährten wohl, um Kosten zu ersparen, fremden Kindern die Teilnahme am Unterricht, so daß ein Mittelding zwischen einer privaten und öffentlichen Schule entstand. Der Unterricht bewegte sich auf der von den Griechen gelegten Unterlage und faßte zuerst das Lesen ins Auge. Der Lehrer führte die Buchstaben vor und ließ dann Silben und Wörter lesen, befolgte also die Syllabiermethode. Hieronymus empfiehlt, einem kleinen Mädchen zum Spiele Buchstaben von Buchsbaumholz oder Elfenbein zu geben und ihr deren Namen beizubringen. Wenn Kinder starben, gab man ihnen sogar ein Abc ins Jenseits mit und malte es auf ihr Grabmal. Erst auf das Lesen folgte das Schreiben; beides griff nicht ineinander wie bei der heutigen Schreiblesemethode. Zum Schreibenlernen,



Lebenslauf eines Kindes vom Säugling bis zum Schüler. (Sarkophag im Louvre.)

wünscht Hieronymus, soll eine fremde Hand die Finger der Kleinen führen oder der Lehrer soll die Buchstaben auf ein Wachstäfelchen eingraben, damit die ungeübten Hände sie in den Furchen nachzeichneten. Der Schreiblehrer, der Buchstabenmeister, Literator unterwies seine Jungen gewöhnlich auch im Rechnen [1]; häufig aber übernahm diese Aufgabe ein eigener Rechnungsmeister, Kalkulator, der etwas angesehener war als der Literator. „Eins und eins ist zwei, zwei und zwei ist vier!" schrien die Kinder und bedienten sich gerne der Finger, worin die Südländer in alter und neuer Zeit eine große Fertigkeit erreichten [2], oder schauten auf die Rechnungsmaschine und Rechentafel, den Abakus [3].

[1] Aug. conf. 1, 13.

[2] Sehr schwierige Rechnungen wurden damit ausgeführt, Wucherer und Geizige hat man mit abgearbeiteten Fingern dargestellt; Sen. de ira 3, 33, ep. 88; Ambros. de Tob. 7 (25). Die Finger dienten auch zu astrologischen und kabbalistischen Rechnungen. Tert. ap. 19; idol. 9; Plin. ep. 2, 20; Heliodor. 3, 17; Aug. civ. d. 18, 53.

[3] Das Wort ist semitisch, ebenso charta.

3. Grammatik.

Unter dem griechischen Einflusse hat sich nicht nur der Elementarunterricht gehoben, sondern auch durch die Sprachlehre, die Grammatik und Rhetorik ergänzt. Die Sprachlehre knüpfte an den Lese- und Schreibunterricht an, behandelte die Wort- und Satzbildung und beschäftigte sich viel mit Diktaten und Lesungen. Was den Griechen Homer, das war den Römern Ennius und die Zwölftafeln[1], bezeichnend für ein Rechtsvolk. Sie mußten auswendig gelernt werden; denn das Auswendiglernen und Diktatschreiben nahm einen breiten Raum ein, schon weil nicht jeder Schüler die kostspieligen und zudem wenig handlichen Buchhandschriften erwerben konnte. An die Lesung schloß sich grammatische Silbenstecherei an, die alte Manier aller Philologen. Daher wurden sie auch als unpraktische Stubengelehrte, Schattenarbeiter verspottet[2]. Hie und da belebten den Unterricht Anschauungsmittel, Bilder mit Text[3] und Gesänge, Vorträge von Dichtungen, Hymnen mit Instrumentenbegleitung. Zum Gesange wurden auch Mädchen beigezogen, die sich nach dem Urteil der Alten besser für die Musik eigneten als die Knaben. Doch hören wir von gemischten Jugendchören, die griechische Lieder vortrugen[4]. Der Unterricht im Griechischen begann schon in der frühesten Jugend, schon in der Ammenstube, obwohl Quintilian davor warnte, weil dadurch die Fähigkeit für reines Latein verloren ginge.

4. Rhetorik.

Sprachfertigkeit war das Hauptziel des Unterrichtes, und die Erwerbung materieller Kenntnisse war diesem Zwecke untergeordnet. Es hing mit den demokratischen Einrichtungen des Altertums zusammen, daß man dem mündlichen Wort den größten Wert beilegte und mit der Form einen wahren Kultus trieb. Alles wurde berechnet, Sprache und Körperhaltung bis zum Fuße herab, und der ganze

---

[1] Cic. de legg. 2, 23.

[2] Umbratici; Petr. 2; das Wort hat ursprünglich keinen beleidigenden Sinn.

[3] Über die tabula Iliaca s. Jahn, Kieler philol. Studien, 148; Böttiger, Archäologie der Malerei 139, 286.

[4] Gell. 19, 9, 3; Quint. 1, 8, 9; Plin. ep. 7, 17; Macr. s. 2, 10; Aug. conf. 3, 6. Des Statius Stieftochter begleitete seine Lieder mit Musik (silv. 3, 5, 63). Plin. ep. 4, 19.

Mensch sprach mit Fingern [1], Händen und Mienen. In der einseitigen Hervorhebung des Äußeren, der bloßen Form, lag die große Gefahr, daß die Geistesrichtung veräußerlichte und ein haltloses Geschwätz bevorzugt wurde.

Noch erhöht wurde diese Gefahr durch die Stoffwahl. Gewöhnlich stellte oder behandelte man Gegenstände, die mit dem Leben nichts zu schaffen hatten — ein Lieblingsthema war der Tyrannenmord — ließ nach dem spöttischen Ausspruche Lukians „über das Ding plärren, das man Tugend nennt, so daß Jupiter selbst die Ohren zuhielt", ließ Untersuchungen anstellen, ob Homer oder Hesiod älter sei, wie alt Patroklus und Achilleus geworden, ob Sappho eine öffentliche Dirne gewesen sei usf. Daher erklären sich auch so lächerliche Bilder, wie sie uns bei dem alten Fronto begegnen, der sich einmal wegen seiner Nachtarbeit in einem schlecht erleuchteten Raume mit der unglücklichen Hero vergleicht [2]. Noch bedenklicher war, daß die Schüler sich immer in den entgegengesetzten Behauptungen üben mußten, bald für die Wahrheit, Tugend, Freiheit, bald gegen sie schreiben mußten. So sollte sich der Geist für Gerichtsreden üben. Selbst Cicero sagte ganz im Sinne der Sophisten, ein gebildeter Mann müsse über alles reden können. Sich einer Sache rein um der Sache willen zu widmen, sich zu vertiefen, ging den Römern weniger noch ein als den Griechen. In demselben Maße, als man mit griechischen Schriftstellern bekannt werde, meinte ein Vorläufer Ciceros, wachse die Bösartigkeit [3]. Der Geist wurde förmlich dazu abgerichtet, zu entstellen, zu verdrehen, zu übertreiben, ja zu lügen und zu verleumden. Aber man tröstete sich damit, die Sache habe ihr Brot [4], etwas Grütz im Kopf, meint Trimalchio, mache den Mann, alles andere sei Quark. Daher konnte der Lehrer seine Schüler nicht schnell genug zu Rhetoren heranbilden [5].

5. Zeit und Ort des Unterrichts.

Schon in frühester Jugend kamen die Kinder zur Schule, schon mit fünf, sechs Jahren, da jedes Jahr, das dem Unterrichte nicht ge-

[1] Argutiae digitorum. Die Römer übertrafen darin noch ihre Lehrmeister, die Griechen. Bezeichnend ist es, daß wir wohl von Deklination und Konjugation, aber auch von Metapher und Allegorie (d. h. mit griechischen Bezeichnungen) sprechen.

[2] Ep 3, 13.

[3] Cic. de orat. 2, 16; 3, 24, 35.

[4] Habet haec res panem; Petron. 46.

[5] Quint. 2, 7; Tac. dial. 28; Suet. de gr. 9.

widmet war, für verloren galt[1], und der Unterricht begann in aller Frühe, ehe die Handwerker an ihr Geschäft gingen, und dauerte bis zum Hauptmahl, höchstens unterbrochen durch das Frühmahl[2]; sechs Stunden werden im vierten Jahrhundert als gewöhnlich angegeben. Die lange Nüchternheit griff manchen Lehrer an, weshalb Galen riet, zwischen der Zeit ein Honigbrot, Honigwasser, abends ein in Wein getauchtes Brot zu nehmen[3]. Dagegen war man mit den Ferien nicht sparsam; die Hauptferien dauerten von den Iden des Juni bis zu den Iden des Oktober, und kleinere Unterbrechungen brachten die Quinquatrien[4] im März und viele andere Feiertage[5]. Den Göttern huldigten Schüler und Lehrer eifrig, waren doch wenigstens die hochbe-



Römische Schule nach einem Grabrelief von Neumagen. Die Schüler halten Rollen und Wachstafeln, der rechtsstehende vielleicht eine capsa (loculus).

rühmten griechischen Schulen zugleich Kultvereine und erhielten sich als solche durch der Zeiten Wechsel. Eben daraus entstanden für solche Lehrer und Schüler, die sich zum Christentume bekannten, große Verlegenheiten.

Die Schulräume waren in der Regel klein; die Lampen, die die Knaben in der Frühe mitbrachten, erzeugten viel Dunst und schwärzten die Büsten des Homer und Vergil, die sich in der Schule befanden[6].

[1] Quintilian (1, 1, 15) gönnt der Wärterin nur drei Jahre, und auch diese soll durch gute Anweisungen auf die Kinder einwirken, andere wünschen sechs, sieben Jahre.

[2] Hor. sat. 2, 3, 257; 1, 6, 127.

[3] De san. tuenda 5, 4.

[4] Zu Ehren der Göttin der Weisheit; die Schüler brachten ein Geschenk minerval; Hor. s. 1, 6, 75; Juv. 10, 114.

[5] Sogar an Markttagen nundinae, Varro ap. Non. s. v. lusus.

[6] Pergulae; Suet. gr. 18; Aug. conf. 1, 13.

Nicht selten unterrichteten die Lehrer in offenen Hallen, in Lauben, hinter einem bloßen Vorhang, einem Bretterverschlag, in Dachräumen [1]. Machmal waren die Schulräume auch größer; hießen doch auch Vereins-, Versammlungshäuser Schulen. Bei größeren Schulen kamen Vorräume hinzu, worin die Knaben ihre Kleider ablegten und sich die Pädagogen, die Hofmeister der Knaben, aufhielten oder die Unterlehrer unterrichteten; große Schulen, Hochschulen, wenn man so sagen will, beanspruchten mehrstöckige Häuser, Mäniane genannt [2].

Daß ein Lehrer mit einer bestimmten Anzahl von Schülern begann, mit ihnen fortschritt und ihre Studien beschloß, muß nicht selten gewesen sein. So machte es Ausonius, der schreibt: „Die Kinder nahm ich in den zarten Jahren von den Liebkosungen der Amme weg, erwärmte sie in meinem Schoße und öffnete ihnen die Lippen. Waren sie dann etwas größer geworden, so trieben sie einige schmeichelnde Aufmunterungen, ein leichtes Gefühl von Furcht nach rauhen Wegen und angenehmen Fortschritten an." Häufiger aber kam es vor, daß der Lehrer mehrere Klassen bildete und sie zugleich beschäftigte [3], und noch häufiger, daß er befähigte Schüler oder Gehilfen [4] heranzog, oder daß mehrere Lehrer nebeneinander unterrichteten. Nach alter Sitte saß der Lehrer auf einem Katheder, die Gehilfen auf kleinen Stühlen, die Schüler auf Bänken ohne Lehnen oder Schemeln [5], während sie beim Aufsagen standen.

6. Schulzucht.

Über die Unbotmäßigkeit der Jugend haben die Alten heftige Klagen erhoben. Die Jungen, sagt Plinius, wissen schon alles, nehmen niemand zum Beispiel und sind sich selbst Muster [6]. Schon die Kleinen waren störrisch, von den Eltern verwöhnt, von Hauslehrern und Sklaven verdorben. Jeder reichere Römer hielt sich nämlich einen oder mehrere Pädagogen, damit sie die Kinder zur Schule hin und her geleiteten und sie auch unter dem Unterricht nicht aus den Augen verlören, weil selbst Lehrern und Mitschülern nicht zu trauen war [7]. Aber auch

[1] Proscholium.

[2] Plin. 35, 36; Vitruv. 5, 1, 2.

[3] Quint. 1, 2, 23.

[4] Proscholi, subdoctores, condoctores.

[5] Thronus — seliae — scamna, subsellia.

[6] Ep. 8, 23.

[7] Quint. 1, 2, 6; Suet. gr. 23.

die Hofmeister und Ammen der Mädchen mißbrauchten das Vertrauen, das die Eltern in sie setzten, und diese selbst nahmen sich oft nicht die nötige Mühe, die Erzieher und Aufseher genauer zu besehen und zu prüfen. Selbst mit Eunuchen machte man schlimme Erfahrungen [1]. Wie wenigen lag ihr Kind so am Herzen wie dem Vater des Horaz sein Sohn, daß sie es zur Schule selbst geleiteten [2]!

Internate, Seminarien, Alumneen, Bursen, die ihren Ursprung in den Klöstern hatten, kannte das Altertum noch nicht und der sittlichen Erziehung fehlte der richtige Untergrund und Anknüpfungspunkt an religiösen Ideen. So sah sie sich hauptsächlich angewiesen auf Abschreckung und Anregung des Ehrgefühls, auf Spott und Rutenschläge. In die Schule gehen bedeutete so viel als unter die Rute kommen, und doch war die Rute noch ein gelindes Strafwerkzeug im Vergleich mit der Peitsche und Riemengeißel [3]. Mit dem wütenden Orestes verglich ein Dichter den Erzieher [4]. Der begabte und lerneifrige Augustinus hatte solche Furcht vor den Schlägen, daß er in seiner kindlichen Einfalt Gott, an den er sonst nicht viel dachte, um Hilfe anflehte. Kam es doch sogar vor, daß die Kinder die Augen mit Öl einrieben, damit sie einen Grund zum Wegbleiben hätten [5]. Die älteren Leute, die eigenen Eltern lachten über die kindische Furcht, wie Augustinus klagt; was war da von den Lehrern zu erwarten. Sie pflegten nur zu spotten und die Schläge mit Schimpfwörtern zu begleiten, worin die Alten eine große Fertigkeit besaßen. Ihr Hohn, ihre Ohrfeigen und Backenstreiche verletzten sogar das Ehrgefühl mancher Sklaven derart, daß sie Geißelschläge vorzogen [6]. Die Römer verfügten über einen großen Reichtum an kräftigen Ausdrücken und verglichen Menschen mit Tieren, nannten den Untergebenen und Nachbar Esel und Schaf, Bock und Schwein, Hund, Katze und Maus, ja sogar Kamel, Elefant und Rabenaas [7]. Besonders lieblich nahm sich das Bild eines Zwiebel- und

[1] Luc. eun. 10f.

[2] Sat. 1, 6, 81; Liban. ep. 358; or. III, 200.

[3] Ruten und Peitschen gab es eine reiche Auswahl: ferula, scutica, habena, lorum, funes, virga, flagellum. Bekannt ist der Lehrer des Horaz, Orbilius Schlaghart ep. 2, 1, 70; 2, 2, 160; Juv. 14, 18; Mart. 10, 62; 9, 68.

[4] Luxor. 448.

[5] Luc. paras. 13; Liban. II, 244; IV. 378; Juv. 7, 213; Pers. 3, 44; Hier. c. Ruf. 1, 30. Aug. conf. 1, 9.

[6] Sen. const. 4.

[7] Z. B. Blennus, stolo, blatro, bucco, gerro, nebulo, vappa, monstrum, funus, lutum, stercus, verbero.

Kürbiskopfes, eines Erdschwammes aus. Auch die Kaiser erhielten von ihren Soldaten die schönsten Spitznamen, wie Bruchwanst, Linkshand, Kutscher[1]. Schon in der Schule lernten die Jungen niedliche Vergleiche; derartige Dinge pflanzen sich mit wunderbarer Zähigkeit fort. Auf einem noch erhaltenen Schulbilde trägt der Lehrer einen Eselskopf, die Schüler Hundsköpfe[2]. Geduldige Esel waren die wenigsten Lehrer; man müßte dann nur an jene Schulmeister denken, die mehr Spielmeister waren[3] — Ludimagister bedeutet beides.

Immerhin entwickelten sich auch freundliche Beziehungen, wie Denkmäler und schriftliche Zeugnisse der Dankbarkeit und des Wohlwollens[4] beweisen. Die altrömische Pietät war nicht ganz ausgestorben[5]. Sonst hätte ein Klemens nicht Christus, Hieronymus nicht die Seele einen Pädagogen nennen können[6]. Mancher würdiger Mann widmete seine ganze Zeit seinen Schülern, z. B. der von Gellius gerühmte Taurus, lud sie zu einem schlichten Mehlbrei ein, beaufsichtigte ihre Lebensweise, mahnte sie zur Einfachheit, warnte aber auch vor Selbstherabwürdigung. Ein Mann wie Florus war stolz auf seinen Beruf. „Wenn mir der Kaiser eine Hauptmannsstelle, das ist das Kommando über hundert Männer, übergeben hätte, würde ich da nicht hochgeehrt zu sein scheinen? Wenn mir also nicht der Kaiser, sondern das Schicksal die Pflicht gegeben hat, anständige und edelgeborene Knaben zu lenken, meinst du nicht, daß ich da eine schöne und herrliche Pflicht erhalten habe? Ich bitte dich, sieh doch zu, was schöner ist, Männer im Kriegs- oder Knaben im Kinderkleide zu befehligen, wilde und rohe oder milde und unschuldige Gemüter zu lenken? Guter Gott, wie kaiserlich, wie königlich ist es, auf dem Katheder zu sitzen und gute Sitten und das Studium der heiligen Wissenschaft zu lehren, und bald Gedichte vorzulesen, durch die Sprache und Herz gebildet werden, bald durch verschiedenartige Betrachtungen den Geist anzureizen."

7. Staats- und Gemeindeschulen.

In ihrer Unterrichtsweise waren die Lehrer durch Aufseher und Lehrpläne wenig beschränkt und durch das Gespenst der Prüfungen und

[1] Petron. 58; Dio 73, 2.
[2] Mitt. d. arch. Inst. V, 1.
[3] Anth. lat. incerti (284).
[4] Plin. ep. 4, 19; 5, 1. C. J. L. VI, 10013. Vgl. die Briefe Frontos.
[5] Dial. de orat. 37; Plin. ep. 8, 14.
[6] Adv. Jov. 2, 10.

Musterungen wenig behelligt. Jeder konnte Unterricht geben und Schüler um sich sammeln, wer es vermochte, ohne daß der Staat sich darum bekümmerte. Aus freien Stücken entstanden auch überall Schulen, ohne daß ein Zwang von oben nötig wurde. Aber ausgereicht hat die freie Entwicklung doch nicht, und die Kaiser nahmen mehr und mehr Bedacht, sie zu fördern. Zunächst erregte die körperliche Erziehung ihr Augenmerk: schon auf Anregung der julischen Kaiser hin entstanden allerorts Jünglingsvereine, deren Spiele auf den großen Theatern der Schaulust dienten [1]. Mit der Bildung von Vereinen begünstigten die Kaiser, besonders die Antonine, die Entstehung von Schulen; drangen sie ja auch auf die Anstellung von Ärzten. Auf ihre Politik mochte die Absicht Einfluß haben, wie die Vereine so die Lehrer und Schüler in ihr Interesse zu ziehen, die Schulen gleichsam zu verstaatlichen. Schon deshalb mußten übrigens die Kaiser sich um die Schulen kümmern, weil sie nur Männer anstellten, die das Studium durchlaufen hatten [2]. Alexander Severus gründete sogar Stipendien für arme Schüler. Durch die Schulen drang die römische Kultur nach Norden und Westen; sie waren ein wichtiges Mittel der Romanisierung. Volksbildung und Volksunterricht lag aber außerhalb des Gesichtskreises. Ihre Notwendigkeit drängte sich erst im Mittelalter auf und an dessen Ende entstanden auch Volksschulen.

Immerhin betrachteten es jetzt die Städte für ihre Aufgabe, Bildungsgelegenheiten zu schaffen und die Kosten unter die regelmäßigen Gemeindeausgaben aufzunehmen, die entweder durch Schulgelder oder Umlagen gedeckt wurden. Vielfach genügten die Beiträge wohltätiger Männer; denn die Schulstiftung war ebenso Ehrenpflicht der Reichen wie die Errichtung von Theatern und Bädern.

In der Gestalt von Vereinen organisiert, konnten die Schulen Vermögen und Stiftungen besitzen; nicht ohne Grund heißt Schola, Schule auch Vereinshaus [3]. Doch scheinen gerade Stiftungsschulen nicht zu den besten gehört zu haben, da die Aufsicht fehlte. Charakteristisch ist hiefür eine Äußerung des jüngeren Plinius. Eines Tages besuchte ihn zu Como ein junger Mann mit seinem Vater. Plinius fragte, wo er studiere; auf die Antwort: „Zu Mailand," erwiderte er: „War-

---

[1] Tac. a. 14, 15; 16, 21; h. 3, 62; Suet. Nero 11; Dio 61, 19.

[2] C. Th. 14, 9, 1; C. J. 2, 7, 11; Lib. ep. 394, 780, 973, 1107, 1143, 1317, 1524.

[3] Als Vereine erhielten sich die Philosophenschulen Athens Jahrhunderte hindurch, ebenso das berühmte Museum in Alexandrien.

um nicht hier zu Como, warum gibt es hier keine Schule? Den Familienvätern sollte es daran liegen, ihre Kinder bei sich zu behalten. Was gibt es Tröstlicheres, Angebrachteres, was sichert mehr die Sitten der Tugend? Ist es denn so schwer, das nötige Geld zu bekommen, um Lehrer zu halten? Ich, der ich keine Kinder habe, bin bereit, aus Liebe zur Stadt, die ich als eine Mutter oder Tochter ansehe, ein Drittel der notwendigen Summe beizusteuern. Ich würde alles versprechen, wenn ich nicht fürchten würde, daß dieses Geschenk gefährlich würde, wie es oft geschieht, wenn die Lehrer aus öffentlichen Stiftungen bezahlt werden. Wenn die Bürger selbst bezahlen, werden sie Sorge tragen, daß ihr Geld nicht in unwürdige Hände falle. Möchten eure Kinder am Orte, wo sie geboren sind, erzogen, frühzeitig den heimischen Boden lieben lernen! Möchtet ihr so berühmte Lehrer gewinnen, daß eines Tages die Nachbarstädte ihre Söhne in eure Schulen schicken [1]!"

Eine besondere Ehre und einen besonderen Ruhm trug es ein, wenn die Kaiser einer Stadt Lehrer zuschickten; sonst war die Auswahl des Lehrers Sache der Gemeinde oder des Gemeinderates, der sich tauglicher Prüfer dazu bediente, bei der schließlichen Entscheidung aber doch vom Kaiser oder Statthalter abhing.

8. Lehrerstand.

Lehrer zu werden, fühlte leicht jeder Niedergeborene, der höher hinaufstrebte, einen Beruf in sich, und Soldaten, Faustkämpfer, Fechter, Holzhändler wandten sich diesem Stande zu. Einer darunter, ein Lehrer des Horaz, ein früherer Hauptmann, ist sogar berühmt geworden. Ein großer Prahlhans war der ehemalige Webersklave Palaemon; all das Geld, was er verdiente, reichte nicht zu seinem ausschweifenden Leben, und er griff daher zu Nebenbeschäftigungen, gründete eine Kleider- und Papierfabrik u. dgl. [2]. Manche Lehrer genossen aber ein hohes Ansehen weit über ihre Schule hinaus. In den Provinzen kam es vor, daß sie Gemeinden berieten, als Schiedsrichter walteten und Liturgien übernahmen [3]. In Griechenland überließ man ihnen Gemeindeämter, und die Gemeinden ehrten sie durch Denkmäler. Die Römer hatten etwas stolzere, strengere Anschauungen. Es ging schon

---

[1] Plin. ep. 4, 13.
[2] Suet. gr. 23.
[3] Philost. v. soph. 1, 25; 2, 2 ff.; Dio Chrys. or. 78, 40.

recht sonderbar zu, wenn ein Schulmeister emporstieg; das Herabsteigen war leichter. Ein Senator, der in Sizilien Rhetorik lehrte, pflegte auszurufen: „O Fortuna, was für ein Spiel treibst du mit den Menschen! Du machst aus Senatoren Schulmeister und aus Schulmeistern Senatoren[1]."

Ehre und Gehalt stand gleich tief. Doch genoß der Grammatiker eine höhere Ehre und eine bessere Bezahlung als der Elementarlehrer. Diokletian bewilligte dem letzteren einen Monatslohn von 50 der stark entwerteten Denare, dem Rechnungsmeister 75 Denare[2], während ein guter Handwerker soviel schon an einem Tag verdiente, so daß ein Lehrer nur bei zwanzig oder dreißig Schülern einem Handwerker gleich kam. Nach anderen Angaben bekam jener im Jahr ein Goldstück, der Grammatiker fünf Goldstücke[3]. Selbst um den kargen Gehalt und um die Schülergelder mußte mancher die Gerichte plagen. Der Lohn reichte kaum, den Arzt, den Schuhmacher und den Kleiderhändler zu bezahlen, klagt der Grieche Lukian[4]. Die Griechen schätzten sonst den Unterricht höher als die Römer[5] und unter ihrem Einfluß geschah es, daß christliche Kaiser den Gehalt erhöhten und bestimmten, ein Grammatiker soll 12 Annonen, ein Rhetor 24 Annonen, d. h. vierundzwanzigmal den Sold eines Soldaten erhalten, wozu noch Schülergelder hinzukamen. Die Steuerfreiheit, die den Lehrern zustand, war keine allzu hohe Gunst und selbst diese war beschränkt, indem nicht alle Lehrer sie genossen und sie sich mehr auf Personal- als auf Reallasten bezog[6]. Der große Zudrang drückte die Verhältnisse immer weiter herab, und vielfach mußten die Lehrer durch Schmeichelei Schüler anlocken, was ihre Autorität untergrub[7]. Die Verhältnisse wären noch schlechter gewesen, wenn nicht die große Ausdehnung des Reiches und

---

[1] Plin. ep. 4, 11.

[2] Kaum ein Vierzigstel der alten Denare wert.

[3] Juv. 7, 243; anth. Pal. 9, 174. Ebensoviel erhielt der Schauspieler; Plin. 7, 40; v. Marc. 11.

[4] De merc. cond. 38; Juv. 7, 186, 227.

[5] Die Stadt Troas in Lydien gab den drei Schreiblehrern je 600, 550, 500 Drachmen, zwei Gymnastiklehrer erhielten je 500, ein Musiklehrer 700, ein Fechtlehrer 300 Drachmen. Mommsen, R. G. V, 334.

[6] Beschränkt auf die qui intra numerum sunt, C. J. 10, 53, 5; D. 50, 4, 11; 50, 5, 8; 50, 13, 1. Von der Reallast der Einquartierung waren übrigens Lehrer frei.

[7] In Athen und jedenfalls auch in anderen griechischen Städten hatten die Schüler das Recht, Lehrer zu wählen und abzusetzen

die dadurch geweckten Bildungsbedürfnisse die Schulstellen vermehrt hätten. In vielen westlichen Provinzen wurde der Studiendrang so groß, daß sogar Italien zurückblieb. So sagt schon Juvenal von Afrika, Rhetoren biete sich ein gutes Mittel, Glück zu machen, nämlich sich nach Afrika einzuschiffen [1]. Sogar vom äußersten Thule sagte man, es begehre Jugendbildner von Rom. Mancher Lehrer arbeitete sich in der Provinz empor, ehe er auf einen größeren Schauplatz trat.

Je größer die Stadt, desto angesehener war auch die Schule, aber noch wichtiger war die Persönlichkeit des Lehrers. Berühmten Schulen zulieb wanderten damals schon die Studenten, freilich nicht in dem Umfang wie im Mittelalter, um so mehr wanderten die Lehrer selbst. Die Wanderredner, Wanderphilosophen spielten eine große Rolle im öffentlichen Leben.

9. Fachunterricht.

Die Redekunst verschlang lange Zeit alles Interesse und drängte so wichtige Dinge wie die Arithmetik und Geometrie in den Hintergrund [2]. Ein guter Rhetor war so berühmt wie ein Dichter. Der Kaiser, sagte man, kann wohl Geld und Ehren verleihen, aber niemand zum Redner machen [3] (wie im Mittelalter ein Kaiser sich ausdrückte: „Ich kann wohl hundert Ritter schlagen, aber keinen Doktor machen"). Am ehesten vertrug sich noch mit der Rhetorik die Philosophie. Philosoph wollte und mußte ein Jurist, ein Arzt ebenso sein wie Rhetor. Den Plinius tröstete einmal ein Freund, das sei auch ein Teil der Philosophie, und zwar der schönste, wenn ein Mann für den Staat arbeite, Streithändel untersuche und schlichte, die Gerechtigkeit handhabe, und das wirklich ausübe, was er und seinesgleichen nur lehre. Dagegen meint Plinius, Schule und Hörsaal, wo nur erdichtete Rechtshändel vorkämen, seien friedlicher und unschädlicher als die Gerichtssäle, glückliche Plätze für das Alter, aber noch entzückender für die Jugend [4].

Ein Mann wie Apulejus und Gellius war zugleich Arzt, Sachwalter, Philosoph und Rhetor. Immerhin drängte sich die Notwen-

---

[1] Sat. 7, 149.

[2] In summo apud illos honore geometria fuit, itaque nihil mathematicis illustrius. At nos metiendi ratiocinandique utilitate huius artis terminavimus modum; Cic. Tusc. 1, 2, 4. Sen. ep. 88.

[3] Dio 69, 3.

[4] Ep. 1, 10; 2, 3.

digkeit und Nützlichkeit eines positiven Wissens, einer Fachkenntnis mehr und mehr auf. Den Rechtsbeflissenen entzog ein strafferes strengeres Gerichtsverfahren den Raum für große Wortgefechte und lange Prozeßreden und es entstanden eine Reihe von Lehrbüchern, Rechts- und Arzneischulen. Ein beschränkter Vater meinte, es genüge zum Fortkommen, wenn er seinem Sohne ein Rechtsbuch in die Hand drücke[1], so neu war ihm diese Art der Belehrung. Die Rechtslehrer pflegten allerdings ein Gesetzbuch zugrunde zu legen, gingen aber weit darüber hinaus. In den Arzneischulen wurde Anatomie in ganz moderner Weise gelehrt und manche Schule erhielt sich über die Völkerwanderung hinaus[2].

IX.

Gerichte und Strafen.

Viele Leute bleiben ihr Leben lang unreif, ungezogen, bei ihnen muß die Strafe die Erziehung nachholen. Freilich ging der Staat nicht davon aus; wenn er strafte, hatte er viel rohere Grundsätze, und er wollte nicht erziehen, sondern vergelten.

1. Volksgericht.

Von vornherein bekümmerte sich der Staat nicht um alle Vergehen und Unarten; die meisten überließ er, zumal in früheren Zeiten, der Selbsthilfe der Beteiligten und der Familie, wo der Vater streng richtete[3]. Nur solche Verbrechen, die gegen die Götter, die Volksgöt-

---

[1] Petr. 46.

[2] Chirurgicae carnificinae laniola pluriora habitaculis numerantur; die Ärzte schickten manche zur Unterwelt, um Charon zu besänftigen (Mythogr. I). Vgl. Amm. 22, 16, 18; Quint. decl. 8; Tert. an. 10.

[3] Die gewöhnlichen Vergehen rechneten die Römer zu den Obligationen. Der Verhaftete „haftete". Dahin gehörten Entwendungen, Beschädigungen, Verletzungen. Diese Vergehen wurden nicht strafrechtlich verfolgt, sondern privatrechtlich Nach älterem Recht war hier Selbsthilfe erlaubt, wie bei Schuldnern, später aber vollzog sich wenigstens der Streit vor den Richtern. Der Kläger ergriff den Schuldigen, brachte ihn vor Gericht, suchte ihn hier zu überwinden und vollzog an ihm die Strafe. Im Worte vindex ist eine Spur der Blutrache, Familienrache erhalten. In Notfällen lebte das alte Fehderecht der patrizischen Geschlechter wieder auf, bei den tumultus, dem

ter sich richteten und zugleich das Volk berührten, riefen ein Einschreiten des Volkes hervor [1]. Zu den öffentlichen Verbrechen gehörte Landesverrat und Volksfeindschaft, Mord und Brandstiftung, bei Soldaten Ungehorsam, Feigheit, endlich Umtriebe, Majestätsbeleidigung, Abfall von der Religion. Alle diese Verbrechen traf strenge Strafe, wo nicht Tötung -- als Göttersühne mit dem Beil zu vollziehen — doch Verknechtung, Verbannung, Vermögenseinziehung. Endlich erstreckte sich das Offizialverfahren auch auf Bestechungen, Erpressungen, Umtriebe [2], Unterschlagungen der Beamten [3]. Die öffentlichen Vergehen wurden öffentlich behandelt, waren also ursprünglich Sache der Volksversammlung, der Bürgerschaft.

Statt des gesamten Volkes saßen allmählich bei der Mehrung der Prozesse besondere Kommissionen zu Gericht, und daraus entwickelten sich Sondergerichte mit Geschworenen [4]. Als Ausschuß des souveränen

---

justitium, interregnum. Sonst aber fehlen die bei anderen Völkern üblichen Gebräuche des Zweikampfes und Gottesurteils; an sich eine alte indogermanische Einrichtung, fanden sie bei den Römern keinen rechten Boden. Eine Spur bietet nur der Kampf der Horatier und Kuriatier. Später aber wies Marius die Herausforderung der Kimbern höhnisch zurück; wenn dem König sein Leben entleidet sei, möge er sich aufhängen. Im allgemeinen wurde das Duell — wieder charakteristisch für das Kaufmannsvolk — durch die Wette ersetzt. Als Sühne wurden Geldstrafen verlangt: Knochenbrüche kosteten nur 300 As, an Unfreien die Hälfte; strenger wurden Entwendungen bestraft, mit doppeltem oder dreifachem Ersatze, bei Raub und Wucher mit vierfachem. Beim tignum iunctum aedibus vel vineis war doppelter Ersatz nötig nach den zwölf Tafeln (Dig. 47, 3).

[1] Wie bei allen Völkern unter einfachen Kulturverhältnissen war Recht, Sitte und Religion enge miteinander verknüpft. Jede Gemeinschaftsform, Familie, Geschlecht, Staat, war zugleich eine Sache der Götter, und alle Verbrechen, auch gegen sich selbst, galten als Verletzungen der Götter. Nur zeigt sich hier der trotz aller Religiosität weltliche Charakter des Römertums, daß Götterverletzungen lange nicht so hoch angeschlagen wurden wie Verletzungen gegen die Menschen. Die christlichen Schriftsteller, Augustinus, Ambrosius, haben dies genügend hervorgehoben. Aug. De civ. dei 2, 9; Arnob. 4, 34.

[2] Ambitus.

[3] Peculatus.

[4] Solche Kommissionen wurden besonders für die vielen Erpressungen der Statthalter, dann für immer bestellt (quaestiones perpetuae, Cic. in Verr. div. 5; Brut. 27; off. 2, 21), und diese Geschworenengerichte ähnlich gestaltet wie die schon bestehenden für Zivilprozesse. Mit der Anklage wurde der Angeklagte zum Schuldigen (reus); in der Regel wurde er nicht verhaftet, sondern nur beaufsichtigt (custodia libera); er erschien fortan in trauriger

Volkes hatten die Geschworenen einen großen Einfluß auf das Rechtsverfahren. Sie sprachen das Urteil, nicht der Vorsitzende, der Prätor, Quästor. Dieser bestimmte nur das Gesetz, nach dem der Schuldige zu richten war. Aber auch daran brauchten sich die Geschworenen nicht notwendig zu halten. Sie ließen sich durch persönliche Eindrücke und Erwägungen stark bestimmen, durch die Kühnheit des Anklägers, die Würde oder Verzagtheit des Angeklagten, durch die beiderseitigen Reden ihrer Beistände. Da die Reden der Beweisaufnahme vorangingen, rückte die Beweisführung schon unter eine bestimmte Beleuchtung. Wegen seines Einflusses entfesselte das Geschworenenamt einen starken Wettkampf; ursprünglich hatten nur die obersten Klassen, später auch Niedere, darunter ungebildete Bauern Zutritt[1]. Eine Liste verzeichnete 4000 Namen[2], aus denen der Vorsitzende eine größere oder kleinere Zahl, vielfach 100 Mann berief.

2. Beamtengerichte.

Mit dem Verschwinden der Volksfreiheit verloren die Geschworenengerichte ihre große Bedeutung, zumal da die willkürlichen Freisprechungen dem neuen Regimente widersprachen, und mehr und mehr rissen die Vorsitzenden, die Richter, die Rechtshandlung an sich, beschränkten sich nicht bloß auf die Untersuchung, sondern bestimmten auch das Urteil[3]. Die Beamtengerichte, die rasch entschieden, verdrängten die schwerfälligen Strafbehörden.

Schon von jeher besaßen die Beamten als Ausfluß ihres Imperiums das Recht des Einschreitens und Verhaftens, eine Art Zwing und Bann, die Koerzition bei Ungehorsam und Aufruhr, das Recht der Untersuchung, der Inquisition, und konnten über Unfreie, Frauen,

---

Kleidung, ungeschoren, ungewaschen, um Mitleid zu erregen. Zuerst hielt der Prätor oder sein Vertreter iudex ein Vorverfahren in iure und nannte das Gesetz, unter das der Angeklagte fiel, wenn er als schuldig befunden wurde. Gestand der Angeklagte oder bewies seine Unschuld, so war der Prozeß geendigt (de confesso sumat iudicium). Es genügte also eine magistratiche Koerzition — ein Recht, das weiterer Ausdehnung fähig war. Gestand der Angeklagte nicht, dann mußte die Tatfrage vom Volks- oder Geschworenengericht in iudicio entschieden werden. Im wesentlichen handelte es sich nur um schuldig oder unschuldig.

[1] Judex bubulcus, Juv. 7, 116.

[2] Vier Dekurien, die vierte seit Augustus gebildet aus der Zahl derer, die die Hälfte des Ritterzensus besaßen.

[3] Quaerere — iudicare, Mommsen, Strafrecht 208.

Ausländer, ausnahmsweise auch über Bürger bei offenkundigen Verbrechen richten: Kognition. Aber die Bürger hatten das Recht an das Volk und das Volksgericht, später an den Kaiser zu appellieren[1]. Ihre Tätigkeit dehnte sich um so mehr aus, als der Staat immer mehr Gegenstände vor sein Forum zog, seitdem die Kaiser die Fülle des Rechtes in sich vereinigten und von dieser Quelle aus alle Gerichtsbarkeit ausfloß. Im Auftrag des Kaisers übten die höheren Beamten, Konsuln, Prätoren, Präfekten[2] die hohe, peinliche Strafgewalt aus[3]. Die städtischen Beamten und Provinzbehörden besaßen eine beschränktere Gewalt und hatten in niederer Instanz mit allen Verbrechern zu tun. Das Vertrauen auf sie war aber auf keiner Seite besonders groß[4] und so blieb ihnen uneingeschränkt nur die Pflicht, Verbrecher einzuliefern. So mußte sich der hohe Rat zu Jerusalem, obwohl er gewisse Vorrechte genoß, doch darauf beschränken, den Empörer Christus durch seine Häscher, eine schlecht ausgerüstete Polizei, aufgreifen zu lassen und eine Voruntersuchung anzustellen. Bessere Truppen standen den römischen Beamten zu Gebot. Bei der Vermischung der Zivil- und Militärgewalt kam es vor, daß auch Offiziere, Kohortenpräfekten und Zenturionen zu Gericht saßen.

Alles Wichtige kam vor eigene Beamte[5], vor die Statthalter oder vor den Senat, der gegen die Beamten selbst zuständig war, aber diese in der Regel schonte, da sie zur herrschenden Sippe gehörten[6]. Die Ankläger hatten einen harten Stand, selbst ein Mann wie Plinius trat nur ungern als Ankläger auf. Er redete einmal fast volle fünf Stunden, denn der ihm wohlwollende Senat hatte ihm zu seinen ausgiebigen Klepsydren (Zeitmaßen) noch vier bewilligt. Drei Tage

[1] Plin. ep. 10, 86, 97; Apg. 25, 10; 26, 32; Jos. vita 3, ant. 20, 6, 2; b. Jud. 2, 14, 9; 2, 12, 6.

[2] Der Stadtpräfekt für Rom, später der Gardepräfekt für das ganze Reich.

[3] Imperium merum, potestas, jus gladii, summum judicium, verschieden von imp. mixtum; die mittelalterliche Unterscheidung zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit war im Entstehen (D. 1, 21; 2, 1, 3; 47, 10, 32). — Für Zivilsachen gab es verschiedene Beamte, so einen praetor fideicommissarius, fiscalis, hastarius.

[4] Aus Ägypten hören wir z. B., daß ein Dorfpolizist bei der Untersuchung selbst stahl (Krebs, Polizei im röm. Ägypten, in „Ägyptiaca für Ebers" 30).

[5] Consulares iuridici in Italien.

[6] Unter Umständen kamen auch Christenprozesse vor den Senat (Apolloniusakten).

dauerte die Verhandlung, nur durch die Nacht unterbrochen. Am Schlusse stimmte zuerst der Konsul ab und fällte ein hartes Urteil im Sinne des Plinius, dem viele andere beistimmten. Als aber ein Konsular ein milderes Urteil fällte, erhielt auch er viele Zustimmung. Zuletzt aber traten wieder viele zum ersten über — ein unerwarteter Erfolg in einer so heiklen Sache[1].

Noch über dem Senat stand das Kaisergericht, das schon früher eingreifen konnte, ehe der Instanzenzug es erreichte. Bereits über Tiberius wird geklagt, daß er willkürlich in Prozesse sich eindrängte.

Der Richter saß auf hohem Tribunal, umgeben von rechtskundigen Beisitzern, die auf erhöhten Bänken zuhörten[2]. Selbst die Kaiser zogen solche Männer bei. Minder wichtige Sachen wurden zu ebener Erde verhandelt von niederen oder Schiedsrichtern[3]. Im allgemeinen spielten sich die Verhandlungen in aller Öffentlichkeit, später unter bedeckten Hallen mit freiem Zutritte unter dem Schutze einer Wachmannschaft ab. Ursprünglich genügten vier Soldaten, aber vielfach wurde eine stärkere Truppenzahl beigezogen, wie wir aus Christenprozessen wissen[4]. Manchmal wurde die Öffentlichkeit, wenigstens bei höheren Gerichten, ausgeschlossen. Lang andauernde Gerichtssitzungen begannen schon vor Tagesanbruch, ja schon nach Mitternacht, beim ersten Hahnenschrei, wodurch die Feierlichkeit wie bei den Femprozessen erhöht wurde[5]. Als Hadrian einmal zu früher Stunde zu Gericht saß, taumelte ein betrunkener Rechtsanwalt, der eben von der Zeche kam, in den Saal und rief ihm zu „gute Nacht" statt guten Morgen. Der Kaiser Claudius schlief manchmal vor Müdigkeit ein, dann schrien die Advokaten überlaut, bis er aufwachte. Er saß Tag für Tag, selbst an seinem Geburtstag, zu Rom und in anderen Städten auf dem offenen

---

[1] Ep. 2, 11 (3, 4, 9; 4, 9; 1, 7).

[2] Assessores, consiliari, ursprünglich erhielten sie nur vom betreffenden Magistrat eine Belohnung, später vom Staate eine Besoldung. Gerichtsbeisitzer war z. B. Ovid (tr. 2, 90) Plinius d. J., Gellius (14, 2). Eine allgemeine Liste (album) enthielt ihre Namen. Da das falsche Urteil in Zivilsachen ersatzpflichtig machte, zogen reiche Richter gern gelehrte Beiräte hinzu.

[3] De plano, judices, pedanei, χαμαιδικασταί. Mommsen, Strafrecht 248, 361.

[4] Orig. in Math. 14, 9 (practor, hyperetes). Petr. 111.

[5] Amm. 28, 1, 54; Ruinart 402; Liban. II, 13, 592; Bas. ep. 74; Bruns 129.

Markte schlichtend und richtend und ließ sich geduldig vom städtischen Pöbel belästigen. Die Antonine behandelten dieselbe Sache in ihrer Gründlichkeit wochenlang, und einer aus ihrer Reihe hieß daher Kümmelspalter [1]. Solchen Beispielen eiferte auch Septimius Severus nach; nur wählte er anstatt des offenen Marktes einen verborgene Halle seines Palastes.

3. Das Prozeßverfahren und seine Willkürlichkeit.

Als ein hervorragendes Rechtsvolk haben die Römer die Rechtspflege wesentlich gehoben, haben der Gerechtigkeit mehr als alle anderen Völker gedient und sie zu verwirklichen gestrebt. Christen selbst, die doch am meisten unter den Unvollkommenheiten des Rechtes litten, anerkannten es laut, daß das Böse bestraft, das Gute belohnt, daß gleiches Recht gegen alle geübt wurde [2]. Dieses Urteil trifft im wesentlichen und allgemeinen sicher zu, trotzdem die römischen Schriftsteller selbst offen viele Unvollkommenheiten zugaben und viele Schwächen aufzählten. Die Hauptsorge richtete sich auf die Fragen des Mein und Dein, weshalb der Zivilprozeß auch besser ausgebildet war als der Strafprozeß, dem zahlreiche Mängel anklebten.

Schon von vornherein entgingen bei dem ursprünglich vorherrschenden Anklageverfahren, dem Akkusationsprinzip, viele Verbrecher der Verfolgung. Viele retteten sich in Asylen, in Hainen, Tempeln, an Altären, Bildsäulen, manchmal genügte schon das Ergreifen einer Kaisermünze. Der Staat bestellte keine Anwälte oder öffentlichen Ankläger, aber die Inquisitions- und Kognitionsgewalt der Beamten strebte von selbst nach einer Ausdehnung, obwohl die Akkusation grundsätzlich aufrecht erhalten blieb und einen Vorzug genoß. Daher ermutigte der Staat Ankläger durch Ehren und Vorteile, und die öffentliche Meinung unterstützte sie, wenn es sich um ärgerniserregende Vorgänge handelte. Das Fallenlassen einer Anklage, die Klagezurückziehung, die tergiversatio, eine Art Fahnenflucht, konnte wie die Scheinklage, die Kollusion, Verquerung (praevaricatio), die den Verbrecher einer milderen Behandlung zuführen wollte, den Grund zu einem Strafverfahren, einem Gegenstück zur Kalumnienklage abgeben [3]. Junge aufstrebende Männer suchten sich durch Anklagen wie früher

[1] Dio 69, 18; 70, 3.
[2] Athenag. 1, 18, 24, 31; Theophil. 1, 11.
[3] Plin. ep. 6, 31; Tac. a. 4, 20.

beim Volke, so nun bei den Kaisern in Gunst zu setzen. Aber eben die Volks- und Kaisergunst war eine gefährliche Klippe und dieser Gefahr suchte die Kalumnienklage entgegenzuwirken[1]. Die Angeber, Delatoren, Denunzianten, Sykophanten gerieten in schlimmen Ruf, seitdem die Anklagen auf Majestätsverbrechen sich immer mehr häuften. Kein ehrlicher Mann wollte sich mehr dazu hergeben, ein bloßes „Geschoß" in den Händen eines Herrschers zu sein[2].

Majestätsanklagen waren eine gefährliche Waffe, wie wir noch bei den Christenprozessen sehen werden. Während früher nur Taten eine Anklage auf Majestätsverbrechen begründeten, genügten schon seit Tiberius' Traumgesichte[3], bloße Worte, Körperbewegungen, ja schon bloßes Stillschweigen[4], und so machten sich nun manche Leute ein Geschäft daraus, sich in das Vertrauen anderer einzuschmeicheln und nachher zu verraten[5]. War ein Mann eines Majestätsverbrechens, d. h. eines Hochverrates angeklagt, so war er auch schon gerichtet und in sein Vermögen teilte sich der Ankläger mit dem Kaiser[6].

Nur zu oft entschieden falsche Zeugen, Advokatenkniffe, Bestechungen den Rechtsausgang, und dabei handelte es sich, wer mehr Vorteil bot, über mehr Einfluß verfügte, der Ankläger oder der Angeklagte.

---

[1] Der mutwillige Ankläger wurde in älterer Zeit mit C. (d. h. calumniator) gebrandmarkt (lex Remmia).

[2] Plin. ep. 4, 22; Tac. a. 15, 35. Augustus betrug sich noch sehr anständig. Ihm dankte einmal ein Freigesprochener ironisch im Namen der Ankläger, daß er so ungerecht geurteilt hätte, worauf die Ankläger ihn mißhandeln wollten, wenn Augustus nicht Ruhe geboten hätte; Luc. de lapsu 18.

[3] Sogar unter dem rechtlichen Septimius Severus. Ein kahlköpfiger Senator sollte dem Traume gemäß nach der Krone gestrebt haben. Alle Kahlköpfe zitterten, einer aber wurde hingerichtet; Dio 76, 8.

[4] Die Majestät wurde verletzt, wenn jemand in der Nähe einer kaiserlichen Bildsäule einen Sklaven züchtigte, seine Kleider wechselte, eine Münze mit dem kaiserlichen Kopf bei dem Besuch eines übelberüchtigten Ortes bei sich führte; wenn einer eine Statue errichtete, die höher war als die kaiserliche, wenn einer ein Grundstück verkaufte, auf dem eine kaiserliche Bildsäule stand, wenn einer bei dem Genius des Kaisers falsch schwur, kaiserliche Gedichte nicht hören wollte; Suet. Tib. 58; Tac. a. 1, 73; v. Carac. 5; Sen. ben. 3, 26; Philost. v. Ap. 4, 39.

[5] Ein Hauptmotiv war der Gelderwerb, da viele Quellen des Gelderwerbs verstopft waren. — Den Plinius suchte einmal ein Ankläger damit zu fangen, daß er ihm seine Meinung über einen Verurteilten abzulocken suchte; mit Gewandtheit zog sich Plinius aus der Falle (ep. 1, 5).

[6] Tac. a. 4, 20, 30.

Mit Recht sagt Seneca, Urteilssprüche hätten von den Meistbietenden erworben werden können. Sogar Statthalter machten ein Geschäft daraus und trieben Handel mit Anklagen und Freisprechungen, wie aus dem Prozesse des heiligen Paulus bekannt ist[1]. Hatten doch selbst Kaiser wie Vespasian ein schlimmes Beispiel gegeben[2]. Richter, die dem Golde nicht zugänglich waren, ließen sich durch schöne Frauen und Lustknaben verblenden[3]. „Das Gesetz schloß mit dem Laster einen Bund." Noch mehr aber als das Geld fiel die Kaisergunst in das Gewicht. Darunter litten sogar die Zeugen[4].

Die Kaiser schwankten zwischen Milde und Strenge und erließen Gesetze, bald zum Schutze der Angeklagten, bald zum Schutze der Ankläger[5]. Noch in der Geschichte des heiligen Paulus wird hervorgehoben, daß die Römer niemand verurteilen, er sei denn seinem Ankläger gegenübergestellt worden und habe sich verteidigt[6]. Ein Trajan verbot namenlose Anzeigen, Verurteilungen auf bloßen Verdacht hin und gewährte den Angeklagten das sonst nur den Anklägern zustehende Recht, Zeugen zur Aussage zu zwingen[7]. Aber solche Anläufe blieben ziemlich wirkungslos und vereinzelt. Denn die meisten Gesetze hatten einen entgegengesetzten Zweck, wahre oder angeblich Schuldige zu quälen, nachdem die alten Formen und Formeln, die den Angeklagten geschützt hatten, weggefallen waren. Die Haft, der Zeugenzwang, die Folter wurden immer mehr mißbraucht, so daß Tertullian das Binden und Quälen für das Hauptgeschäft der Beamten erklären konnte[8]. Vollständig im Widerspruch zu allen Grundsätzen mußten sich die Sklaven gegen ihre Herren foltern lassen, zuerst bei Majestätsverbrechen, dann auch bei Ehebruchsfällen.

---

[1] Der Landpfleger Felix fürchtete sich vor dem Verdachte (Apg. 23, 25). Plinius berichtet von vielen Fällen. Ein Statthalter von Afrika, Priscus, verkaufte um 300 000, 700 000 Sesterzien die Verfolgung der Gegner (ep. 2, 11). Vom Senat angeklagt, mußte er nur eine gewisse Summe ersetzen, das war die ganze Strafe. Nach Flavius Josephus ließ der Statthalter Albinus sogar solche um Geld frei, die von den Stadtbehörden wegen Räuberei eingesperrt worden waren (B. J. 2, 14).

[2] Suet. Vesp. 15; Dio 66, 14.

[3] Cic. ad Att. 1, 16.

[4] Plin. ep. 1, 5.

[5] Cyp. ad Don.

[6] Apg. 25, 25; 16, 37.

[7] Satius enim esse, impunitum relinqui facinus nocentis quam innocentem damnari (Plin. ep. 10, 97; D. 48, 19, 5).

[8] De idol. 17. Eine vorschnelle Verurteilung Ap. met. 10.

Nach dem alten Rechte mußte der Ankläger seine Behauptung beweisen[1] und seine Urkunden und Zeugen vorbringen, erst dann konnte sich der Beklagte reinigen und seine Entlastungszeugen anrufen. Nun griffen aber die Richter immer mehr ein, arbeiteten mit Anzeichen, Indizien, mit Zeugniszwang und mit der Folter, oder urteilten, ohne die Zeugen gehört zu haben, verdammten Abwesende ungehört. An falschen Zeugen fehlte es nicht, da das Geschäft sich gut lohnte. Hören wir doch sogar von orientalischen Rittern und andern Abenteuerern, daß sie ihren Lebensunterhalt daraus zogen[2]. Bei dem stark verbreiteten Unglauben fürchteten sich wenige vor Meineiden.

Die Advokaten wandten die unglaublichsten Mittel an, den Zorn oder das Mitleid der Richter zu erregen[3]. Selbst Plinius wandelte oft bedenkliche Wege, kam wohl selbst in Verlegenheit, setzte aber auch andere in Verlegenheit. Er vergleicht sich einmal mit einem Bauern, der nicht auf jedes Feld die gleiche Frucht säe, sondern hier Weizen, dort Gerste oder Bohnen oder Hülsenfrüchte. So streue er, wie er bemerkt, verschiedene Arten von Samen umher, um eine desto sichere Ernte zu erhalten; er bewege jeden Stein nach dem griechischen Sprichwort und mische wie ein Rechenmeister verschiedene Arten von Marken und Täfelchen untereinander. Bald schwelle der Unwille, bald der Zorn, bald der Schmerz seine Segel und er steure mit verschiedenen Winden auf der offenen See herum. Zuweilen blitze und donnere er wie Perikles. Nur der könne einen Stachel im Herzen der Zuhörer zurücklassen, der nicht flüchtig damit steche, sondern ihn tief einsenke.

Seine Stimme schwoll wie eine Trompete, erzählt Petronius von einem Rhetor, und doch kam er nie in Schweiß und spuckte nie aus[4]. Dem Plinius ließ der Kaiser einmal einflüstern, er möge doch seine Stimme und Brust schonen. Der es einflüstern mußte, war des Plinius eigener Freigelassener, der hinter ihm stand, vielleicht der nämliche, den er gelegentlich einen Schauspieler nennt und der wohl, wie es im Theater üblich war, die Worte seines Herrn mit den entsprechenden Gebärden begleiten mußte[5]. In seinem Eifer redete Pli-

[1] Affirmanti incumbit probatio.

[2] Juv. 7, 14; 13, 79; 14, 218. Ein falsches Zeugnis aus Rache Ap. met. 9.

[3] So ließen die Advokaten Gemälde anfertigen, auf denen die Taten der Angeklagten je nach ihrem Belieben dargestellt waren (Quintil. 6, 3, 72; 1, 32). Die Schreiber schafften Akten zur Seite: C. Th. 1, 29, 5. Ableugnen der Unterschrift Juv. 13, 137.

[4] S. 44; Juv. 7, 108.

[5] Ep. 1, 5, 20; 2, 11; 6, 33; 5, 19.

nius stundenlang fort, wenigstens fünf, und überließ dann unter Umständen seinen Genossen die übrigen vier Stunden. Die Redner kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Ein armer Mann, dem seine drei Ziegen gestohlen waren, sprach in einer Satire seinen Sachverwalter an: „Was sprichst du von Cannae und Mithridates, von Sulla und Marius, komm doch endlich auf meine drei Ziegen.“ Einem anderen, der nicht aufhörte und seine Zunge immer wieder mit Wasser befeuchtete, wünschte ein Zuhörer, er möchte doch die Wasseruhr austrinken[1]. An dem Übermaß der Redner erschöpfte sich die größte Geduld und es kamen Bestrebungen in Gang, die Zeit zu verkürzen. Plinius erhob entschieden Widerspruch und tadelte die Nachlässigkeit, Trägheit, Gleichgültigkeit gegen die Beredsamkeit und die Gefahren der Klienten[2]. „Sind wir gerechter als die Gesetze selbst, die so viele Stunden und Tage und neue Termine verleihen?“ fragt er. „Waren jene Männer so stumpf, so über die Maßen langsam? Und wir sollen lichtvoller sprechen, schneller begreifen, gewissenhafter urteilen als sie, weil wir Rechtshändel in nicht so viel Stunden durchjagen, als man sonst Tage zu ihrer Beseitigung brauchte?“ Wie schon erwähnt wurde, gingen die Reden der Beweisaufnahme voraus und waren Schlußvorträge nicht üblich, wohl aber Instaurationen, Ampliationen, Komperendinationen, d. h. Fortsetzungen, Erneuerungen des Zeugenverhöres und der Verhandlung.

Bei der Urteilsprechung ließen sich die Beamten noch weniger als die alten Geschworenen durch die gegebenen Gesetze binden[3]; denn sie, wenigstens die höheren Richter, besaßen das unerhörte Recht, das Verfahren und die Strafe zu ändern und neue Gesetze zu geben[4]. Selbst die besten Kaiser stellten viel dem freien Ermessen anheim. Die Ursache lag darin, daß die Strafgesetzgebung vollständig stockte, während doch der Staat immer mehr Verbrechen von Amts wegen verfolgte und die Inquisition auf Kosten der Akkusation (der Privatdelikte) sich ausdehnte[5]. Ja, es kam vor, daß die Richter in eigenen Angelegenheiten Entscheidungen fällten[6].

---

[1] Mart. 6, 19, 35; Pers. 1, 85.
[2] Ep. 6, 2.
[3] Tac. a. 14, 28; Plin. 2, 11; Juv. 1, 34; 8, 93.
[4] Plin. ep. 4, 9.
[5] Mommsen 1039.
[6] Fuerunt etiam quidam rerum suarum iudices. Quint. inst. 4, 1, 19.

4. Verschiedene Behandlung der Stände.

Eine Gleichheit vor dem Gesetze kannte das Altertum keineswegs, ohne Scham und Scheu behandelte das Strafrecht die bevorzugten Stände ganz anders als die niederen und die Gesetze gestanden diese Ungleichheit offen ein. Um die Mißhandlung aller familienlosen, fremden, unfreien Personen bekümmerte sich das Gericht wenig, und manches war schwer verfolgbar und entzog sich der Untersuchung, z. B. die Vergiftung. Humane soziale Gedanken kamen nicht zur Geltung und drangen nur später langsam ein. Schon der Prozeß machte große Kosten: der Vorschuß bei der Wette, beim Sakramentum, die Gewinnung von Advokaten erforderten große Summen[1]. Sklaven und Freigelassene bedurften eines Patrons, Advokaten, und wenn sie vor Gericht auftraten, durften sie keinen feierlichen Eid leisten wie die echten Römer, sondern wurden der Folter unterworfen[2]. Ebenso waren die Strafen sehr verschieden für die höheren, mittleren und ärmeren Stände. Die höchsten Stände gingen meist straflos aus, — dies war nicht immer so gewesen, nicht umsonst trugen die Liktoren Beile im Bündel — aber jetzt deckte sie ihr Geld; so verstand man den Grundsatz: leiden oder bezahlen. Höchstens mußten vornehme Diebe, Erpresser, Brandstifter, Mörder in die Verbannung gehen[3]. Für ihre Standesgenossen waren von vornherein die vornehmen Richter eingenommen, und nur Majestätsverbrecher durften auf keine Schonung hoffen; die einzige Milderung bestand darin, daß sie sich selbst töten konnten — ein freier Mann stirbt nur durch sich selbst, lautete ein Grundsatz — dann drohte ihren Testamenten und Vermögen weniger Gefahr, und ihre Leiber wurden ehrenvoll begraben, was bei solchen, die hingerichtet wurden, nicht zutraf. Eben darum war Selbstmord unter den vornehmen Ständen so häufig, daß es Tacitus auffallend findet, wenn ein angesehener Mann eines natürlichen Todes starb[4]. Aber nur für vornehme Stände

---

[1] Gerichtssporteln kamen erst im 5. Jahrhundert auf, Bethman-Hollweg, Gerichtsverfassung und Prozeß 241 f.

[2] Dem eculeus (Folterroß), den fidiculae (Stricken zum Aufhängen), laminae (glühenden Metallplatten); tabularia. — Tac. a. 16, 5; Dig. 40, 12, 44; 48, 18; 48, 19, 9; Prud. perist. 10, 119 magnique refert, vilis an sit nobilis; gradu reorum forma tormentis datur. Caligula ließ Senatoren foltern, Sen. ira 3, 19.

[3] Liv. 1, 28; Plut. Coriol. 24; Mos. et rom. leg. coll. 8, 5; selbst Mark Aurel strafte einen Ritter für einen Einbruch nur mit fünf Jahren Verbannung aus Italien und Afrika (Dig. 47, 18).

[4] A. 4, 30; 6, 10; D. 48, 21, 3, 6; 15, 1, 9, 7; Plin. h. n. 36, 24, 3.

war Selbstmord eine Ausflucht; wenn gemeine Verbrecher, Soldaten, Sklaven ihn wagten, begegneten sie einer strengeren Beurteilung.

Auch für die mittleren Stände war das Recht milde, für sie dauerte das mildere ältere Strafrecht fort [1], das nur Vollbürger ins Auge faßt, wozu auch die Veteranen gehörten. Diese Stände waren frei von Foltern, von der Verurteilung zur Arena und hatten Anspruch auf besseres Gefängnis. Als der Apostel Paulus zur Folter gegeißelt werden sollte, und als er einmal voreilig gegeißelt wurde, berief er sich auf sein Bürgerrecht [2]. „Ich bin ein römischer Bürger" war ein wahres Zauberwort, aber nur im Munde eines höheren Bürgers. Ganz anders wurden die niederen Stände behandelt: schon im Privatrecht waren sie vernachlässigt, noch mehr aber im Strafrecht. Einen niedern Mann trafen Prügel, wenn er einen Hohen beleidigte; umgekehrt aber durfte ein Vornehmer ihn straflos auspeitschen lassen [3].

Der Reichtum fiel an sich ebensowenig ins Gewicht als die Bildung; nur erwies sich die Bestechung immer als ein taugliches Mittel, sich durchzusetzen. Schlimmer waren mittellose Philosophen daran. So wurde der berühmte Philosoph Archippus wegen Fälschung zur Bergwerkarbeit verurteilt. Wohl zerbrach er seine Fesseln und wußte sich sogar bei den Kaisern und andern Hohen in Gunst zu setzen, daß sie ihm Renten und Statuten bewilligten. Aber als Plinius ihn auf einen Provinziallandtag berief, erhoben die Teilnehmer Widerspruch, indem sie an seine frühere Strafe erinnerten.

5. Strafen.

Niedrige Leute wurden wie Sklaven gefoltert, gepeitscht und gekreuzigt [4]. Nach ihrer Degradierung konnten auch freie und vornehme

---

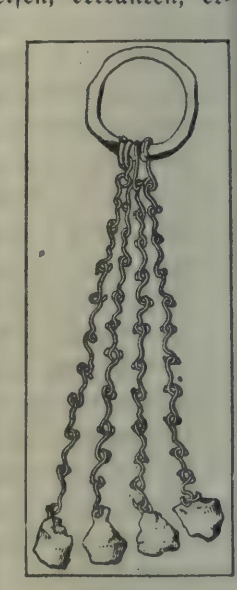
[1] Apg. 22, 24; 16, 37; an der ersten Stelle könnte man nach der Vulgata (flagellis caedi et torqueri) glauben, es seien zur Geißelung noch andere Folterungen hinzugekommen; nach der griechischen Übersetzung genügte die Geißelung (Jentsch in der Wahrheit 1897, 234; Mommsen, Zeitschrift f. neutest. Wiss. 2, 89, Strafrecht 245).

[2] Sogar höhere Geldstrafen mußten die Ärmeren auf Verlangen des intercessor bezahlen; C. Th. 1, 29, 5.

[3] Ep. 10, 66.

[4] Über die verschiedenen Peitschen S. 138; besonders gefürchtet waren die plumbatae (mit Bleikugeln durchflochtene Stricke). Es gab zwei Kreuzarten: furca und patibulum. Die furca, das Gabeljoch, wurde über die Schultern gelegt und die Hände daran befestigt. Am patibulum wurde Christus.

Leute solch entehrenden Strafen unterworfen werden, was besonders geschah, wenn sie Christen waren [1]. Als öffentliche Sklaven mußten sie dann in Bergwerke wandern, Staats- und Wegebauten, Kloakenarbeit übernehmen [2]. Die Römer waren erfinderisch im Quälen, gehetzt von einer wahren Henkerphantasie. Sie ließen die Verurteilten langsam zertreten, zerfleischen, zu Tode schleifen, ertränken, ersticken, als Fackeln leuchten, mit Vorliebe aber fechten und mit wilden Tieren kämpfen [3]. Manche dieser Todesarten bildeten den Schluß von Schauspielen, wie wir noch hören werden. Daß ein Kaiser die Tiere der Arena mit Verurteilten fütterte, statt mit teurem Fleisch, brachte ihm den guten Ruf eines sparsamen Mannes [4]. Zwischen dem Urteil und der Urteilsvollstreckung sollte eine gewisse Frist verstreichen, zumal bei der Todesstrafe, damit unter Umständen der Kaiser begnadigen konnte [5]; aber diese Ordnung wurde tatsächlich übertreten und grundsätzlich damit gerechtfertigt, daß die Gefangenen sonst zu lange in der Haft leiden müßten [6]. Während die Urteilssprechung jetzt in geschlossenen Räumen sich abspielte, fanden die Hinrichtungen öffentlich an einem eigens dazu bestimmten Platze statt und lockten viele Zuschauer an; nur die Nacht und Festtage waren ausgeschlossen. Die Leichen der Gerichteten überließ man früher den Raubtieren oder warf sie in das Wasser und ihr Vermögen ver-



Plumbatae.

---

gekreuzigt: der Pfahl stand dabei schon vorher; der Verurteilte trug nur das Querholz (Kirchenlexikon s. Kreuz). Nach Mommsen a. O. 918 war schon früher (zur Zeit der Republik) die Kreuzigung regelmäßige Todesstrafe.

[1] Senatores et egregii viri et equites dignitate amissa etiam bonis spolientur Cyp. ep. 82 (vgl. die Märtyrerakten von Dorymedon, 19. Sept.). Boll. Sept. 6, 18.

[2] Oder mildere Arbeiten; zuletzt konnten sie wie öffentliche Sklaven sogar Gehalte erlangen (Plin. ep. 10, 40).

[3] Der tüchtige Kaiser Alex. Severus ließ ein Schiff, mit Dirnen beladen, versenken, einen Verkäufer der Kaisergunst, des fumus, ersticken. Fumo punitur qui fumum vendidit (v. 34, 36).

[4] Suet. Cal. 27.

[5] Tac. a. 3, 51; Dio 57, 20; 58, 27; Suet. Tib. 75, Sid. ep. 1, 7.

[6] C. J. 9, 4; C. Th. 9, 3, 6.

fiel dem Staate, jetzt durften sie von den Angehörigen begraben werden, die auch einen Teil des Vermögens, ausgenommen bei Majestätsverbrechen, erhielten [1].

In Gefängnissen wurden die Angeklagten und Verurteilten nur zu vorübergehender Haft eingesperrt [2] und von Polizeidienern, Gemeindesklaven und unter Umständen auch von Soldaten bewacht [3]. Die Christen mußten bei ihrer großen Zahl die Tierzwinger der Amphitheater beziehen [4]. Alle Gefangenen aber litten in den meist unterirdischen Löchern [5], mit Fesseln und Blöcken beschwert, an Hunger, Feuchtigkeit, Kälte, Unreinlichkeit, Finsternis und an der Roheit der Soldaten und Kerkerwächter. Einen Anspruch auf Nahrung hatten sie nicht, und wenn sich keine Freunde ihrer annahmen, konnten sie Hungers sterben. Noch schlimmer war die Verurteilung zu den Bergwerken. Doch konnte hier wie dort der Aufenthalt eine Milderung dadurch erfahren, daß der Zutritt frei und die Bestechung der Wärter leicht möglich war. Die Armen konnten sich am Gottesdienste erbauen. Noch aus der Zeit des Chrysostomus ist es bekannt, daß die Gefangenen Gottesdienst halten durften und daß sich die Gefängnisse in Kirchen verwandelten [6].

---

[1] C. Th. 9, 42; acta Apoll. 28; Mommsen 1005.

[2] Sonst genügte Bürgschaft oder libera custodia publica. Die Untersuchungshaft konnte sehr milde sein; man lese die Apostelgeschichte 23, 16; 27, 3; 28, 23. Carcer ad continendos homines, non ad puniendos haberi debet, sagt der milde Ulpian (D. 48, 19, 8).

[3] Statores peregrini, Desmophylakes. Höher standen die optio carceris, eine Abteilung der cohortes vigilum. Den Befehl führte der princeps peregrinorum (Stratopedarches), stationarius, agens curam carceris. Vgl. Apg. 12, 4, 6; 16, 23; Eus. h. e. 6, 40, 4; 6, 5, 3; Const. ap. 5, 1; acta Pauli et Theclae 18. Trajan stellte den Grundsatz auf, möglichst wenig Soldaten zu solchen Zwecken zu verwenden (Plin. 10, 31).

[4] Ruinart acta 414; Tert. pud. 22.

[5] Tullianum (ursprünglich ein Brunnenhaus), carcer mamertinus, lautumiae (Steinbrüche).

[6] Pall. v. Chrys. 33. Popinae, Tert. jej. 12.

X.

Öffentliches Leben.

Von den heutigen Völkern unterschieden sich die Alten durch eine größere Neigung zur Öffentlichkeit. Allerdings liebten die Römer mehr als die Griechen die Häuslichkeit und das Landleben, aber den Kelten, Germanen und andern nordischen Völkern gegenüber fühlten sie sich doch als Vertreter der Stadtkultur und brachten nach dem Norden das Stadtleben. Wohl zogen die Reichen zur Sommerzeit auf ihre Landgüter oder in Bäder, kamen aber auch hier zusammen, und ein Modebad wie Bajä unterschied sich nicht mehr viel von Rom. Ein Bedürfnis, sich im Freien in der frischen Luft zu ergehen, drängte sich den Alten kaum auf, und das Volk empfand es als keinen Verlust und ärgerte sich keineswegs, wenn ihm der Reiche seine Gärten verschloß, sie mit hohen Mauern umgab, wenn er ihm nur einen Einblick in seine Stadtwohnung gewährte. Das Stadtleben, der Verkehr mit ihresgleichen wurde allen zum Bedürfnis, und der Markt ihre Welt. Tage und Stunden füllten sie mit gegenseitigen Besuchen, mit Spaziergängen, Zusammenstehen auf dem Markte und öffentlichen Plätzen, Stationen und Zirkeln aus. „Zwecklos rennen sie umher," sagt Seneca, „laufen, als ob es brennte, stoßen jeden weg, der im Wege steht; und um was handelt es sich schließlich? Um irgend einen Besuch, um die Begleitung der Leiche eines Unbekannten, um eine Verlobungsfeier, um eine Gerichtssitzung."

Noch heute unterscheidet sich Italien von Deutschland, ja selbst von Frankreich durch sein entwickeltes städtisches Leben und das starke Hervortreten des Einzelnen in der Öffentlichkeit. So entwickelte sich der italienische Charakter in der Kaiserzeit, der Römer wurde ein Haufenmensch[1] und sein Leben spielte sich im wesentlichen in der Öffentlichkeit ab. Die armseligen Wohnungen des Volkes und bei den Reichen der Mangel eines innigen Familienlebens, das Sklavenheere nicht ersetzten, trieben doppelt auf die Straße, auf den Markt, dessen Herrlichkeit jeder genießen konnte und ihn den Verlust der Freiheit verschmerzen ließ. Hier nahm der Mann teil am Staatsleben, an Staatshandlungen und konnte die öffentliche Meinung mitbestimmen.

---

[1] Man of crowd (Poe), homme de foule, was der Großstädter überhaupt ist.

1. Der Markt.

Das Forum war der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu Rom wie in den Reichsstädten. Rom war das große Muster und Beispiel und, was von Rom zu sagen ist, gilt auch für sie, zumal für die Provinzhauptstädte. Den Mittelpunkt des Marktes bezeichnete der goldene Meilenstein, womit eine Art Reichskarte verbunden war [1], woran die Müßiggänger die Bewegungen der Truppen und der Händler verfolgen konnten, — eine Erdkarte enthielt auch die Halle der Europa auf dem Marsfeld, unter Augustus errichtet, — hier stand endlich eine Sonnenuhr, woran der Auf- und Untergang der Sonne festgestellt wurde [2], und unweit das Septizonium, das Sinnbild der durch Septimius zu Ehren gekommenen Siebentagwoche. Auf dem Kapitol rief der Pontifex an allen Kalenden die Monatsteilung aus [3]. Auf dem Forum lag das ehrwürdige Haus der Vestalinnen mit dem ewigen Feuer, der Tempel der Eintracht, der Tempel des Mars, wo die heiligen Lanzen und Schilde ruhten, von denen der Bestand des Reiches abhing. Hier tanzten die Salier im Dreischritte und bewegten sich zahlreiche Prozessionen; die Saturnalien und Luperkalien nahmen hier ihren Ausgangspunkt. Berühmte Leichen wurden hieher geführt und gefeiert; die Ritter machten hier Parade und die Kaiser zogen im Triumphe einher.

Wohl hatte der Markt aufgehört, der große Versammlungsplatz des souveränen Volkes zu sein, nicht aber der Sprech- und Unterhaltungssaal der Bürger; er war dasselbe, was noch heute in romanischen Städten der „Platz“ ist, gleichsam ein abgeschlossener Saal unter offenem Himmel, eine Wandelhalle. Von hier aus wälzten sich Aufläufe durch die Straßen; der Senat hatte immer noch seinen Sitz am Forum, und der Saturntempel barg den Staatsschatz. Den breitesten Raum nahmen die herrlichen Basiliken ein, die nachmals in der christlichen Kirche fortlebten, große Säulenhallen meist dreischiffig mit überhöhtem Mittelschiff und Galerien, die zu Gerichtsverhandlungen, Versammlungen, Speisungen, vielleicht auch zum Warenhandel und Hin- und Herwandeln dienten. Dahin strömte das Volk zu Prozessen, harrte vom frühen Morgen bis späten Abend aus, erregt durch dra-

---

[1] Am Tempel der heiligen Stadt (Kosmas und Damian). Grisar, G. Roms I, 108.

[2] Plin. 36, 15; Dio 54, 8; Plut. Galb. 24; Suet. Otho 6; Tac. h. 1, 27.

[3] Varro l. l. 6, 27.

matische Auftritte, und eilte womöglich noch zum Straf- und Hinrichtungsplatze. Am Markte waren die neuesten Nachrichten aufzufangen, die, wie ein Rhetor sagt, leichtbeschwingten Vögeln gleich nach Rom flogen[1]. An den Ecken und öffentlichen Plätzen kündigten die Ausrufer mit dröhnender Stimme Neuigkeiten an, luden zu Hochzeiten, Leichenbegängnissen und Verkäufen ein.

Ihren Dienst und Verdienst schmälerten mehr und mehr Maueranschläge, Anschreibungen an Häuserwände, wie sie zu Pompeji zahlreich zum Vorschein kamen[2]: da empfahlen Wirte und Handwerker ihre Waren, Bewerber um Ämter stellten sich vor; selbst Privatbriefe und Briefe aus der Provinz enthüllten ihre Geheimnisse. Freunde und Bekannte kritzelten Grüße an Türen und Türpfosten. Die Bekanntmachungen waren stark umlagert, und in Pompeji mahnt ein Zusatz: „Geh weiter, Eckensteher, mach anderen Platz." Nun bediente sich auch die Regierung dieses Mittels, um ihre Mitteilungen, Ernennungen, teilweise auch Verhandlungen, Nachrichten und Anzeigen zu verbreiten[3], und diese Anzeigen drangen in die Provinzen, ohne doch zu förmlichen Zeitungen sich zu erweitern. Den ältesten Nachrichtendienst hatten schon die Ritter, die gewerbsmäßigen Finanzleute eingerichtet, um deren Basiliken sich die meisten Neugierigen sammelten. Da berührte sich Handel und Politik aufs engste und hatte die finanzielle Ausbeutung der Provinzen ihren Feuerherd. Hier standen die Buden der Geldwechsler[4] und die Börsenhallen, worin die vornehmen Kapitalisten, Steuerpächter, Handelsgenossen und Teilhaber sich versammelten. Aber auch kleine Leute trieben sich herum[5] und beteiligten sich an der Spekulation. Spielsucht war eine Leidenschaft, die bei den Römern sich rasch verbreitete, obwohl Gesetze sie verboten, und sie zeigte sich im großen und kleinen. Da fehlte es nicht an geriebenen Börsen-

---

[1] Arist. or. 14.

[2] Programmata entweder angemalt, mit Kohle geschrieben oder in den Kalkbewurf geritzt; C. J. 7, 57.

[3] Acta diurna populi romani, acta senatus et populi. Cicero nennt sie commentarius rerum urbanarum. Heiraten, Scheidungen, Prozesse, überhaupt vermischte Nachrichten wurden darin mitgeteilt; daher sagt Juvenal cupiunt et in acta referri (2, 136; 9, 84); Amm. 22, 3; Symmachus im 5. Jahrhundert nennt sie indiculus, breviarium.

[4] Auf der Südseite des Forums waren schon um 330 den argentarii sieben tabernae lanienae eingeräumt, um 209 kamen auf der Nordseite tabernae plebejae oder novae hinzu. D. 18, 1, 32. Arr. d. 1, 20.

[5] Decocti; Decoctores sind Bankerotteure.

jobbern und an schmutzigen Maklern, feilen Agenten; schon Plautus erwähnt sie und fügt bei, daß sie von Dirnen umschwärmt werden [1]. Da tönte es nach Horaz dem Römer entgegen: „Bürger, wohlan, o Bürger, Geld muß zuerst gesucht werden! Tugend nach dem Metall, so lehrt von unten bis oben Janus laut, so hallen Jünglinge nach und die Greise, links am Arm den Beutel gehängt und die Tafeln zum Rechnen."

Auch von den Römern gilt, was wir von den Griechen vernehmen: wenn ein Obolos nicht den andern erzeugt und sie ihre Waren nicht hinauftreiben, glauben sie des Lebens nicht froh zu sein. Jeder hat einen guten Grund: der eine will einen Sohn oder eine Tochter ausstatten, ein anderer ein Haus bauen und wieder ein anderer würde sich schämen, wenn er ein schlechterer Wirt wäre als sein Vater. Schön wäre es, wenn der Reichtum Unehre brächte und die Gleichheit blühte [2]. Die Eroberer der Welt hatten die Schätze, die sie zusammengerafft hatten, zum großen Teil rasch verpraßt; die Hochflut des Geldstromes war versiegt und die großen Geschäfte und Gesellschaften waren eingegangen. Nun mußte sich die Spekulation kleineren Geschäften zuwenden, wie die kleinen Händler, Freigelassenen, Juden, Syrer, Griechen sie betrieben, und die Gewinngier mußte sich jetzt auf die kleinen Spiele verlegen, die üppig in den Tabernen und Kneipen der Stadt gediehen; noch im vierten Jahrhundert wird viel darüber geklagt, daß geringe Leute all ihre Habe auf einen Wurf setzen.

Ohne ein gewisses Feilschen und Abbieten ging kein Handel von statten; aus einem Dialog erfahren wir, daß ein Käufer einen Regenmantel um die Hälfte abbot, nur 100 Denare geben wollte, sich aber schließlich zu 125 verstand [3]. Man setzte voraus, daß die Verkäufer einen Gewinn von wenigstens 50 Prozent machen [4], und der Staat konnte ohne Schaden von jeder Auktion 1 Prozent verlangen. Fast alle Arten von Waren wurden versteigert und angepriesen, selbst Bücher, Kunstwerke, große Warenmassen, Pachtungen, Arbeiten, so daß Auktions- und Warensteuer sich nahezu deckte [5]. Sie war die älteste Form, unter der sich der freie Mann eine solche Last gefallen ließ. Ausbietungen und das damit verbundene Feilschen und Herauspreisen der Waren

---

[1] Curc. 4, 2.

[2] Philost. v. Ap. 6, 2 (ebenso Juvenal 14, 190).

[3] Haupt colloquia 7; ein pareclum kostete 100 Denare, lintea 300.

[4] Juv. 14, 200.

[5] Centesima rerum venalium.

war ein wesentlicher Bestandteil der öffentlichen Anregungen, deren die Alten bedurften. Ein Ausrufer mußte ein witziger Mann sein, ja etwas von einem Rhetor an sich haben, dem er beinahe gleich stand. Eben wegen der täglichen Anregung besuchten auch Leute aus höheren Ständen den Markt, zumal den Lebensmittelmarkt. Horaz kam oft dahin, wie er offenherzig erzählt, zu fragen, wie teuer der Kohl und Dinkel sei, und eine Schüssel, gefüllt mit Lauch, Erbsen und Linsen, nach Haus zu tragen. Auch stellte er sich gerne an die Buden der Weissager und schlenderte auf dem dämmernden Markte umher. Zu Rom war der Verkehr so lebhaft, daß mehrere Märkte angelegt werden mußten, obwohl hier das Marsfeld viel müßige Leute anzog. Eines der schönsten Foren war das des Trajan [1].

In der Nähe des Marktes lagen Zunfthäuser, Vereinshäuser, wie wir von Pompeji, Ostia und anderen Städten wissen, oft hatte die Gemeinde den Platz verliehen [2], und verschiedene Buden, Läden, Tabernen, Foriken zogen sich um den Markt und über ihn hinaus die Straßen entlang in Lauben, Arkaden [3], lagen manchmal in Oberstöcken oder unterirdisch wie die Bedürfnisanstalten, die auch Foriken hießen und den Gemeinden einen Mietzins eintrugen [4].

Auf besonderen Märkten [5], in besonderen Buden fand der Verkauf von Lebensmitteln, von Vieh und Sklaven statt. Wie der Viehhandel war der Sklavenhandel geregelt. Die Sklaven wurden als zoll- und steuerbare Ware behandelt, deren Verkauf auf öffentlichem Markte stattfand. Kriegsgefangene trugen einen Kranz auf dem Haupte [6]; sonst standen die Sklaven auf einem Gerüste, die Füße mit Kreide be-

---

[1] Wie Augustus war Trajan ein großer Bauherr, er ließ seinen Namen überall verewigen; daher nannte ihn Konstantin ein Wandkraut (herba parietaria). Aur. Vict. ep. 41; Ammian 27, 3, 7.

[2] Waltzing, Corporations I, 217, 479; ein vollständiges Übergehen an das Eigentum der Vereine war ausgeschlossen; Volksland wurde nie volles Eigentum.

[3] Über die Hallen Antiochiens s. Dio Ch. or. 47 (30).

[4] Solarium, foricularium. D. 43, 8, 2, 17; Tert. apol. 13, ad nat. 1, 10; Plin. 19, 19; 21, 5; C. Th. 15, 1, 52. Juv. 3, 38; Bruns 227. S. S. 166 N. 8.

[5] In Rom war das macellum oder forum cupidinis der Hauptspeisemarkt; außerdem gab es ein forum boarium, forum olitorium, forum piscarium, pistorium; Warenlager enthielten die septa julia. Nach römischem Muster richteten die deutschen Städte für die verschiedenen Waren verschiedene Märkte ein (Hafen-, Heu-, Holz-, Saumarkt usw.); die Slaven haben einen großen Marktplatz, den Ring.

[6] Sub corona venire.

strichen[1], mit Tafeln[2] am Halse, die ihr Alter, ihre Herkunft, Eigenschaften und Fehler angaben, und eine Drehvorrichtung sorgte, daß man sie von allen Seiten beschauen konnte[3]. Die Händler, meist Orientalen[4], wandten alle Mittel an, um ihre Ware wertvoll erscheinen zu lassen, und verbargen ihre Fehler. Ein solcher Versteigerer gab ein wenig schönes Mädchen für um so keuscher aus, zog sie zum Beweise an sich und gab der Verschämten einen Kuß, schreckte aber erst recht dadurch den Käufer ab, der schon 600 Sesterzien geboten hatte[5]. Die Unglücklichen mußten sich entkleiden und wie ein Stück Vieh untersuchen lassen, mußten Proben ihrer Kunst und Kraft ablegen, wie ein Roß laufen, Sprünge machen, wohl durch die Peitsche des Händlers oder Ausrufers angetrieben. Bei wesentlichen Täuschungen mußte der Verkäufer seine Ware zurücknehmen[6]. Öffentlich wurden indessen nur geringere Sklaven verkauft, bessere in Buden oder von Hand zu Hand. Ein Marktbesucher prüfte, aufmerksam gemacht auf den ärmlich gekleideten Dichter Martial, diesen mit den Augen eines Fechtmeisters oder Menschenhändlers und rief erstaunt: „Eine so schlechte Lazerne trägst du," worauf jener erwiderte: „Ich bin eben nur ein schlechter Dichter." Müßiggänger suchten einen Augenschmaus und drangen frech in die geheimen Vorschläge, die reizende Knaben bargen, ohne ernste Absicht etwas zu kaufen, zogen Vorhänge und Tüchter weg von den verborgenen Schätzen, vom köstlichen Elfenbein, Schildpatt und Murrageschirr, und am Ende kaufte ein Filz zwei ärmliche Becher und trug sie selber nach Hause[7].

Die Kostbarkeiten der ganzen Welt strömten zusammen und eben diese Fülle hält der Verfasser der geheimen Offenbarung für die bezeichnendste Erscheinung der Weltstadt, des neuen Babel, dieser glänzende Verkehr mit Gold, Seide und Purpur, mit Salben und Rauchwerk, mit Weizen, Vieh, Schafen, Pferden, Sklaven und anderen Menschen[8].

Der Handel bewegte sich möglichst im Freien, und die Käufer wollten die Auslagen nahe haben wie bei den heutigen Jahrmärkten und

[1] Pedes gypsati, pedes albi, cretati.

[2] Tituli; Sen. ep. 47.

[3] Eine machina; Cic. de pet. cons. 2, 8; non te barbaricae versabat turbo catastae, Stat. silv. 2, 1, 72; Prop. 5, 5, 51.

[4] Mango ist ein semitisches Wort.

[5] Mart. 6, 66.

[6] Hor. ep. 2, 2, 18; sat. 2, 3, 285; Sen. ep. 83.

[7] Mart. 6, 82; 9, 59.

[8] Ap. 18, 12.

betraten die Buden selbst, die nur ein Vorhang nach außen abschloß. Manche Auslagen scheinen oberhalb der Buden auf Altanen ausgestellt worden zu sein; sonst mußten Ankündigungen und Malereien auf Vorhängen und Schildern genügen. Der Schild eines Schinkenhändlers zeigte fünf Schinken, der einer Wildhandlung zwei Wildschweine, einer Kleiderhandlung für Frauen eine kaufende Frau. An einer Schenke hingen Weinflaschen, Verse und Inschriften halfen dem Verständnisse nach. In den Buden verkauften Fischhändler, Fleischer, Köche, Wursthändler, Gemüse- und Bohnenhändler, Tuchhändler und Metallarbeiter ihre Waren und warteten im entgürteten Untergewand oder im Schurze geduldig auf Kunden, ein Gegenstand des Mitleids für die bessere Gesellschaft[1]. Um Kunden anzulocken, ließen sich



Verkaufsmarkt.

manche Warenverkäufer, Goldschmiede, Wollweber, besonders aber Bader, Wirte, Garköche durch gefällige Mädchen vertreten[2]. In den Schenken wurde viel gespielt und getanzt, und in den Baderstuben Neuigkeiten ausgekramt; weshalb auch Leute aus besseren Ständen dahin gingen, wie sie sogar die Garküchen und ihre Kost nicht verschmähten[3]. Seneca sagt, er wollte lieber unter Folterknechten leben als unter Schenkwirten, die im Rufe von Kupplern und Weinfälschern standen[4]. Zu bedauern war nur, daß auch Ärzte und Buchhändler in diese Regionen herabsteigen und sich und ihre Waren anpreisen mußten; heute noch stellen die Antiquare in romanischen Ländern ihre Bücher auf dem Markte aus.

---

[1] Dio Ch. 72 de schemat.; Epict. d. 4, 8, 11.

[2] Clem. paed. 3, 11.

[3] Hor. ep. 1, 14, 15 (villicus ludos et balnea optat).

[4] Sen. prov. 5, 4; ep. 51; Juv. 8, 172; Mart. 1, 56; 3, 58; Tert. ad ux. 2, 6; Petr. 39. Die Unterschiede zwischen popinae (Garküchen) und cauponae (Schenken) verwischten sich. Eine taberna vinaria s. Ap. ap. 57.

2. Straßenanlagen der Städte.

Wie in einer heutigen Großstadt gehörten die Häuser an den Straßen den Geschäften, dem Gewerbe, dem Handel; nur daß im Altertum Werkstätten und Buden meist vor dem eigentlichen Römerhaus lagen und die engen Straßen noch mehr verengten. Als Domitian die vielen Buden entfernte, rief Martial: Jetzt ist Rom Rom, zuvor war es eine Taberne[1], alle Straßen waren von Krämern und Händlern, von Metzgern, Schenkwirten und Barbieren in Beschlag genommen. Man sah keine Hausschwelle mehr. Hier schwang mitten im dichtesten Gedränge der Barbier seine Schermesser; dampfende, rußgeschwärzte Garküchen nahmen dort die ganze Breite der Fußsteige ein; Prätoren — wir würden sagen Regierungsräte — waren gezwungen, mitten durch den Kot zu gehen. Ebenso fanden sich zu Pompeji fast vor jedem Haus einige mit gemauerten Ladentischen versehene Buden, und der ganze Stadtplan zeigt, wie die Hausbesitzer öffentliche Wege in Beschlag nahmen und die Straßen immer schmäler wurden. Ein Gesetz mußte verbieten, daß die Walker ihre Zeuge draußen trockneten, die Wagenbauer Räder aufstellten — von Einfluß darauf war ohne Zweifel die Rechtsanschauung, daß die Wege und ihre Unterhaltung den Anliegern zustehen. Ebenso wurden die Festungsmauern und der Zwinger überbaut, sogar zu Rom[2].

Offenbar war das Gemeindeeigentum nicht genügend geschützt; auf Kosten der Gemeinde sich zu bereichern, war im Altertum etwas Gewöhnliches. Erst später wurde der Begriff der öffentlichen Straßen, wie der öffentlichen Flüsse und der Regalien überhaupt schärfer gefaßt und den öffentlichen Plätzen und Straßen ein Schutz gewährt. Erst 368 wurden in Rom die Vorbauten und Erker schonungslos beseitigt[3]. Dabei waren die Straßen sehr enge, die breiteste hatte sieben Meter, meist aber nur vier Meter und diese geringe Breite beengten noch Kauf- und Geschäftsbuden, und der Weg zog sich sehr ungleich dahin. Ganze Häuser oder Erker und Überbauten sprangen vor und dann kam wieder eine kleine Flucht und ein größerer Winkel. Das Gedränge war so stark, daß die Menschenmasse sich jeden Augenblick staute. Dort hemmt ein Steinblock, ein Kran den Schritt, hier verwickeln sich Last-

[1] E. 7, 61.

[2] Nach Dionys. 4, 13 war von einer Mauer kaum etwas zu sehen vor lauter Überbauten; Bruns f. 175.

[3] Amm. 27, 9; Dig. 43, 8, 2, 6.

und Leichenwagen, sagt Horaz, wütende Hunde, schmutzige Schweine stürzen hervor. Hier stößt dich ein Begegnender mit dem Ellbogen, sagt Juvenal, dort mit einem Balken; die Beine hoch herauf mit Kot bespritzt, arbeitest du dich durch die Menge und darfst nicht mucksen, wenn dich ein Soldat mit einem breiten, nägelbeschlagenen Schuhe auf die Zehen tritt[1].

Wegen des Gedränges in den engen Straßen war im Altertum das Wagenfahren äußerst beschränkt, und in Rom nur morgens in aller Frühe und abends gestattet[2], und wahrscheinlich wie in Pompeji an den lebhaftesten Straßen und Plätzen überhaupt ausgeschlossen. Leichte Fuhrwerke, Droschken konnten in den Straßen Pompejis nicht verkehren, nur die notwendigsten Lastwagen mögen nachts durchgekommen sein. Daher lag der Halteplatz für Fuhrwerke außerhalb der Stadt. Ja sogar das Reiten war lange Zeit verboten[3] und nur das Tragen der Sänften gestattet. Priester, Senatoren, hohe Beamte brauchten aber das Gesetz nicht zu beachten[4], und für öffentliche Bauten durften Lastwagen auch am Tage verkehren[5]. Daher konnte Plautianus dem Meuchelmörder, den er gedungen hatte, seinen Wohltäter Septimius Severus niederzustoßen, mit einem Maultiergefährte nacheilen; aber die Tiere stürzten auf dem holperigen Pflaster und dieses böse Vorzeichen erschreckte den Mann. In den Provinzstädten drang das Fahrverbot ohnehin nicht recht durch und in dem späteren, teilweise verödeten Rom beeinträchtigten keine Schranken den Verkehr[6]. Die Fußgänger mußten auf die Bürgersteige und Trittsteine[7] ausweichen, und zwar nicht bloß den Fuhrwerken, sondern auch dem Schmutze, der die Mitte ausfüllte. Denn die Anwohner warfen ohne Scheu besonders von den obern Stockwerken jeden Abfall herab, und an freien Plätzen standen zahlreiche Bedürfnisanstalten mit Gefäßen herum[8].

---

[1] Hor. ep. 2, 2, 73; Juv. 3, 245.

[2] Und zwar durch die lex Julia municipalis. Eine Ursache war auch die Gefahr, die die schweren Lastwagen für die Kloaken und baufälligen Häuser brachten.

[3] Suet. Claud. 25; v. Hadr. 22; M. Aurel. 23, Aurel. 5.

[4] Für Senatoren und Beamte läßt sich das Privileg erst später feststellen; V. Alex. Sev. 43; Sept. 2.

[5] Dig. 9, 2, 52; Sen. ep. 56.

[6] Philost. v. soph. 2, 10; Amm. 14, 6.

[7] Margines, crepidines, pondera.

[8] Amphorae, foricae, Mac. 2, 12 (3, 16) dum eunt, nulla est in angiportu amphora, quam non impleant, quippe qui vesicam plenam vini habeant;

Der Kot spritzte hoch herauf, klagt Martial, und der Schuh barst im Regen [1]. Da und dort standen die Kloaken offen, um den Abfall aufzunehmen; vom Kaiser Nero wurde schon erzählt, er habe nachts Vorübergehende hineingestoßen [2], wie er auch Statuen früherer Kaiser in den Schmutz tauchte. Wer nicht in Pfützen hineinfiel, den konnten ein fallender Ziegel oder eine einstürzende Mauer erschlagen [3]. Ein Kaiser ließ einmal den Schmutz einer Straße durch Soldaten sammeln und dem Ädilen damit die Brustfalten seiner Toga füllen [4]. Weder die Ädilen noch die vier Wegmeister [5] wurden Herr über den Schmutz trotz aller Verbote. Nach römischen Grundsätzen gehörten die Wege den Angrenzern, und so wurden die Hauseigentümer zur Pflasterung und Reinignug beigezogen, wie die Anlieger auch Mauern, Kloakenanschlüsse und Wasserleitungen im Stand halten mußten. Wenn diese es versäumten, sollten die Mieter eingreifen und durften einen entsprechenden Arbeitslohn von der Miete abziehen [6]. Die Eigentümer waren haftbar für jeden Schaden, den herabfallende Gegenstände, auch Äste, verursachten, aber alle Haftpflicht und alle Verbote reichten nicht aus. Besaß doch eine Stadt wie Pompeji keine Abzugskanäle, nur schlechtgeleitete Straßenrinnen und lächerlich kleine Fußsteige.

Zu Rom war besser gesorgt; die Römer, mußte ein Grieche bekennen, sahen mehr als seine Volksgenossen auf die Ordnung und Reinlichkeit, weniger auf die Schönheit [7] und sparten nicht am Wasser. Plinius spricht von sieben Flüssen, die mit ihrem schnellen Lauf allen Schmutz mit sich fortreißen [8]. Mit der Zeit wurden die Kloaken er-

---

Lucr. 4, 1021; Mart. 12, 48; Suet. Nero 24. Reprehendenti filio Tito, quod etiam urinae vectigal commentus esset, pecuniam ex prima pensione admovit ad nares, sciscitans num odore offenderetur; et illo negante atqui, inquit, e lotio est, Suet. Vesp. 23.

[1] E. 12, 26.

[2] Suet. Nero 26; Petr. 71.

[3] Juv. 3, 190; Dig. 44, 7, 5; C. J. L. III, 2083 tegula nam Romae Proculum prolapsa peremit.

[4] Suet. Vesp. 5.

[5] Quatuorviri viis in urbe purgandis, quatuorviri viarum curandarum, viocuri.

[6] Dig. 43, 10, 3; über einen ähnlichen privatrechtlichen Zwang bei ländlichen Wegen Cic. pro Caec. 19; Dig. 8, 6, 14; Bruns 102. Deshalb mußten herüberhängende Äste beseitigt werden, ebenso Wurzeln, wenn sie schadeten; D. 43, 27; C. J. 8, 1, 1.

[7] Strabo 5, 3, 8.

[8] H. n. 36, 24 (3).

weitert; nur fehlte es wie bei den Wasserleitungen an einer rationellen Anlage und einer sicheren Profilierung. Trotz der Kanäle herrschte der Übelstand, daß bei niedrigem Wasserstand des Tiber aller Unrat in ihn floß und ihn trübte, bei hohem aber eine Stauung in den Kloaken eintrat. Da Rom ohnehin sechs bis zwölf Meter tiefer lag als heute, geriet die Umgebung häufig unter Hochwasser und es verging fast kein Jahrzehnt ohne Überschwemmungen.

Mit den Ausdünstungen der Kloaken, Küchen, Massenquartiere vermischte sich der Leichengeruch. Allerdings verbot schon ein altes Gesetz Beerdigungen innerhalb der Mauern; aber das Gebot wurde nicht strenge und folgerichtig gehandhabt [1]. Man denke nur an die offenen Massengräber auf dem Esquilin, die zerstreuten Einzelgräber, an die Katakomben! Die Leichen Hingerichteter ließ man auf freiem Felde verwesen.

Leichen und Schmutz, Ruß und Rauch erzeugten eine häßliche Stickluft [2]. Wiewohl kein Fabrikqualm über Rom und anderen Hauptstädten brodelte, wehte keine gesündere Luft und durchzog Gassen und Winkel. Eine beständige Blässe kennzeichnete den Städter [3]; die Schriftsteller, die Rom verließen, können nicht genug davon sprechen, wie sie erst auf dem Lande aufatmen. Allerdings suchte man die Übelstände schon einigermaßen zu bekämpfen, wußte den Wert öffentlicher Plätze wohl zu schätzen und brachte auch öffentliche Brunnen an, die die Luft erfrischten. Einer Nachricht aus dem vierten Jahrhundert zufolge sprudelte Wasser in nicht weniger als 1352 Wasserbehältern und in 15 Quellengebäuden, Nymphäen, Grottentempeln, worin die Quellnymphen verehrt wurden. Ein eigener Beamter, der Wasserverwalter, dem ein Architekt und Schreiber, ein Stab von Wächtern und Arbeitern zur Seite stand, sorgte für Wasserleitungen und Brunnen. Ebenso leuchtete der Wert öffentlicher Baumpflanzungen und Gärten wohl ein. Das Marsfeld bot einen angenehmen Wechsel von Lusthainen, Baumgängen und Säulenhallen, durch die man trockenen Fußes um das ganze Feld gehen konnte. An die römischen Pachthäuser schloßen sich häufig Gärten an, und selbst auf Dächern erfreuten Blumen das Auge. In der Umgebung Roms wechselten Villen mit

[1] Intra urbem ne quis sepelito neve urito, Cic. leg. 23, 58.

[2] Bei Rom kam die Malaria dazu; Galen. de morb. vulg. 2, 25; morb. temp. 8; Amm. 14, 6.

[3] Seneca ep. 104, 6; Mart. 10, 12; Hor. carm. 3, 29; ep. 1, 17. Daher bevorzugte Horaz den Landaufenthalt.

Hainen. Dafür gab es freilich arme Viertel, denen dieser Reiz ganz fehlte. Wie wenig man darauf bedacht war, zeigt die Neuanlage Konstantinopels, wo alle Rücksichten auf öffentliche Plätze außer acht blieben.

Da es an billigen Fahrgelegenheiten fehlte, war eine weitere Ausdehnung der Stadt, ein Wohnen in Vorstädten wie in den heutigen Großstädten nicht so leicht möglich [1], so daß alles sich zusammendrängte: auf gleichem Raum wohnten in Rom doppelt soviel Leute als in Paris [2], die meisten in der Altstadt um den Palatin; aber Vorstädte fehlen nicht ganz und scheinen vom gemeinen Pöbel und vom Laster sogar stark bewohnt gewesen zu sein [3]. Das niedere Volk schildert noch später Prudentius als Leute, die hohe Kammern bewohnen, die schwarzen Kieselsteine auf der Straße abnützen und öffentlich gespeist werden [4]. Nur nachts hielt sich die Masse in ihren engen Zellen auf, und manches Miethaus mußte zehn Familien beherbergen. Viele hatten gar kein Obdach, trieben sich des Tags in den Kneipen der Stadt, in den Buden der Bader, der Goldschmiede, der Wollweber um-

---

[1] Basil. ep. 74 (379).

[2] S. S. 258; 290. Nach Belochs Schätzung wohnten 650 Menschen auf einem Hektar (Bevölkerung I, 410). Die Gesamtbevölkerung wird verschieden geschätzt, von Lipsius auf 4 Millionen, von Gibbon auf 1 200 000, von Bunsen, Zumpt, Marquardt auf nahezu 2 Millionen, von Wietersheim auf 1½ Millionen; von Beloch auf nur 800 000. Beloch erschließt seine Zahl a) aus der Zahl der Getreideempfänger (150 000); b) aus dem täglichen Getreideverbrauch: 80 000 Modii (36 auf den Kopf jährlich, 1 Liter täglich), so nach v. S. Sev. 23 und Lucans Scholien I, 319; c) aus der Zahl der Häuser und einer etwaigen Dichtigkeit, wie in Neapel, die sehr hoch ist: 1500 auf den Hektar; die Aurelianische Mauer umschloß 1230 Hektar, wobei aber die vielen freien Plätze zu berücksichtigen sind. Je nachdem man den Getreidekonsum annimmt, kann die Zahl der Verbraucher viel höher sein, und vollends unsicher ist die Volksdichtigkeit. Zu der eigentlichen Stadt kommen Vorstädte. Aus den Zensuslisten (die unter Augustus 4 Millionen römischer Bürger zählen) schließt Castiglioni auf 1 200 000. Der Circus maximus allein war auf 385 000 Zuschauer berechnet. Auf 2 Millionen schließt Seeck (Jahrb. f. Nationalökon. 68 166) wie Friedländer.

[3] Jusserat et canonem P. R. unius anni meretricibus, lenonibus, exoletis intramuranis dari, extramuranis alio promisso, quum eo tempore iuxta provisionem Severi et Trajani septem annorum canon frumentarius Romae esset (v. Heliog. 27). Dionys. 4, 13.

[4] Omnis qui celsa scandit coenacula vulgus, quique terit silicem variis discursibus atram, et quem panis alit gradibus dispensus ab altis, c. Symmach. 1, 581.

her [1] und schliefen nachts in offenen Hallen oder Gewölben oder suchten einen Schlupfwinkel in den Gehölzen vor den Toren auf: ein Heubündel oder ein altes Polster genügte ihrem Nacken; Stab, Decke oder Ranzen war ihr einziger Besitz. Viele hatten wohl eine Wohnung, aßen aber in Garküchen. Selbst Könige, wenn sie nach Rom kamen, mußten Mietwohnungen beziehen [2], und Dichter und Schriftsteller mußten mit Miethäusern zufrieden sein, wo es ihnen dann oft schlecht ging und sie Tag und Nacht keine Ruhe fanden [3].

3. Straßenleben.

Das Straßenleben war in Rom so bewegt wie nur je in einer Großstadt, es war weit malerischer, reicher an verschiedenen Erscheinungen, mannigfaltiger als ein heutiges Straßenleben. Da sehen wir Männer aus allen Ländern mit allen möglichen Trachten; Mohrensklaven führen hier Elefanten vorbei, kahlköpfige Ägypter in Linnenkleidern tragen dort die Isis, Lybier schleppen Lasten, Germanen, die als Leibsoldaten dienen, orientalische Fürstensöhne mit hohen Mützen und weiten bunten Gewändern und tätowierte Briten schreiten vorbei. Aus allen Gegenden kommen Gesandtschaften an den Hof [4]. Trotz der starken Mischung aller Trachten und Sitten bestimmen für den Römer doch gewisse Regeln und der Zwang der Mode Haltung und Auftreten. Wenn sich ein Philosoph mit langem Barte und Haare und ungenügendem Mantel blicken läßt, kann es geschehen, daß ihn mutwillige Jungen an dem Barte zupfen und er gezwungen ist, von seinem Knüttel Gebrauch zu machen, wenn er nicht zusammengepreßt werden will [5]. Ein Vornehmer, auch seine Frau und seine Kinder dürfen nur mit Begleitung ausgehen [6] und müssen sich womöglich tragen lassen.

Da rennen Klienten und Schmarotzer und dort fremde Abenteurer, Zauberer, Grammatiker, Schauspieler. Zahlreich ist die Schar der geschäftigen Müßiggänger, der Ardelionen. Wenn sie morgens aus der Türe treten, wissen sie selbst nicht, was sie tun sollen, aber bald sind sie im Lauf, rennen, als wenn es gälte, ein Feuer zu löschen, stürzen

---

[1] So berichtet Klemens über Alexandrien 3, 11.

[2] Diodor. 31, 8.

[3] Mart. 10, 5; 4, 53; 14, 81; Juv. 5, 11; 9, 140.

[4] Sen. ep. 85, 41; App. b. c. 4, 47; Philostrat. v. soph. 1, 8. Dio 68, 15; Strabo 4, 5.

[5] Hor. sat. 1, 3, 133.

[6] Anteambulones, praecursores — lecticarii, capsarii — pedissequi.

sich und andere kopfüber[1]. Meist sind es junge Männer, aber auch Greise, die jeden Morgen schweißbedeckt und von den Küssen von ganz Rom feucht herumeilen, jeder Frau den Morgengruß abstatten, sich beim Amtsantritt jedes Konsuls einstellen, zehnmal über den Marktplatz laufen und die Namen der mächtigsten Höflinge im Munde führen[2]. Alt und jung läuft um die Wette, gestachelt von der Erbgier. Neben den Erbjägern schleicht der unheimliche Intrigant, Sykophant, der ständige Gast in allen Tribunalen und Kanzleien, finster dahin[3]. Viel harmloser ist der eitle, alles wissende Pflastertreter, der Neuigkeitskrämer, Schmarotzer, Spaßmacher und Hanswurst[4], reizend und anwidernd zugleich der weichliche Mignon in seinem gezierten Wesen. Da schwänzelt so ein Schönchen mit salbenduftenden Haaren selbstgefällig herum, tänzelt in leichten Frauenschuhen, summt ein Liedchen und wirft seine Arme grüßend nach rechts und links. Ohne zu singen, tut es der Melomane nicht[5]. Hier stolziert der Emporkömmling frech einher, läßt seinen Purpurstreifen in die Augen spielen, spreizt die Finger aus, damit seine Ringe auffallen, läßt sich Rock und Hand küssen und nimmt Kniebeugungen an. Dort lungern Müßiggänger und Eckensteher, hier stehen Bettler, besonders an Brücken gedrängt, darunter altersschwache, manchmal auch flüchtige Sklaven; Schiffbrüchige stehen da mit einer gemalten Darstellung ihres Schicksals, um Mitleid zu erregen. Jeder hat seinen bestimmten Platz, auch der Parasit, der jeden Vormittag geduldig auf eine Einladung wartet[6]. Unter die Bettlerscharen mischen sich auch Räuber und Einbrecher, da der Bettler- und Räuberberuf ineinander übergeht.

Haltung und Bewegung der Vorüberwandelnden verrät mit wenigen Ausnahmen die Leidenschaften, die Hoffart und Weltlust, von der alles erfüllt, die Luft gleichsam schwanger war. Da stolzieren die einen mit gehobenem Nacken, begucken die Begegnenden, spreizen sich, wie wenn sie auf der Bühne wären, so daß die Leute mit Fingern auf sie weisen. Andere fallen auf durch ihre weichliche Haltung, und man

[1] Sen. tranq. 12.

[2] Mart. 8, 44.

[3] Manil. 5, 315.

[4] Ardeliones, subrostrani, susurratores. Mart. 2, 7; 4, 78; 6, 50; Phaed. f. 2, 5; Ovid. a. a. 1, 174. Urbanus und scurra wurde gleichgestellt, Plaut. most. 14; urbanus ist der Gegensatz von agroikos rusticus, Tölpel.

[5] Mart. 3, 63; Manil. 5, 143, 163.

[6] Pers. 1, 89; Mart. 2, 14.

sieht wohl, daß die Gesellschaft unter dem Einflusse des Schauspiels und der Schauspieler steht. Der übermäßige Verkehr der Großstädte verdirbt den Charakter.

Ohne Zweifel bewegen sich auf den Straßen auch viele Frauen, obwohl die Schriftsteller sie meistens übersehen. Wir erfahren aber von Klemens von Alexandrien und Hieronymus, daß genug Damen aller Art fahren und wandern. Da lächeln die einen die Vorübergehenden an, andere werfen sich herum, fahren mit der Nadel, mit dem Kamme durch die Locken und zeigen, wie sie aus Elfenbein, Schildkrot und feinen Stoffen gefertigt ist [1]. Dort werden die vornehmen Damen in der Sänfte getragen, von einem großen Gefolge geleitet, hier die Halbweltlerin mit weichlichen üppigen Bewegungen, feucht schimmernden Augen, dort die Hetäre mit frechen Blicken. Ihre Erfolge verführen auch ehrbare Frauen, daß sie in der Kleidung mit ihnen wetteifern. Seneca wirft den Damen ohne Unterschied vor, ihre Kleider seien so zart, daß sie nichts verhüllten und daß sie auf der Straße sich benehmen, als wären sie zu Hause [2]. Andere wieder stecken sich in dicht verhüllende Mäntel, um nicht erkannt zu werden. Zahlreich gehen die Dienerinnen der Sünde umher, Griechinnen, Syrierinnen, Keltinnen.

Zu den Dirnen passen die Rowdies und Strizzi. Wenn ein ruhiger Spießbürger abends nach Hause geht, kann er von den jungen Herren wohl angerempelt werden: „Wo kommst du her? Bei wem hast du gespeist? Hast bei saurem Krätzer deinen Bauch mit Bohnen gefüllt? Welcher Schuster gab dir Hammelfleisch mit Lauch? Was? Keine Antwort? Rede oder es setzt Hiebe! Wo hast du deinen Stand? In welchem Betsaal (Synagoge) suche ich dich [3]?“ Noch gefährlicheren Mutwillen konnte die Straßenjugend verüben. Nero soll mit mehreren Genossen verkleidet nachts in den Straßen umhergeschwärmt sein, Frauen entehrt, Vorübergehende geschlagen, in die Kloakenlöcher geworfen und beraubt haben [4]. Begegnende mit ausgebreiteten Mänteln zu prellen, zu schupfen, wie man im Mittelalter sagte, war ein Hauptspaß [5]. Mein Freigelassener, entschuldigt sich Martial bei seinem Gönner, wird im Gedränge viel bessere Dienste

[1] Paed. 3, 11; Amm. 14, 6.

[2] Hor. s. 1, 2, 131.

[3] Proseuche (Juv. 3, 296).

[4] Tac. a. 13, 25; Suet. Nero 26, Otho 2; Mart. 1, 3; Dio 61, 8; Liban. peri tap. 3, 259.

[5] Mart. 3, 46; Juv. 3, 253, 300.

leisten als ich: mit einem Ellenbogenstoß schleudert er die Unbequemen von dir weg und erhebt sich ein Streit, so überbrüllt er alle andern. Es empfiehlt sich, sagt Juvenal, sein Testament zu machen, ehe man sich in eine Abendgesellschaft begibt [1], gar nicht zu reden von den Raufbolden, die bei Nacht den harmlosen Wanderer anfallen, der dann froh sein muß, wenn er nur ein paar Zähne auf dem Platze läßt.

Trotz der 7000 Polizisten war die Sicherheit nicht sehr groß. Einbrecher und Diebe hatten bei einbrechender Dunkelheit ein leichtes Spiel, zumal wenn die Polizei bestochen war [2]. Wenn nachts jemand nach Hause ging, mußte er sich selbst leuchten oder Sklaven leuchten lassen; Reiche hatten natürlich ganze Scharen von Fackel- und Lichterträgern. Lichter beleuchteten fast nur schlechte Häuser [3]. Ausnahmsweise brannten auch vor oder auf öffentlichen Gebäuden Fackeln oder Pechpfannen, bei festlichen Anlässen vor allen Häusern Lichter auf hohen Kandelabern oder aufgehängte Lampen [4]. An Geburtsfesten des Herodes, bemerkt Persius, stellten auch die Juden Lichter in ihre blumengeschmückten gesalbten Fenster [5]. Auch Bäder und Theater wurden gelegentlich nachts feierlich erhellt [6]. Erst aus späterer Zeit erfahren wir, daß im Osten sich große Städte einer regelmäßigen Beleuchtung erfreuten [7], sie aber wegen der hohen Kosten allmählich wieder fallen ließen [8]. Justinian soll auch in Konstantinopel die Beleuchtung eingestellt haben [9]. Man näherte sich dem Mittelalter, wo das Nachtleben möglichst beschränkt blieb [10].

Nachtsüber fuhren die Lastfuhrwerke mit dröhnendem Geräusch über das Pflaster, zumal wenn sie in scharfer Wendung um die Ecken der schmalen Straßen bogen, und dazu bellten die Hunde, so daß eine

---

[1] Juv. 3, 273.

[2] Auch von Christen wurde die Polizei bestochen, was Tertullian tadelt; sie stellen sich, meint er, da auf die Stufe von Einbrechern (de fuga).

[3] Hor. sat. 2, 7, 34; Verg. Aen. 1, 727; Mart. 8, 75; Liv. 33, 28.

[4] Tac. a. 15, 44.

[5] S. 5, 181.

[6] Suet. Dom. 4; v. Al. Sever. 24; Mart. 10, 70; Juv. 6, 131, 419.

[7] Hier. c. Lucif. 1; Lib. paneg. Ant., in Elleb.; I, 363; II, 3 C. J. 8, 12, 19. Sulp. h. s. 2, 29.

[8] Basil. ep. 74.

[9] Proc. h. a. 26.

[10] In Paris mußten im 16. Jahrhundert die einzelnen Hausbesitzer vor ihren Fenstern Lichter unterhalten; erst 1766 wurde die Beleuchtung besser (London 1668).

Dame im Oberstock schrie: „Schlagt den Herrn, dann die Hunde[1].“ In den Innenhöfen der Reichen verhallte der Lärm, aber die wenigsten erfreuten sich solchen Reichtums. In der Frühe war es kaum noch zum Aushalten, wie ein Satiriker klagt. Schon vor Tagesanbruch schrien die Bäcker ihr Brot aus, die Hirten der Umgegend kamen mit ihrem Milchvieh in die Stadt und priesen ihre Milch an[2]. Aus Knabenschulen tönten die Lernchöre[3] und die polternde Stimme des Schulmeisters, die wie ein Hammerschlag auf dem Ambos gellte. Im Amphitheater sei es ruhiger, meint Martial. An einem öffentlichen Platz hörte man Geldwechsler auf schmutzigen Tischen ihr Neronisch Silber ausschütten, hier einen, der hispanischen Goldsand aushämmert, mit blankem Schlegel auf den glatten Stein schlagen[4]. Nicht minder lebhaft ging es in Bajä zu, wie Seneca klagt: dort hämmerte ein Schmied oder Zimmermann und hier probierte ein Instrumentenmacher seine Flöten und Trompeten[5]. Bettler und Krämer, Juden, die Schwefelfäden für altes Glas anboten, Hausierer[6] mit Kleidern, Kuchenbäcker und Wursthändler schrien durcheinander zu Rom wie in andern Hauptstädten[7]. Dann kamen die öffentlichen Ausrufer; der eine machte bekannt, daß ein Wertstück verloren ging, ein anderer, daß ein Sklave entlief, ein Kind abhanden kam, andere boten eine billige Wohnung, einen schönen Kaufladen an. Scharenweis machten die Klienten ihre Runde und eilten Gläubige in Tempel und Kirchen. Aufzüge rauschten einher, Priester tobten, die Gaukler schrien und tanzten[8]; Priester und Gaukler berührten sich nämlich nahe, ähnlich wie Priester und Bettler[9]; führten doch auch die Priester gezähmte Löwen mit herum. Kurz es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm und fürchterliches Gedränge.

---

[1] Juv. 6, 416.

[2] Juv. 3, 236; Calp. ecl. 4, 25 (eine Sitte, die bis heute fortdauerte).

[3] Mart. 9, 68, 29.

[4] Mart. 12, 57; 14, 223.

[5] Ep. 56.

[6] Circitores, Dig. 14, 3, 5.

[7] Mart. 1, 41.

[8] Mimi, circulatores, cinaedi.

[9] Vgl. das Bild in den Münch. Akademisch. 1858, 260 aus einem Kolumbarium; Apul. m. 8, 11; Luc. asin. 37; Gell. 5, 14. Die Priester (Galli, fanatici) führen dort ein Götterbild mit sich.

XI.

Schauspiele.

1. Sehenswürdigkeiten, Vorlesungen.

Das Leben in Rom war nicht billig, Wohnung, Kleidung und Nahrung, zumal die Wohnung verschlang ganz gewaltige Summen und auch die Kleidung kostete kaum weniger als die Nahrung. Obwohl dazu Hungersnöte, Pest, Brände, Überschwemmungen viel verheerender als in den Provinzen wüteten, drängte sich alles in die Großstadt. Die vielen Schattenseiten verschwanden vor den Lockungen und dem Zauber der Großstadt; der berauschende Glanz des Forums, der Zauber der Theater und Bäder, das ganze Geflimmer einer überfeinerten Kultur zog alles an, namentlich Talent und Schönheit. Dort auf der Weltbühne wollte man glänzen ähnlich wie heute; der Moloch der Großstädte verschlang die besten Kräfte des Reiches[1]. Es gibt keine Art von Menschen, sagt Seneca, die nicht in der Hauptstadt zusammentreffen, da sowohl der Tugend wie dem Laster großer Lohn winkt[2]. Man nannte Rom nicht umsonst die Weltherberge, einen Auszug der Welt, Versammlungsort des Erdkreises[3] und hätte es wie eine heutige Großstadt einen Abriß, eine Enzyklopädie der Kultur nennen können. Was von Rom, gilt auch von andern Hauptstädten, die sich alle einer starken Bevölkerung erfreuten, während das Land verödete. Da konnte man alle Bedürfnisse, höhere und niedere, befriedigen, die Freuden der Welt und geistige Anregung genießen, Bildung und Wissen erwerben, Bücher- und Kunstsammlungen, Vorlesungen und Vorstellungen besuchen.

In Bädern, in offenen Hallen, Tempeln[4], Theatern, Gerichtshallen, ja selbst in Schulen und auf der Straße hielten Redner und Philosophen Vorträge, die die spätere Predigt und Zeitung ersetzten

---

[1] Die heutigen Großstädte sind sogar noch gefährlicher als die antiken, sie sind ausgedehnter, stärker bewohnt und leichter erreichbar.

[2] Cons. ad Helv. 6. Man denke an den Verwalter des Horaz, der auf dem Landgute sich immer nach dem Stadtleben mit seinen Schenken, Spielen, Tänzen sehnt, ep. 1, 14. 15.

[3] Orbis terrarum conciliabulum, *κοσμοτρόφος, ἐπίτομη τῆς οἰκουμένης.*

[4] So im Tempel der Libertas und Pax. Zu Karthago ging einmal der ganze Rat in die Vorlesung des Apulejus (Florid. 16); Apulejus sprach gerne in Theatern (ib. 5, 9, 13).

und eine gewisse Bildung in weiten Kreisen verbreiteten. Das Volk gewöhnte sich so philosophischen Fragen gegenüberzutreten, und das Christentum fand einen leichteren Boden. Vorlesungen zu hören, gehörte so zur Mode, daß viele ihren Widerwillen gegen die wenig anziehenden Vortragsstoffe überwanden. Befaßten sie sich doch, was einem Rechtsvolke an sich alle Ehre machte, aber schließlich zur Übersättigung führte, in der Regel mit Rechtsfällen und Gerichtsreden, mit denen schon die Jugend geplagt wurde, seltener mit philosophischen und religiösen Fragen. Selbst Dichter scheinen wenig Zuhörer gefunden zu haben. Wenn sich ein Reicher ihren dringenden Bitten um Überlassung eines Saales nicht mehr verschließen konnte, wies er einen alten Kasten an und übernahm nicht einmal die Kosten der Bank-, Pult- und Sesselmiete[1]. Einen schlechten Vorleser ärgerten die Zuhörer durch Unterbrechungen, Grimassen und Zurufe. Manche versprachen wohl zu erscheinen, kamen aber zu spät oder gar nicht, und wenn sie teilnahmen, klagten sie hinterher, sie hätten einen Tag verloren, vermutlich, erklärt Plinius, weil sie ihn nicht verloren hatten.

Einer solch widerwilligen Zuhörerschaft gegenüber hatten die Redner keinen leichten Stand; selbst Plinius schildert, wie ihn das Eintreten in den Hörsaal mit Furcht erfüllte; aber diese Furcht sei ein Sporn gewesen: dieses Erblassen, dieser Schauer, der die Redner ergriff, meint er, belebte den Eifer, das Beste zu leisten. Er rühmt von den jungen Gelehrten, es sei schön, daß sie sich durch keine Hindernisse, durch keine Trägheit und Selbstsucht abhalten ließen, zu schreiben und vorzulesen, wie sich auch Juvenal mehr sich wundernd als bewundernd äußert, kein Mißerfolg halte vom Dichten ab. Auf den Beifall einiger Freunde, meint Plinius, könnten sie doch rechnen. Er selbst habe noch keinen Vortrag versäumt, selbst nicht im Wonnemonat April, habe noch keinen Freund vernachlässigt, denn es gäbe keinen Freund der Wissenschaft, der nicht der seinige wäre. Von einem seiner jungen Bekannten erzählt er bewegt, er sei bei Gerichtsreden und Vorlesungen nicht von seiner Seite gewichen, seine gelehrten Schriften verfolge er schon beim Entstehen und eifere in allem seinem würdigen Vater nach, der sich täglich in den Hörsälen einfand und den Gelehrten seine Freundschaft widmete. Von einem andern Verehrer

---

[1] Juv. 7, 45 (orchestra sind die Sperrsitze am Rednerpult oder Katheder).

meldet er, im Gedränge sei ihm seine Tunika zerrissen worden; er hätte aber dann doch, nur in seine Toga gehüllt, sieben Stunden ausgeharrt, denn so lange habe er (Plinius) gesprochen — ein großes Stück Arbeit — aber noch größer sei sein Genuß gewesen [1].

Geringere Redner bedurften des bezahlten Beifalls der Sophokleis, laudicoeni (Lober um ein Mahl). Die Beifallsbezeigungen waren mannigfaltiger und lärmender als heute. Schön, weise, wahr genügt nicht, sagt Plutarch, man ruft „göttlich, inspiriert, unerreicht [2]", und das Geschrei war derart, daß Außenstehende hätten meinen können, ein Tänzer oder Musiker würde beklatscht [3]. Dazu sind es die schlechtesten Redner, sagt Plinius, die das meiste Beifallgeschrei ernten. Von ihm selbst seien schon Nomenklatoren, fast reine Knaben, jeder um drei Denare weggelockt worden. Mitten in den Basiliken, in den Gerichtshallen bieten die Unterhändler ihren Lohn an und werden wie in Speisesälen Spenden oder dafür Sporteln verteilt. So könne man leicht Subsellien füllen [4].

Der ganze Markt war ein goßer Hörsaal, eine große Schaubühne, wo es immer zu sehen gab. Für einen großen Teil des Volkes mußten die Gaukler und Tänzer, die Buden und Schenken das Theater ersetzen, wohin nicht alle gelangen konnten. Und wenn das niedere Volk zu Hause kahle Wände anstarrte, bot ihm die Öffentlichkeit um so mehr Glanz; denn allerorts entzückten sein Auge Kunstwerke aller Art. Die Kunstschätze des Ostens, die eine vier Jahrhunderte dauernde Tätigkeit aufgehäuft hatte, waren in Rom zusammengeschleppt worden und standen hier zur Schau [5]. Nach Schmuck und Glanz trachteten auch Provinzstädte, und reiche Bürger rechneten es sich zur Ehre an, nicht nur Theater, sondern auch Denkmäler zu errichten. Vielfach wurden die öffentlichen Bibliotheken mit Kunstsammlungen und Heiligtümern verbunden [6]. Mindestens standen aber an öffentlichen

[1] Ep. 6, 6; 4, 16; 7, 17.

[2] Insigniter; Ap. ap. 73.

[3] De aud. 15.

[4] Ep. 2, 14; Juv. 13, 33.

[5] Zunächst waren es dem Staate, den Städten, den Fürsten gehörende Kleinodien und Kunstwerke, die als manubiae dem siegreichen Feldherrn zustanden; aber es gab Wege, sich auch anderer Werke zu bemächtigen, man denke an Verres!

[6] Plin. 35, 2; 7, 31, 58; Hor. sat. 1, 4, 21; Sid. ep. 9, 16. Das Eigentumsrecht daran war zweifelhaft, ob es der Allgemeinheit, einem be-

Orten Bildsäulen und Denkmäler aller Art zu Ehren der Götter, der Kaiser, verdienter Männer. „Sind schon die Bildnisse Verstorbener in unseren Wohnungen eine Linderung für unsern Schmerz," sagt Plinius, „wieviel mehr sind es Werke, die einen feierlichen Platz zieren und uns nicht bloß die Gestalt und die Bildung, sondern auch den Ruhm und die Ehre unserer Freunde vergegenwärtigen[1]?" Gegenüber den Werken der Bildnerei traten die der Malerei zurück, die sich auf Bäder und kleine Tempel beschränken mußten und kein so weites Gebiet besaßen wie heute. Aber was in Privathäusern an Kunstwerken aufgehäuft lag, blieb dem Volke nicht so verschlossen wie heute, und selbst Sklaven konnten sich daran ergötzen[2]. Der Römer wollte mit den Kunstwerken, die er besaß, glänzen und stellte sie daher öffentlich aus. Nicht minder als Kunstwerke erregten allerlei Seltsamkeiten und Merkwürdigkeiten das Interesse und hatten Naturwunder einen großen Zulauf. So ließen die Kaiser an öffentlichen Orten abnorme und besonders fruchtbare Menschen, seltsame Tiere, auch angebliche Fabelgeschöpfe sehen[3], und Gleiches geschah in anderen Hauptstädten.

Sehr sehenswert gestalteten sich die verschiedenen Aufzüge, die keinem der vielen Feste fehlten, an erster Stelle die Triumphe. Vom Marsfelde aus ging bei Triumphen ein endloser Zug prunkvoller Gestalten bis zum Kapitol hin. Da kamen zuerst die Beamten, Priester, die Senatoren, in ihrer weißen, purpurverbrämten Toga, barhäuptig mit roten Schuhen und andere vornehme Römer in bunten Gewändern. Darauf wurden Feldzeichen und Trophäen, Bilder der eroberten Städte und Landschaften, Flußgötter, Tafeln mit Darstellungen der Kämpfe, Erzeugnisse der eroberten Länder, Gold- und Silberbarren einhergetragen, und Gefangene schritten düsteren Blickes oder teilnahmlos, manchmal erhobenen Hauptes dahin. Schlachttiere mit vergoldeten Hörnern, mit Opferbinden und kostbaren Decken belegt, wur-

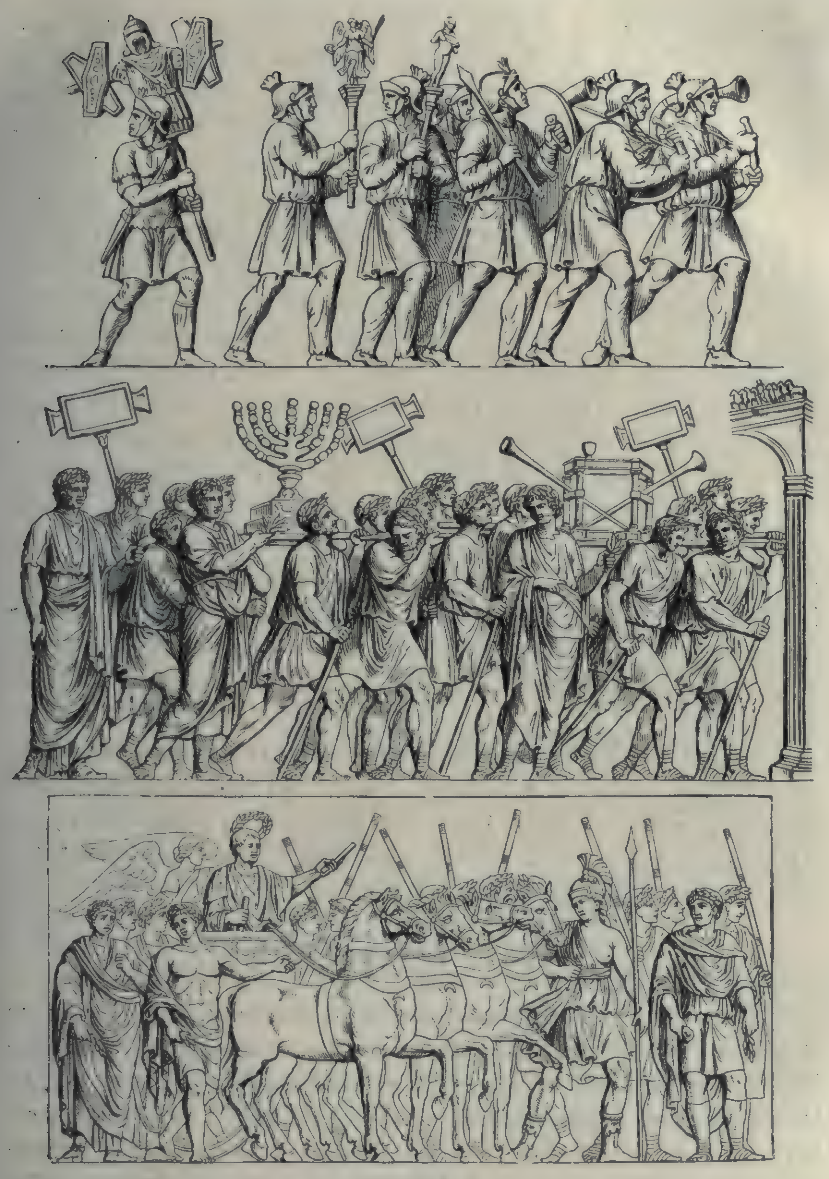
---

stimmten Zweck gehörte, ob die Sammlungen Zweckobjekte waren oder der Gemeinde als Subjekt gehörten; Rev. hist. de droit 13, 495.

[1] Ep. 2, 7.

[2] Ein Sklave, der zu spät nach Hause kam, entschuldigte sich, er habe ein Gemälde besichtigt, das kämpfende Fechter darstelle (Hor. s. 2, 7, 100). Vgl. die Schilderung bei Statius silvae 5, 1. Champagny vergleicht mit dem römischen Zustande die engen Verhältnisse zur Zeit Racines und gibt den römischen den Vorzug; Les Antonins 1, 164.

[3] Auf solche Seltsamkeiten weist noch Augustinus hin, um biblische Berichte glaubhaft zu machen; civ. dei 21, 4, 5; 16, 8; Manil. ast. 4, 101; Plin. 7, 3, 74; 10, 5; 16, 76; Friedländer I, 45.



Triumphzug.

den von Knaben und Priestern geleitet. Endlich kam das Gefolge des Feldherrn, Liktoren, Freunde und Berater des Triumphators, Offiziere. Der Wagen des Siegers bildete den Mittelpunkt und war entsprechend geziert: weithin sichtbar stand darauf der Sieger mit dem

Lorbeerkranz auf dem Haupt, in der mit Goldsternen gezierten Purpurtoga und dem mit Palmzweigen gestickten Unterkleide[1], wie es Jupiter trug, goldene Schuhe an den Füßen, den Elfenbeinstab in der Linken, den Lorbeerzweig in der Rechten haltend. Jupiters goldene Krone schwebte über seinem Haupte — den Jupiter selbst vertrat der Sieger. Nun schlossen sich in langen Reihen die Truppen an, meist zu Fuß, wenige zu Pferd. Mit hellem Triumphklang begrüßte sie das Volk; die Soldaten sangen Preislieder, aber auch Spottlieder auf ihren Feldherrn und ein packender Gesang wurde vom Volke wiederholt. Das Ziel des Zuges war das Kapitol, wo der Feldherr opferte. Die Erinnerung an solche Tage erhielten Siegeszeichen, Triumphbögen lange wach. Mehrere Tage hindurch dauerte die Festfreude und wurde durch Spiele und Gelage erhöht. Unmittelbar an den Triumphzug schloß sich wohl ein Wagenrennen an. So groß, so bezaubernd war die Triumphlust, daß Paulus sie zum Bild höchster Freude und höchsten Sieges wählt. Christus triumphiert nach ihm und wir in ihm, süß ist der Wohlgeruch, den der Triumph hinterläßt, abscheulich der Geruch, den der Pestgott verbreitet[2]. Als das Christentum aus der Verborgenheit heraustrat, hatte es alsbald diese Ideen in seinen Prozessionen dargestellt und dabei viel von den heidnischen Umzügen übernommen.

Umzüge und Spiele verknüpften sich mit allen Volksfesten und Staatsfeiern, an denen kein Mangel war. Mit den Herrschern wetteiferten Private, dem Volke solche Vergnügungen zu bieten und es mit Speisungen, Spielen und Bädern zu ergötzen, vorausgesetzt, daß der Stadtrat nichts dagegen einzuwenden hatte.

2. Schauspiele als Volks- und Götterfeste.

Zu den öffentlichen Vergnügungen, zu den Volksbelustigungen im weitesten Sinne gehörten die Theater. Den ursprünglichen Platz dafür gewährte der Markt, und in einzelnen Provinzstädten war es noch so, daß auf dem Marktplatz Fecht- und andere Spiele stattfanden, weshalb schon bei der Anlage des Marktplatzes darauf Rücksicht genommen wurde[3]. Das nächste war die Errichtung von Tribünen und Gerüsten aus Holz, wie sie in Rom noch zur Kaiserzeit teilweise bestan-

[1] Toga picta — tunica palmata.
[2] 2. Kor. 2, 14; Kol. 2, 15.
[3] Vitruv. 5, 1.

den[1], und dann der Bau gewaltiger Theater, die mindestens 20 bis 40 000, ja sogar 100 bis 400 000 Menschen faßten. Im großen Zirkus traf sich ganz Rom, ja die Welt, wie Ovid sagt, so daß es allgemein auffiel, wenn Christen sich fernhielten[2]. Aus allen Provinzen strömten die Leute herbei. Das Volk äußerte hier seine Wünsche und gab seine Anschauungen kund. Zu Ephesus versammelte sich die Menge beim Aufstand der Silberschmiede gegen Paulus im Theater[3]. Da die Massen manchmal zu unruhig wurden, standen immer Soldaten bereit, einzuschreiten, und bewachten die Eingänge[4]. Im allgemeinen aber genoß das Volk hier eine gewisse Freiheit und durfte sich frei und furchtlos äußern. Tertullian sagt: „Was ist bitterer als ein Zirkus, wo man nicht einmal die Kaiser schont." Gerade diese Freiheit erhöhte die Anziehung der Arena[5]. Fremde Gäste, Gesandte wurden hier eingeführt und begrüßt, damit sie den Glanz und die Pracht Roms gleichsam vereinigt sehen könnten[6].

Zuvorderst glänzten die höheren Stände in ihren Prachtgewändern. Viele Unberufene drängten sich vor, namentlich in den zweiten Rang, in die Plätze der zahlreichen Ritter und zogen, um von den Ordnern nicht erkannt zu werden, ihre Kukullen über das Haupt. Vom scharfsehenden Ordner zurechtgewiesen, wich mancher etwas aus und blieb hinten am Zugang aus dem dritten Rang stehen, wo er halb saß, halb stand. Aber Nachbarn brüllten: „Stehe auf, fliehe, eile, verbirg dich!" „Ist denn niemand hier," bemerkt ein zuschauender Dichter, „der dem Beschämten das nötige Geld zum Ritterzensus gibt; es wäre doch besser angewandt als für Rennpferde oder für die Wohlgerüche, die während des Schauspiels ausgesprengt werden[7]." Geld zum Ritterzensus, nicht zum Eintrittsgeld! Denn der Eintritt war frei, ja sogar mit andern Ergötzlichkeiten verbunden.

Die Theater waren eben zugleich Tempel und die Vorstellungen Götterdienste. Die Götter walteten darüber, Saturn und Neptun, Mars, Bacchus und Venus, und an den blutigen Spielen erlabten sich die grausamen Unterweltsgötter. Männer in der Maske des Merkur

---

[1] Plin. 36, 24.
[2] A. a. 1, 173; Mart. sp. 3; Tert. sp. 27.
[3] Apg. 19, 24.
[4] Suet. Nero 21; Dig. 1, 12, 1, 12.
[5] Joseph. a. J. 19, 1, 4; Tert. spect. 16; Tac. a. 13, 24; Suet. Nero 21.
[6] Quo magnitudinem populi Romani viserent; Tac. a. 13, 54.
[7] Mart. 5, 8; 14, 25, 35.

und Mars schleppten die gefallenen Fechter hinweg[1]. Das Fechterblut, die Tiere, die mit Menschen gekämpft, mit ihrem Blut berührt waren, galten als heilkräftig[2]. In der Rennbahn stand das Sonnenzeichen, ein Obelisk, und Altäre der Kabiren; die Renner beschrieben gleichsam den Tierkreis. Beinahe die Bedeutung von Priestern hatten die Spieler, die griechischen Schauspielergilden hießen sich heilige Synoden, wiewohl es sehr unheilig darin zuging und Gellius die Jugend warnen mußte[3], da sodomitische Sünden hier im Schwange waren. Opfer gingen voraus, begleiteten und folgten dem Spiel, und vom Opfer weg zog das Volk zum Spiel. Gelage schlossen sich an, wenn man so sagen will, Opfermahle; Marken, Tesseren, die zu Spenden berechtigten, oder Münzen wurden ausgeworfen. Wenn die Balgerei um diese Gaben begann, brachen die anständigen Menschen — die Weisen, sagt Seneca, auf, und verließen das Theater[4].

3. Rennspiele.

Unter allen Lustbarkeiten standen an erster Stelle die Rennspiele, an zweiter die Tier- und Fechterspiele. Für Pferde hatten die Römer eine große Leidenschaft[5] und widmeten ihnen einen wahren Kult. Mit dem Bilde eines Pferdes ehrten sogar die Christen edle Toten auf ihren Grabmälern. Reiten und Fahren, besonders die Wagenfahrt, galt als eine hochadelige Kunst.

Die Wagen waren leicht gebaut, das halbmondförmige Gestell hatte nur vorn eine Brustlehne, war aber hinten frei. Der Wettfahrer, der behelmte Rosselenker, trug eine ärmellose, bis zum Knie reichende Tunika, hatte die Brust durch Binden festgeschnürt, worin ein Messer stak, das im Notfall zum Durchschneiden der Zügel diente, und hielt in der Rechten eine Peitsche. Nach der Farbe der Tunika bildeten sich verschiedene Parteien. Ursprünglich unterschied sich nur Weiß und Rot; aber mit dem Aufkommen der Farbenfreude trat Grün und Blau hinzu, und Grün und Blau verdrängten sogar später die einfachen Farben. Nach diesen Farben benannte Zirkusparteien, nicht mehr Patrizier und Plebejer, spalteten das ganze Volk und erlangten

[1] Tert. de spect. 10, 12, ap. 15; Salvian. 6, 11.

[2] Tert. l. c. Faustina badete sich im Blute eines geliebten Fechters.

[3] N. att. 20, 4.

[4] Ep. 74.

[5] Darin wie in andern Spielen waren die Ägypter vorangegangen; Polyb. 5, 37; Luc. pisc. 36; Ael. n. an. 6, 10; 11, 25.

großen Einfluß. Sie besaßen eigene Häuser, Güter, Beamte, Handwerker, sogar Lehrer und Ärzte. Ihr Wettkampf erregte das Volk aufs tiefste. „Ich muß mich wundern," sagt Plinius, „daß so viele Tausende von reifen Männern in wahrhaft kindischer Weise darauf erpicht sind, rennende Pferde und auf Wagen stehende Menschen zu sehen. Es hätte noch einen Sinn, wenn es die Schnelligkeit der Pferde, die Geschicklichkeit der Menschen wäre, was sie anzöge; aber so liebäugeln sie mit einem Tuch, begeistern sich für ein Tuch, und wenn mitten im Rennen die Farbe vertauscht würde, so würde die Begeisterung ebenfalls den Platz tauschen und man würde sich mit einem Male für andere Rosse und andere Wagenlenker erwärmen [1]. Als zu Gaza im dritten Jahrhundert ein Christ über einen Marnasdiener im Wettspiele siegte, rief die Masse erstaunt: „Marnas ist von Christus besiegt!" und viele wandten sich zu Christus [2].

Die Rennspiele hielten das Volk in großer Spannung, was wir aus heutigen Beobachtungen an Rennplätzen leicht ermessen können [3]. Schon lange zuvor war die Erwartung gespannt, man konnte nicht erwarten, bis das Los den Wagen den Platz anwies. Mit dem feierlichen Aufzug begann das Schauspiel, eröffnet von den Rosselenkern oder Rennknaben, die nach Tertullian wie Priester bekränzt, wie Kuppler bunt bekleidet waren. Dann kamen Tänzer, Athleten, Chöre, die einen Bacchuszug darstellten, dann die Opfertiere mit Zither- und Flötenspielern, endlich die Träger von Opfergefäßen und Götterbildern. Die Götter begrüßte das Volk mit Beifallsklatschen. War das Opfer vorüber, so begann das Rennen. Wenn der vorsitzende Prätor das weiße Tuch herabfallen ließ [4], schmetterten die Trompeten, und das Seil, das die Tore vor den Rennenden verschloß, sank. Siebenmal mußte die Rennbahn umkreist werden; am schwierigsten war das Umbiegen an der Zielsäule, der Meta [5]. Da fuhr wohl ein Wagen absichtlich recht schief, damit die anderen Wagen sich brächen. Gar oft rannten

---

[1] Ep. 9, 6.

[2] Hier. v. Hilar. 20.

[3] Noch heute sind der torneo, palio, corse, barberi, fantini, bighe, birocetini beliebt.

[4] Mappa missa war eine sprichwörtliche Redensart (Tert. adv. Val. 36).

[5] Der römische Zirkus war länglich gebaut, der Länge nach lief in der Mitte eine Erhöhung, teilweise ein Graben, die Spina, mit reichem Schmuck versehen; am Ende der Spina standen die Metä. Vorn auf der rechten Seite saßen die Preisrichter; am Eingang erhoben sich Tore, die carceres, aus denen die Wagen fuhren. 250 000, ja 385 000 Zuschauer hatten Platz.

die Wagen aneinander, ein wüster Knäuel entstand und mancher Mann erstickte darin[1]. Siegreiche Wettfahrer und Renner wurden reich belohnt und erwarben sich fürstliche Reichtümer. In die Pause fielen Reitkünste und Reiterspiele[2], Athletenkämpfe, Scheingefechte und dergleichen und damit schloß das eigentliche Rennen.

4. Fechterspiele.

Nächst den Wettrennen erregten die Fechterspiele die Leidenschaft des Volkes. Die Fechterspiele, entstanden aus der Sitte, bei Leichenfeiern Kriegsgefangene und Sklaven gegenseitig fechten zu lassen, wurden früh auch bei anderen Gelegenheiten aufgeführt und hatten unter anderem wohl den Zweck, die Krieger abzustumpfen und an den Anblick von Blut zu gewöhnen. Zunächst waren es Kriegsgefangene, Sklaven und verurteilte Verbrecher, die fechten mußten[3]. Dieser Kämpfer hat einen Straßenraub begangen, sagt bei Seneca ein roher Zuschauer zu seinem entrüsteten Nachbarn, der darauf erwiderte: „Nun, so hatte er verdient, gehangen zu werden." „Jener hatte einen Menschen ermordet." Antwort: „Wer mordet, verdient, dasselbe zu leiden! Aber was hast du verdient, elender Rohling, wenn du dieses mitansehen kannst[4]." Viele Erfolge hatten solche menschenfreundliche Mahnungen keineswegs; das Höchste, wozu sich einige Kaiser erschwangen, war das Verbot eines unbilligen Zwanges, einer Hingabe von Sklaven ohne genügenden Grund.

Manche zwang die Not, viele aber reizten der Ruhm und die glänzende Ausstattung der Fechter. Freie und Hochgestellte, sogar Frauen[5] und Kaiser ließen sich so bewundern. Commodus soll tausendmal aufgetreten sein und jedesmal eine Million Sesterzien aus der Fechterkasse erhoben haben. Ein gewandter Fechter hatte einen hohen Preis, kostete mindestens 1200 bis 4000 Denare, oft aber viel, viel mehr. Die Römer ließen sich schon etwas kosten, um schöne kräftige Männer

---

[1] Philost. V. Ap. 5, 26.

[2] Der desultores.

[3] Suet. Claud. 14, 34; Mart. sp. 7; Plin. ep. 10, 41; Philost. v. Ap. 4, 22. Im eigentlichen Sinn waren noxii keine eigentlichen Gladiatoren, denn sie mußten sich unbewaffnet töten lassen oder sich selbst töten, das Fechten war Nebensache; Eus. h. e. 5, 1. Sie durften nicht begnadigt werden; D. 48, 19, 8; 28, 15; Eph. ep. 7, 407.

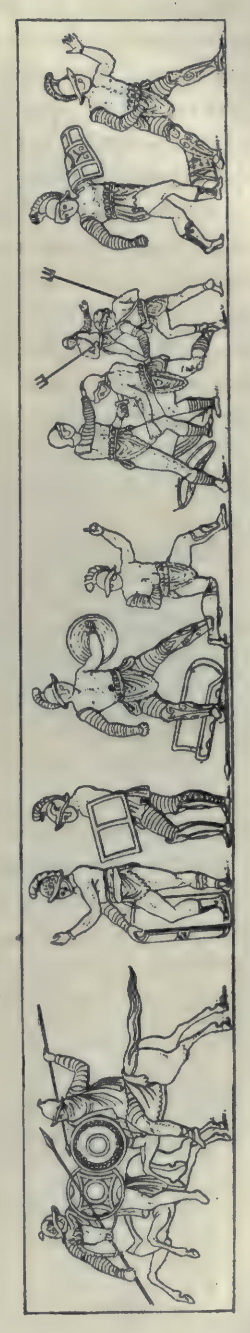
[4] Ep. 7.

[5] Dio 75, 16; Tac. a. 15, 32.

ihre Lieblingswaffen handhaben zu sehen. Hatten sie doch einst selbst die Fechtkunst zu einer bis dahin unerhörten Fertigkeit entwickelt und ihr hauptsächlich ihre Siege verdankt. Sie gründeten dafür förmliche Schulen. Solche Schulen, ausgedehnte Anstalten, unterhalten vom Staate, von Gemeinden oder von Einzelunternehmern, den berüchtigten Fechtmeistern, einer verrufenen Menschenklasse, die mit den Sklavenhändlern auf einer Stufe standen, lagen in gesunden Gegenden zu Capua, Präneste u. a. O. Sie bestanden aus weiten Gebäuden mit Säulenhöfen in der Mitte, in deren oberen Stockwerken sich die Schlafzellen hinzogen, und waren nach außen wohl verwahrt und verschlossen. Die Fechter wurden gut genährt, förmlich gemästet, besonders mit billiger







Verschiedene Gladiatoren: retiarii, secutores, equites, Samnites (murmillones).

Gerste, weshalb sie Gerstenesser hießen, und von Sklaven eingerieben, massiert wie die Athleten. Da aßen und tranken sie, sagt Seneca, was sie nachher in Blut von sich geben sollten[1], und Hieronymus meint, ihre Selen seien von einer Fettschicht wie mit Lehm umgeben und sinnen daher nur auf Fraß und Völlerei. Aber nur die rohesten und wildesten Gesellen waren mit diesem Leben zufrieden; wegen ihrer kühnen Todesverachtung waren Fechter sogar berühmt, so daß Sittenlehrer sie als Vorbilder und Muster in dieser Hinsicht anführen konnten[2]. Andere aber, und das waren wohl die Feinfühlenderen und solche, die sich früher in besseren Verhältnissen befanden, erfaßte dumpfe Verzweiflung, sie suchten zu fliehen oder sich in Aufständen Luft zu machen; bekannt ist ja die Erhebung des Spartakus und seiner Genossen. Nachdem aber die starke Bewachung und andere Verhältnisse dies unmöglich machten, kam es nicht selten vor, daß sie sich selber den Tod gaben[3]. Fürchterliche Eide banden namentlich die Freiwilligen an ihr Los. Bevor die Fechter und Tierkämpfer auftraten, bekamen sie noch ein Henkersmahl, und hierin zeigte sich wieder der Unterschied der Charaktere: die einen überließen sich der Ausschweifung, die anderen nahmen rührenden Abschied von ihren Freunden und Familien und hielten Liebesmahle.

Das Schauspiel begann mit einem Paradezug der festlich geschmückten Kämpfer um die Arena, wobei der Ruf üblich gewesen sein mag: „Heil dir, Imperator, es grüßen dich die dem Tode Geweihten." Zuerst fand nur ein Scheingefecht statt, und erst zum scharfen Gefecht gab der düstere Schall der Tuben das Zeichen und unter dem Klang der Pfeifen und Hörner begann das Gefecht. Die Gefechte waren sehr verschiedenartig, Einzelkämpfe und Massenkämpfe, wie später bei den Turnieren. Da es früher Kriegsgefangene verschiedener Völker waren, ließen diese die Römer in ihren verschiedenen Waffen und Rüstungen kämpfen. So entstand die Fechtergattung der Samniter, der Gallier, Thraker, Briten; allmählich wurden die Volksnamen fallen gelassen und nur noch in den Namen die Waffengattung angedeutet: da gab es Leichtbewaffnete, Pfeilmänner, Zweischwertmänner, Schlingenmänner, Netzkämpfer, Reiter, Wagenkämpfer[4]; endlich solche, die Visier-

[1] Ep. 37. Vita et ars sagina est; Cyp. ad Don. 2.

[2] Chrys. h. 3. ad pop. Ant.; Hier. c. Jov. 2, 11.

[3] Sen. ep. 70.

[4] Velites, provocatores, sagittarii, dimachaeri, paegniarii, scissores, laqueatores, retiarii, equites, essedarii, hoplomachi.

helme ohne Augenlöcher hatten: Andabaten. Ein Kirchenvater verwendet das komische Herumfuchteln der Andabaten oft zu Vergleichen, für das Kämpfen ohne Furcht und Scham gleichsam mit geschlossenen Augen und das Sichselbstverwunden[1]. Die Schilde, die Helme[2], die Rüstungen, die Schwerter waren überall wieder verschieden. Bei Massenkämpfen teilten sich wohl die Kämpfer in zwei Gruppen, hier standen die Retiarier mit dem Dreizack, dem Dolche, dem Netze, womit sie ihre Gegner einfingen, umschwärmt von Leichtbewaffneten, den Sekutoren[3], und dort Schwerbewaffnete, Mirmillonen. So schildert Prudentius noch im vierten Jahrhundert diese Spiele[4].

Die Provinzstädte mußten sich mit elendem Gesindel, hungrigen Klopffechtern oder Verbrechern begnügen, die, wie ein Satiriker spot-



Ende des Kampfes.

tet, jeder Windstoß hätte umblasen können. Der eine war bucklig, der andere säbelbeinig, der dritte schon halbtot, ehe er auftrat. Aber es genügte, wenn die Zuschauer Blut fließen sahen, und dieses floß in Strömen[5].

Die „Fleischhackerei"[6] dauerte so lange fort, bis ein Teil unterlag. Vielfach empfingen die Unterliegenden schon im Kampfe den

---

[1] Hier. adv. Jov. 1, 36; Helv. 5; Ruf. 3, 3.

[2] Die Fechterhelme hatten meist Visiere wie die mittelalterlichen Helme; ein Schurz, subligaculum, bedeckte den Unterleib.

[3] Die Sekutoren waren wohl das gleiche, was früher Samniter hießen, die Mirmillonen, was früher Gallier, und hießen so von einem Fisch auf dem Helme. Nicht ungefährlich war der Faustkampf, pugilatus, weil dabei die Hand scharfe Verstärkungsmittel, cesti, trug.

[4] C. Sym. 1, 383; 2, 1090; vgl. Sym. ep. 2, 46.

[5] Petron. 45.

[6] Carnarium.

Todesstoß, wurden aber oft nur verwundet und kampfmatt, und dann entschied die Gunst des Volkes, die sie anriefen, ob sie getötet werden sollten oder nicht[1]. Wenn ein Fechter nur einen Schein von Furcht zeigte und nicht regungs- und lautlos seine Kehle dem Todesstreich entgegenstreckte, ärgerte sich gleich das Volk. „Warum rennt er so furchtsam ins Schwert?" hieß es da wohl. „Warum stirbt er so feigherzig? Warum läßt er sich nicht gern umbringen?" „Töte, schlage, brenne." Da es nämlich vorkam, daß einer sich tot stellte, stieß man mit glühendem Eisen nach ihm. Nur wenige beliebte Fechter, besonders freche Raufbolde kamen mit dem Leben davon, auch wenn sie im Nachteil waren. Milde Kaiser verboten überhaupt das Hinschlachten[2]. Für schwerverwundete Fechter mochte der Todesstoß ein wirklicher Gnadenstoß sein. Die Pflege der Verwundeten übernahmen eigene Ärzte, wie auch bei Rennspielen Ärzte anwesend waren[3]. Manchmal hielten sich beide Parteien Stand und durften nach bestimmter Zeit abziehen[4]. Die Sieger erhielten Kränze, Palmen, Geldgeschenke und umzogen die Arena. Nach drei erfolgreichen Jahren wurde der Fechter von der Kampfpflicht frei und nach fünf Jahren konnte er seine Entlassung begehren[5].

Die gewöhnlichen Fechtspiele kamen dem Volke bald zu langweilig vor: den Ekel zu bannen, mußten die seltsamsten Reizmittel gefunden werden. Gewaltige Massen mußten kämpfen; nachts mußten die Kämpfe stattfinden, oder es wurden Schiffskämpfe auf künstlich hergerichteten Seen veranstaltet, worauf Ruderregatten als Seitenstück des Wagenrennens sich abspielten.

---

[1] Dabei verbargen die Zuschauer die Daumen unter die Finger, zum Zeichen, daß das Schwert in die Scheide gesteckt werden sollte, pollicem premere, Zeichen des Beifalls Plin. 28, 5 (s. übrigens S. 22); sonst kehrten sie den Daumen nach unten oder auf die Brust zum Zeichen des Zustoßens, pollicem vertere. Der pollex heißt auch schlechtweg digitus.

[2] Dio 71, 29.

[3] Galen war eine Zeitlang Amphitheaterarzt, vom Pontifex seiner Heimat Pergamon bestellt; de comp. med. 3, 2.

[4] Stantes missi sunt.

[5] Der einmal aufgetretene Fechter hieß gladiator spectatus, mancher Ausdruck ist unklar, z. B. rudis summa, secunda, palus primus, secundus. Enkolpius bei Petron war Fechter gewesen und hatte, wie er rühmt, Erfolge gehabt.

5. Tierspiele.

Mit den Fechterspielen verbanden sich Tierkämpfe. Fechter und Tierkämpfer standen so ziemlich auf gleicher Stufe. In der zu einem Waldgebirg verwandelten Arena stürzten wilde Tiere gegeneinander oder gegen Menschen. Ganze Massen von Tieren zogen auf, Hunderte von Löwen, Bären, Elefanten, stark aufgeputzt, mit Kränzen, Seidenschärpen, Purpurfarben geschmückt und mühsam abgerichtet[1]. Zum Kampf wurden die Tiere gereizt durch Peitschen, Stacheln, Brände, Strohpuppen, rote Tücher. Mit abgerichteten Hunden traten die Jäger auf, die zu Fuß und zu Pferd stritten, Spieße, Lanzen, seltener Schwerter schwingend und mit Pfeilen schießend. Häufig setzte man Verurteilte mit ungenügenden Waffen, einer Tartsche, einer Peitsche gerüstet oder an einen Pfahl gebunden den Tieren aus, ließ die Armen von Gerüsten herabfallen oder aus Versenkungen emporsteigen[2]. Je langsamer ein Opfer starb, je schrecklicher die Qualen waren, desto mehr weideten sich die Zuschauer daran. „Heil dem Gewaschenen!" mit diesem Rufe, den sich die Badenden zuwarfen, begrüßten sie wohl Märtyrer, die mit Blut überströmt waren[3]. Eine wahre Schlächterseele wohnte in dem Volke, erfinderisch in allen Arten von Foltern[4].

In der schönen Zeit umgab man die Folter mit einem schönen Schein, mit einer mythologischen Hülle; später aber gegen die Massen der Christen wütete die reine Henkerphantasie in ihrer rohen Nacktheit. So mußten früher die Unglücklichen Nessushemden oder die flammenden Gewänder der Medea, golddurchwirkte Tuniken und Purpurmäntel, die „unbequeme" Tunika tragen, wie man ironisch sagte[5], oder sich in Felle hüllen und den wilden Tieren bloßstellen. Sie mußten sich mit Pech und Harz bestreichen und anzünden lassen. In

---

[1] Hirsche und Pardel, die dem Zügel gehorchten, Affen, die im Wagen fuhren, tanzende Elefanten, wilde Stiere, die auf sich tanzen ließen, erinnern an die heutigen Zirkuskünste.

[2] Umgekehrt wurden auch Tiere zu grausamen Strafen verurteilt — besonders ausgebildet war dieses Strafsystem bei den Germanen. Am Jahrtag der Errettung des Kapitols wurden gold- und purpurgeschmückte Gänse auf Sänften durch Rom getragen, während Hunde gekreuzigt wurden zur Strafe, daß sie nicht wachsam genug waren.

[3] Salvum lotum, Passio Perpetuae 21; bene lava, C. J. L. V, 4500.

[4] Sen. ad Marc. 20. Cic. ep. f. 7, 1.

[5] Tunica molesta; nach Tertullian haben sich manche freiwillig anwerben lassen, eine gewisse Strecke in einer brennenden Tunika zurückzulegen (ad mart. 5, ad nat. 1, 18).

der entsprechenden Maske mußten sie die totgeschleifte Dirke, die wasserschöpfenden Danaiden[1], die von Apollo erschossenen Niobiden, den von Bären zerrissenen Orpheus, den brennenden Herkules, Scävola mit der verbrannten Hand u. a. spielen. Mit der Grausamkeit vermischte sich der Reiz der Wollust, wenn ein Stier mit Europa und Pasiphae oder der entmannte Attis über die Arena ging[2]. So belebte die Mimik die Tierhetzen und umgekehrt drang auf die dramatische Bühne der Zauber des Amphitheaters; in Räuberstücken wurde der Held zum Schluß ans Kreuz geschlagen[3]. Denn die Vermischung verschiedener Gattungen liebten die Alten.

6. Mimik, Gymnastik und Musik.

Selten waren die eigentlichen Schauspiele; die Bühne diente in der Regel dem Sinnenkitzel oder der ausgelassenen Heiterkeit, nicht höherer Bildung, und die Atmosphäre der Tingeltangel, des Zirkus herrschte vor. Tanz, Mimik, Couplets[4] ließen den echten Dramen wenig Raum. Die alte Tragödie hatte immer gesungene Bestandteile und wurde auch mit Tanz begleitet; nun wurden Gesang und Tanz abgetrennt und für sich gegeben, und zwar so, daß der eine sang und der andere dazu tanzte, oder der Tanz wurde mit Musik begleitet[5]. Aus dem Tanz entwickelte sich die Pantomime, bei komischen Stücken der Mimus. Die Gebärdenkunst war mehr entwickelt und geschätzt als heute[6], und die Tänzer ließen bei allen Anlässen nicht bloß auf der Bühne, sondern auch an der Tafel und auf der Straße ihre Sprünge sehen, etwas seltener die Tänzerinnen, die wohl von Malern und Bildhauern, selten aber von Dichtern verherrlicht wurden. Des Lukian und Libanius Verteidigung der Kunst kommt uns fast etwas frostig vor, verglichen mit der sinnlichen Empfindsamkeit und Weichheit moderner Ästheten, und doch hatte sie, nach vielen Bildwerken zu schließen, noch schönere Vorbilder und reizendere Beispiele vor Augen als die heutigen. Der Tanz, meint Libanius gegenüber christlichen An-

---

[1] Vgl. Clem. ad Cor. 1, 6, 2.

[2] Vgl. Apul. metam. 10; Suet. Nero 12.

[3] Mart. de spect. 7; Juv. 8, 187.

[4] Cantica.

[5] Man unterschied daher cantare tragoediam, saltare tragoediam, saltare carmina (Ov. tr. 5, 7, 25); die Gesangsbegleitung hieß canticum, Couplet.

[6] Plin. h. n. 7, 10; Claudian ep. 66; Reich, Mimus II, 613. N. Jahrb. f. d. kl. Alt. 1910 S. 580.

griffen, erhebe über die Leidenschaft, was er offenbar selbst nicht glaubte, und Lukian führt alle die Mythen auf, die dargestellt werden könnten. Der Geschmack war wohl etwas verdorben durch die Weibmänner, die Eunuchen.

Die Mimik berührte sich nahe mit der Gymnastik, die die Griechen zu einer großen Fertigkeit ausgebildet hatten, während die Römer sie wegen der üblichen Nacktheit der Wettkämpfer lange als unanständig vermieden. Ein Grieche konnte ein öffentliches Fest kaum ohne Gymnastik und Athletik sich vorstellen. Konnte sich doch selbst der Apostel Paulus auf Bilder des Wettkampfes beziehen und seine Leser daran erinnern, wie die Kämpfer ihren Leib abhärten und fasten, wie sie sich mühen, wenn sie die Renbahn durchlaufen und nur einem die Krone zufällt [1]. Hieronymus hat den Vergleich erweitert und die Christen Athleten genannt, die sich vom Fleisch und Wein zu enthalten hätten [2]. Galenus urteilt, sie essen und trinken zuviel und ihre Körper seien deshalb ganz angeschwemmt voll. Nun fanden die Pankratiasten und Agonisten auch zu Rom Anklang, erweckten aber keine eigentliche Begeisterung. Den einen waren sie zu sehr, den andern zu wenig sinnlich [3] und diese fanden ihre Gesichter zu verzerrt, ihre Körper zu fleischig. Die Massen ergötzten sich an den Verrenkungen der Akrobaten [4], Schlangenbändiger und Seiltänzer.

Nicht viel höher als diese Körperkünste stellte der Römer die Musik. Denn dafür brachte er von Hause gar kein Verständnis und keinen Sinn mit. Sie war ohnehin sehr einförmig, noch wenig ausgebildet und konnte ein feineres Empfinden nicht befriedigen. Mehrstimmigen Gesang, die Harmonie, kannten die Alten nicht, und der Gesang blieb immer dem Texte untergeordnet, machte aber immerhin einen gewissen Eindruck. Die Dichter sprechen oft von dem bezaubernden Gesange, besonders der Knaben- und Mädchenchöre [5], wissen aber wenig Rühmliches über ihre Orchester zu sagen. Ihre Instrumente beschränkten sich im wesentlichen auf die Zither oder Leier, eine Art Harfe, und die Flöte, und zwar die Langflöte. Wohl wurden nun die Instrumente vervielfältigt, aber der Zweck dabei war mehr die Wirkung zu verstärken, als sie mannigfaltiger und reicher zu gestalten.

---

[1] 1 Kor. 9, 24; Phil. 3, 12.

[2] Adv. Jov. 2, 11.

[3] Plin. ep. 4, 22; Friedländer III, 493.

[4] Fetauristae.

[5] Gell. 19, 9; Dio 59, 7; Manil. 4, 525; 5, 329.

Seneca spricht von Konzerten, wo es mehr Sänger gab, männliche und weibliche, als ehemals in den Theatern Zuschauer [1]. Bei einem Spiel des Kaisers Carinus wirkten 100 Trompeten, 100 Flöten und 100 Klarinetten mit [2]. Je tiefer das Kaisertum sank, desto beliebter wurden Konzerte, und zum Teil unter christlichem Einflusse wuchs die Musikliebe wie die Farbenliebe, während andere Künste in Verfall gerieten. Gleich allen öffentlichen Vorstellungen drangen auch diese in die Privathäuser ein und machten vollends ernsten Beschäftigungen ein Ende. Mehr als Totengrüfte bleiben die Bibliotheken geschlossen, sagt Ammian, und dafür werden Wasserorgeln und Leiern gebaut so groß wie Staatswagen [3].

7. Schauspiele.

So wenig als die Musik würden uns die meisten Theatervorstellungen der Alten zusagen. Einmal traten die Schauspieler [4] in einem unnatürlichen Aufzuge auf, spielten die Rolle möglichst unnatürlich, trugen häßliche Masken, der Kinder Schrecken [5], bombastische Mäntel, standen auf hohen Kothurnen — in der Komödie auf einem niedrigen Soccus —, scherzweise nennt Plinius einmal seine Höhenvilla einen Kothurn und eine Talvilla einen Soccus oder eine Komödie [6]. Wenn sich die tragischen Spieler lebhaft bewegten, fielen sie um wie Puppen und entfesselten die Lachlust der Zuschauer [7]. Sodann mußten die Spieler bei der großen Ausdehnung der meist aus Stein gebauten offenen Häuser heftig schreien oder einen singenden Ton anschlagen, konnten gehindert durch die Masken keine Gebärdensprache gebrauchen, und so kam es, daß die Schauspieler oft unbeweglich blieben und je ein zweiter daneben Grimassen schnitt und Sprünge machte [8]. Unter den Zuschauern wogte großer Lärm [9], sie schwatzten, lachten, standen auf, gingen hin und her, wie sie beliebten. In einem Prologe er-

---

[1] Ep. 84, 10.

[2] Namen der Musiker: symphoniaci, cornicines, tibicines, citharistae, choraulae, pithaulae, camptaulae (v. Car. 18), sambucistriae.

[3] 14, 6, 18. Hier. c. Jov. 2, 8.

[4] Histriones, mimi, scaenici, comoedi.

[5] Juv. 3, 176.

[6] Ep. 9, 7.

[7] Luc. som. s. Gall. 26; salt. 27.

[8] Lucian Nig. 11, Tox. 9.

[9] Hor. ep. 2, 1, 202.

sucht ein Herold die Frauen, ihren Mund zu halten, und die Ammen, ihre Säuglinge zu Hause zu lassen.

In manchen Dingen haben die Römer allerdings Fortschritte gemacht, in der Dekoration, in der Beleuchtung und Akustik[1]. Verschiedene Hintergründe, Kulissen[2], Maschinen zu Senkungen, Hebungen, Aufbauten ermöglichten einen ergötzlichen Szenenwechsel. Sonderbar war aber wieder das Herablassen der Vorhänge[3], da ein Schnürboden fehlte, so daß die Köpfe der Schauspieler zuerst erschienen; mit dem langsamen Auftauchen der Schauspieler vergleicht Ovid das langsame Herauswachsen der Helden aus der Saat der Drachenzähne von Kadmus[4].

Eine wahre Erquickung waren dagegen die Possen der Mimen, die jede künstliche Ausstattung verschmähten und sich der einfachsten Mittel, eines schlichten Vorhanges[5] und der den Alten sehr geläufigen Zeichensprache bedienten. Außerdem konnten sie mit ihren Mänteln, ihren Pallien ergänzende Andeutungen machen. Völlige Naturwahrheiten haben diese „Biologen" freilich in ihren verschiedenen Rollen nicht erreicht, sie spielten mit Vorliebe Dummköpfe oder Spitzbuben, Kuppler und Wucherer, Schwätzer und Schwindler[6] und traten auch in Privathäusern als Spaßmacher und Hanswurste[7] auf. Den Gesichtsausdruck ersetzten komische, mehrmals gewechselte Masken, und der Hauptspaß bestand in grotesken Sprüngen und schamlosen Gebärden und Entblößungen. An den glattrasierten Köpfen der Dümmlinge, an dem Schelten und Klatschen der Prügel, an den schändlichen Handlungen und Reden und an den gewaltigen roten Phallen müssen sogar, spottet Arnobius, die Götter eine Freude haben. Diese hüpfen

---

[1] Val. Max. 2, 4, 6. Gegenüber den Griechen haben die Römer eine reine Schauspielbühne geschaffen, den Bühnenraum praktischer tiefer angelegt, wie er im Wesen noch heute besteht; diese Bühne fand auch bei den Griechen Eingang. Nach Vitruv. 5, 5, erfanden sie Schallgefäße, echea, dolia, Tongefäße, die umgekehrt in die Mauer eingefügt werden. In christlichen Kapellen finden sich ebenfalls freilich nicht ganz unzweifelhafte Spuren. Cassiod. 4, 51. Plin. 36, 24 (8).

[2] Parapetasmata.

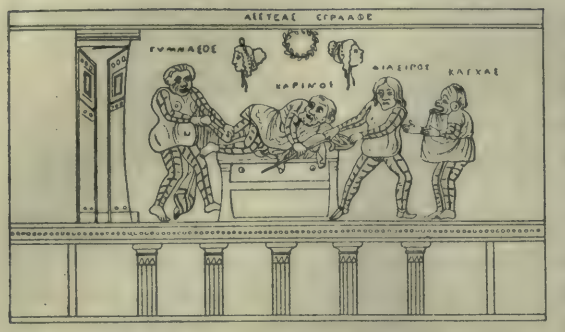
[3] Aulaea, innere Vorhänge hießen siparia.

[4] Met. 3, 111.

[5] Siparium, supparum.

[6] Bucco, Macco, Pappus, Dossenus, planus, stupidus, sannio; Zwerge nani, pumiliones.

[7] Ardeliones, scurrae, moriones, paignia.



Lustspielauftritt nach einem aus Nola stammenden Kraterbilde. Der auf einem Bettgestell liegende Charinos wird (als Prokrustes) von Gymnasos und Diasiros hin und her gezerrt. Kanchas lacht dazu, auf der andern Seite eine Flügeltüre. Überschrift: Assteas egraphe.

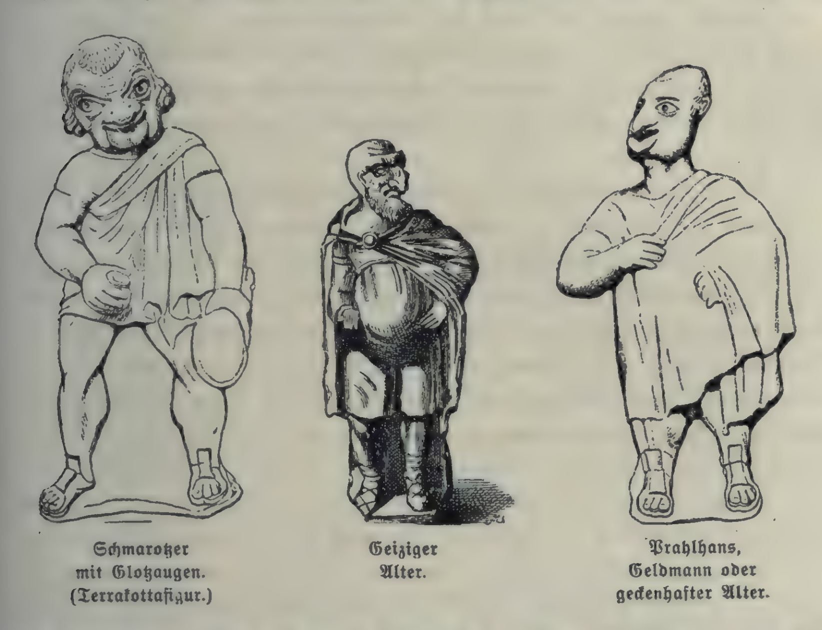
gewiß mit Vergnügen, „wenn sie sehen, wie Männer sich zu weibischer Weichlichkeit entnervten, wie andere unbeschadet der Freundschaft sich prügeln und mit ledernen Peitschen schlagen, wie sie sich die Backen aufblasen, wer den stärksten Atem hätte, und wie sie mit der hohlen Hand klatschen[1]."

Dafür wurden die Götter selbst nicht geschont, sondern frech und schamlos verhöhnt, nicht bloß der alte König Saturn, sondern auch der Ehebrecher Jupiter. Der tote Jupiter mußte, wie Tertullian berichtet, selbst sein Testament verlesen, Diana sich peitschen lassen, Herkules hungrig umhertoben[2]. Den Höhepunkt bildeten lüsterne Szenen, in die gerne exotische Götter, Dionysos, Anubis und Luna, verwickelt wurden; sie bildeten ja auch den Höhepunkt vieler Mysterien. Gegen die Verhöhnung fremdartiger Götter und Kulte, auch der Juden und Christen, erhob sich kein Widerspruch, und es war keine Gefahr und keine Strafe zu befürchten wie bei der Verspottung hoher Herren. Wohl übten manche Kaiser Nachsicht, wenn sie auf der Bühne bloßgestellt wurden, und lachten selbst mit, andere aber nahmen grausame Rache, und manche Anspielung kostete Schauspielern das Leben[3]. Daher mußten die Dichter und Schauspieler recht behutsam sein. Als einst auf der Bühne der Vers gesprochen wurde „Unerträglich ist ein abgeprügelter Knecht im Glück", wandten sich aller Augen auf einen Emporkömmling, einen Freigelassenen, dieser aber erwiderte schlagfertig, derselbe Dichter sage: „Könige wurden, die einst Ziegen hüteten[4]," indem er auf Romulus anspielte. Der Königstraum berückte und verrückte manches Gehirn, reizte aber gerade dadurch die Spottlust, die sich nicht bloß im Theater, sondern auch in der Wirklichkeit

---

1 Adv. g. 7, 33.
2 Ap. 15.
3 Suet. Cal. 27. Dom. 10.
4 Dio 60, 29.

an wehrlosen und entthronten Herrschern gütlich tat[1]. Solches widerfuhr dem jüdischen König Agrippa zu Alexandrien, als er sich mitten in eine judenfeindliche, spottsüchtige Menge wagte und unter den nackten Gestalten des Gymnasiums erschien. Da ergriffen die Umstehenden einen halbnackten Tölpel, bekleideten ihn mit einem Teppich statt eines Mantels, krönten ihn mit einer Buchrolle und steckten ihm einen Papyrusschaft in die Hand. Der Vorgang erinnert an einen andern König der Juden, dessen Gestalt später als Eselsmensch auf die Bühne gebracht und ans Kreuz geschlagen wurde, worauf das



Schmarotzer mit Glotzaugen. (Terrakottafigur.) — Geiziger Alter. — Prahlhans, Geldmann oder geckenhafter Alter.

Spottkruzifix auf dem Palatin hinweist[2]. Die jüdischen und christlichen Gebräuche und Zeremonien geben viel Stoff zum Lachen, besonders war es die Taufe, die nachgeäfft wurde. Einen Mimen Porphyrius traf dabei der Strahl der Gnade und er erlitt den Martertod. Ähnlich erging es andern Schauspielern, einem Gelasinus, Genesius, Ardalio. Besonders merkwürdig war das Schicksal des Genesius, der als Dümmling auftrat und einen Epileptiker spielte. Hieß doch später nach ihm die Epilepsie die Krankheit des heiligen Genesius. Als Fallsüchtiger hatte er nun zu stottern und drollige Grimassen zu

[1] Über Vitellius s. Dio 65, 20.
[2] Tert. ap. 16.

schneiden, zu jammern und zu stöhnen. Er fühlte sich schwer, seufzte in seinem fallenden Weh und möchte erleichtert sein. Da lachen die Mitspieler: „Wie sollen wir dich leichter machen? Sind wir etwa Tischler? Sollen wir dich auf die Hobelbank bringen und dich abhobeln?“ Aber der Narr begehrt in salbungsvollem Tone die Taufe zu seiner Erleichterung: „Ihr Toren, ich will als Christ sterben.“ „Wieso denn?“ fragen die Genossen. Er antwortet: „Damit ich an jenem Tage“ — gemeint ist der Tag des Letzten Gerichtes — „mich zu Gott flüchte.“ Nach diesen schon halb ernsten Worte tritt nun ein Bischof mit seinem Gefolge auf und der feierliche Einzug wirkt schon mehr ernst als spaßhaft. Zu aller Überraschung gebietet der Mime Stille und bekennt sich aufrichtig als Christ. Da er aller Abmahnung zum Trotze standhaft bleibt, erleidet er den Martertod und so endet die Komödie mit einer Tragödie [1].

In Ägypten übernahm der Choraule und frühere Mime Philemon auf Bitten eines verfolgten Diakons seine Rolle, kleidete sich in ein Levitenkleid und schritt zum Götzenopfer. Da überkam ihn aber plötzlich eine Erleuchtung und er erklärte sich für einen Christen. Das Volk war ganz bestürzt, weinte über seinen Liebling und bat um Schonung. Aber das Gesetz kannte keine Gnade, und so mußte der Hartnäckige nach wiederholter Folterung sterben. Das Volk trauerte über den Toten, wie es noch um keinen Kaiser getrauert hatte [2].

8. Provinztheater.

Wie in allen anderen Dingen war Rom im Theaterwesen Muster für alle Reichsstädte. Von hier drang alles rasch hinaus. Selbst die kostspieligsten Spiele, Wagenrennen, Fechterspiele, Tierhatzen fanden in entlegenen Provinzen, in eben erst kolonisierten Gebieten, wie in den norischen und rhätischen Gegenden, Eingang. In Afrika, Gallien, Rhätien, besonders aber in Spanien erhoben sich die großartigsten, prunkvollsten Theater neben einfacheren Buden. In den nordischen Provinzen waren namentlich die Bärenhatzen sehr beliebt, weshalb die Germanen die römischen Amphitheater Bärengelasse, Bärenlöcher, Bärengruben nannten und im Mittelalter noch Bärenzwinger unter-

---

[1] Ruinart acta 270.

[2] Boll. Mart. I, 753.

hielten [1]. Wie zu Rom stand auch in den Provinzen der Eintritt meist offen, war frei, und hatten die Vornehmen die Kosten zu tragen, die sich dabei zugrunde richteten. Doch müssen auch Eintrittsgelder erhoben worden sein; denn sonst hätte der Staat von den Unternehmern [2] keine Steuern, sogar ein Drittel der Einnahmen, erheben können [3]. Dahin weisen auch die vielen aufgefundenen Eintrittsmarken, Tesseren, kreisrunde durchbohrte, für einen höheren Rang nicht durchbohrte Tonstücke, die allerdings grundsätzlich verschenkt wurden, aber offenbar auch gekauft werden konnten [4].

9. Schlimme Wirkungen der Schauspiele.

Große Schauspiele fanden nicht jeden Tag statt. Zur Zeit des Augustus betrugen die Theatertage nur 66, stiegen aber allmählich auf 175, abgesehen von vielen außerordentlichen Anlässen, und die Spiele beschränkten sich nicht auf wenige Stunden wie heute. Tagelang lungerten die Leute im Theater herum, speisten dort und machten ihre Geschäfte ab; während des Spieles hatte die Stadtwache viel zu tun. Selbst bei der strengsten Witterung, bei strömendem Regen hielten es die Leute auf den offenen, zugigen Galerien aus und zogen sich auch tödliche Erkältungen zu [5]. Die Kaiser begünstigten die Leidenschaft, damit das Volk weniger an Aufstände dächte, und förderten so die Verweichlichung, Entsittlichung. Die Vorstellungen überreizten und stumpften die Sinne ab und machten grausam und wollüstig. Die Unschuld vom Lande lernte die Liebeskünste. Frauenrollen wurden von Männern — und was für Männern — so täuschend gegeben, daß niemand einen Mann hinter der Maske gesucht hätte [6]. Frauen, wenigstens ehrbare, sollten sich nicht auf die Bühne wagen; sie taten es aber doch, zuerst an den berüchtigten Floralien, diesen Freudenmärkten [7], und die Theaterdamen griffen in das Leben manchen vor-

---

[1] So gibt es ein Berlich in Köln, Perlach in Augsburg, Bärlisgrub in Vindonissa, in Italien hieß es Berolais, Vorlascio, Perlascio; vgl. Greg. M. dial. 2, 11.

[2] Editores, lanistae.

[3] Nach einem Senatsbeschluß von 176, der zu Spanien gefunden wurde, bezog der Fiskus so 5, 7½, 12½ Millionen Denare; Eph. ep. VII, 388, 413.

[4] Gab es doch auch Badegelder.

[5] Dio 67, 8; Stat. s. 1, 6, 25.

[6] Juv. 6, 66; 3, 97.

[7] Nundinae libidinum, Tert. pall. 4, de spect. 17, Sen. ep. 97; Ov. f. 4, 946, 5, 187; Stat. s. 1, 6, 70; s. oben S. 5.

nehmen Mannes wie Cicero ein. Wo sie auftraten, fielen alle Schranken und herrschte bacchantische Ausgelassenheit. Unter Nero, der selbst nackt auftrat, wurden die geheimsten Vorgänge des Lebens allen Augen preisgegeben, gleichsam prostituiert[1]. Die folgenden Jahrhunderte wurden wohl etwas ruhiger, aber die öffentlichen Orgien hörten nicht auf, wie aus Apulejus und Johannes Chrysostomus hervorgeht. Jener schildert eine Vorstellung des Parisurteils in einer lüsternen Dichtung und dieser klagt im fünften Jahrhundert, daß schamlose Weiber sich als Nereiden und Nymphen darboten[2], und noch im sechsten Jahrhundert sagte man der Kaiserin Theodora nach, daß sie in ihrer Jugend die schlüpfrigsten Rollen gespielt habe.

Selbst Theater mit anständigen Vorstellungen und bloße Vorlesungen waren bei der hitzigen Natur der Südländer verderblich. Wenigstens sagt Klemens von Alexandrien, da Männer und Weiber untermischt sitzen, sei die Versammlung eine schmähliche[3]. „Indem der Blick glänzt, werden die Begierden warm, und die Augen, die Muße haben, um Nachbarn zu betrachten, leuchten von sinnlicher Lust." Im Zirkus blieben die Geschlechter immer vermischt und diese Sitte erhielt sich auch sonst gegenüber den Versuchen, den Frauen obere Sitzreihen anzuweisen. So erschienen die Damen in auffallender Tracht im kostbarsten Schmuck, gefolgt von ihren Zofen und ließen sich ihre eigenen Sessel und Kopfkissen nachtragen. Sich gegenseitig zu mustern, war ihnen eine Hauptbeschäftigung[4].

„Nichts ist," sagt Seneca, „für die Sittlichkeit so schädlich als das Sitzen in den Schauspielen; da beschleichen uns unter der Ergötzlichkeit die Laster um so leichter. Ich kehre habgieriger zurück, ehrsüchtiger, sinnlicher, ja grausamer und unmenschlicher, weil ich unter Menschen war[5]." Edle Männer suchten die Spiele zu verringern oder zu unterdrücken. Wenigstens die schlimmsten Mimen hat einmal Trajan aus der Stadt gewiesen[6]. In Gallien hat zu Vienne ein Ortsvorstand die Spiele unterdrückt, allein er wurde angeklagt, und bei diesem Anlaß bemerkt Plinius, eigentlich hätte man bei Rom anfangen müssen, denn die vom Kopf ausgehende Krankheit sei die gefährlichste, die

[1] Dio 62, 15; 63, 9, 10.
[2] In Matth. 2. h. 6, 7; Amb. ep. 58 (36) ad Sab.
[3] Paed. 3, 11.
[4] Juv. 6, 350; 11, 201. Ovid. a. a. 1, 99.
[5] Ep. 7.
[6] Plin. pan. 46.

Laster Roms verbreiten sich weit umher, verderben die ganze Welt, während die der Viennenser auf ihren Bezirk beschränkt bleiben[1]. Eine Kirche des Teufels und einen Stuhl der Pest nannten die Kirchenväter die Theater; nach Cyprian ist die Götterverehrung, die Idololatrie, die Mutter der Spiele[2]. Und Augustinus meint, Götter, böse Geister hätten diese Kunst zur Verführung geschenkt, um die Römer zu verderben, die Götter hätten das Unheil gebracht, während sie ihr Glück sich selbst verdankten. Da die Theater in der Tat Tempel waren, hatten sie nicht so ganz unrecht, und ihr heißer Kampf begreift sich, wenn man bedenkt, wie das Heidentum sich hier in seiner bezauberndsten Gestalt zeigte, so daß auch gute Christen den Versuchungen schwer widerstanden[3]. Den Arianern und Pelagianern warfen ihre rechtgläubigen Gegner vor, ihr Gottesdienst wäre ein reines Theater.

Die Begeisterung für die Schauspiele übertrug sich auch auf die Schauspieler, auf die Rennpferde, die Wagenlenker, die Fechter, die Mimen, die Athleten. Obwohl an sich Sklaven, wurden sie hoffähig[4]. Kunst und Literatur widmete sich ihrer Verherrlichung[5]. Nach den Mustern der Mimen kleidete sich ein großer Teil der Männerwelt. Ja noch mehr. Vornehme erniedrigten sich zu Bedienten der Schauspieler, gingen in ihrem Gefolge, machten ihnen den Hof und erhoben sie zu ihren Freunden und Lagergenossen. Da die meisten Schauspieler als Klienten, Freigelassene in Beziehung zu reichen Häusern oder als Sklaven in ihrem Dienste standen, verwischten sich die Unterschiede zwischen geschlossenen, privaten und öffentlichen Theatern. Fast täglich mußten jene auftreten und jede Festfreude erhöhen, und zwar Mimen aller Art, Tänzer und Tänzerinnen, Flötenspieler und Flötenspielerinnen[6]. Mit Musik speisten die Reichen, gingen zu Bett, erhoben

---

[1] Ep. 4, 22; Tert. sp. 10.

[2] Ad Donat. 7, 8.

[3] Man lese die Geschichte des Alypius bei Aug. conf. 6, 8, und doch war Alypius eine edle Natur.

[4] Bestiegen doch manche Kaiser selbst die Bühne und die Arena, allen voran Nero. Nero machte auf die Zeitgenossen und auf die Nachwelt einen großen Eindruck, Kunst und Dichtung hat sich mit ihm viel beschäftigt. — Gewöhnlich nannten sich die Mimen und Schauspieler mit griechischen Namen, Paris, Memphis, Pylades, Apolaustus, Bathyllus, Amoebeus, Ladas, Thymele.

[5] Statuen, Bilder, Medaillen, sogar Messergriffe, führten ihre Bilder vor.

[6] Der syrische Name der Flötenspielerin ambubaia kommt von dem syrisch-chaldäischen Worte für Flöte ambubo. Vgl. Sen. de provid. 3, 10;

sich vom Lager, fuhren zu Wagen oder zu Schiff. So nahmen auch die Feldherren, die Legaten ihre Spielertruppen mit in das Lager und auf den Marsch [1]. Zu Rom muß es von Schauspielern gewimmelt haben; noch in der christlichen Zeit zählten sie nach Tausenden [2]. Besonders berühmt waren die syrischen Komödianten, mit denen sich allerlei lockere Beziehungen entspannen [3]. Um eines Schauspielers willen gingen Weiber ihren Männern durch. Mag einer, sagt Juvenal, auch noch so häßlich sein, triefäugig, voll Narben und Eiter, mit einem Höcker auf der Nase — daß er ein Fechter ist, macht ihn in den Augen der Frauen zum Hyazinth. Während die Gattinnen der Beamten ihren schwachen Magen und die Seekrankheit vorschützen, wenn sie sie über Meer begleiten sollen, fürchtet die in einen Mimen Verliebte keinen Sturm und kein Eis, mischt sich unter das Matrosenpack und hilft beim Rudern [4]. Eine alte Frau, die sich eine Mimentruppe hielt, hatte wenigstens so viel Anstand, ihren Enkel von den Vorstellungen fernzuhalten. Nun kam aber die Zeit, wo er die öffentlichen Theater besuchte und die Mimen seiner Großmutter zu Gesicht bekam. Er war ganz erstaunt, wie die Zuschauer ihr zu Ehren klatschten, vor Vergnügen hüpften und ihr singend einzelne Gebärden wieder vormachten [5]. Solchen Künsten gegenüber übten selbst die üppigen Tänzerinnen mit ihren verführerischen Bewegungen keine Reize mehr aus. Wohl hören wir gelegentlich, daß ein Mann so in Feuer geriet, daß er alle Gesetze mißachtete und die Sklavin zu seiner Frau erhob [6].

Immerhin erfüllten die Erfolge der Tänzerinnen und Mimen die Frauen mit Neid und reizten sie zur Nachahmung. Eine wahre Schauspielwut bemächtigte sich der vornehmen Gesellschaft, besonders der Damen, die unbedingt musizieren und tanzen oder wenigstens — echt römisch — fechten, fahren, ringen und turnen wollten. Die letzteren Künste fanden eher noch Beifall als Musik und Tanz. Der Ausspruch Ciceros, kein nüchterner Mann tanze, Sallusts Tadel über das unehr-

Suet. Calig. 37; Petron. 28, 31; v. Veri 4; Val. M. 3, 4; Macr. sat. 2, 1. Quint. 1, 2; 1, 30: die Tafelmusik hat die letzte Kraft zerstört.

[1] Tac. a. 1, 22.

[2] Const. ap. 8, 32; Ammian. 14, 6.

[3] Am berüchtigsten waren die thymelici, conc. Laodic. 370 c. 54; C. Th. 14, 3, 21; 15, 7, 5; Sid. ep. 9, 13.

[4] S. 6, 95.

[5] Plin. ep. 7, 24.

[6] Mart. 6, 71.

bare Tanzen einer Sempromia, die Anschauung von der Unanständigkeit heftiger Bewegungen beherrschte noch spätere Geschlechter[1]. Der vornehme Mann konnte wohl zuschauen und Musik anhören, sang und sprang aber selbst nicht. Trotzdem ließ sich die Leidenschaft nicht bändigen, der Modedrang nicht aufhalten. Die Musiklehrer fanden einen guten Verdienst. Statt eines Philosophen, sagt Ammian, läßt man Sänger kommen, statt eines Redners Musiklehrer. Das Christentum hat diese Neigung eher bestärkt als zurückgedrängt.

10. Bäder.

Viel weniger als gegen Theater eiferten die Kirchenväter gegen Bäder; nur Jungfrauen und Mönchen rieten sie ab. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß hier die Gefahr für Christen geringer war, da sie als arme Menschenklassen von den Luxusbädern ausgeschlossen gewesen sein dürften. Für römische Prachtbäder paßte sich nicht das Kleid und der Schmutz der Armen. Wie prunkvoll waren diese Bäder, hinter denen auch die modernsten Bauten dieser Art zurückbleiben! Für plebejisch gilt es, sagt Seneca, wenn der Marmor von Alexandrien nicht mit neumodischer Stukkatur abwechselt, wenn nicht überall Wandmalerei herumläuft, wenn nicht das Gewölbe hinter Glas sich verbirgt, wenn nicht seltener Marmor von Thasos die Bassins einfaßt. überall findet sich eine Fülle des Lichtes, das durch bunte Glasscheiben hereinfällt, sagt Statius, da ist nichts Plebejisches, nirgends sieht man Erz verwendet, sondern aus Silber strömt die glückliche Welle hervor, und in Silber fällt sie herab, der lebendige Strom wird durch eine Marmorwanne geleitet[2].

Früher waren die Badräume möglichst dunkel, weil Helle das Schamgefühl verletzte und fremde Blicke gefürchtet waren. Eine Schande, sagt der alte Dichter Ennius, sei es unter Bürgern, die Körper zu entblößen[3]. Aber solche Bäder ohne Aussicht und Licht hieß man jetzt Bäder für Nachtschmetterlinge[4]. An Badehosen dachte man um so weniger, als Hosen überhaupt ungebräuchlich waren. Nur die Christen hielten an der alten Sitte fest, ihre Privatbäder entbehrten des Lichtes und zudem wünschten die Kirchenväter, daß man den Kör-

---

[1] Nep. ep. 1; Cic. pr. Mur. 6, 13; Sall. Cat. 25.

[2] Silv. 1, 5, 45.

[3] Sen. ep. 86; Cic. Tusc. 4, 33.

[4] Balnea blattariae.

per möglichst verhülle[1]. Ebenso solle man nicht von vielen Dienern Wasser über sich herabgießen lassen, das sei bloß Protzerei. Wegen der Entblößung hatten schon die Juden eine begreifliche Abneigung gegen Bäder und Gymnasien, schon die vielen Götterbilder ärgerten sie, und sie bauten daher eigene Bäder[2], und ebenso bevorzugten Christen Privatbäder und vermieden die öffentlichen[3]. Auch echten, alten Römern galt das Baden mit nahen Verwandten oder das Zusammenbaden verschiedener Geschlechter als unanständig[4] und daher gab es für Männer und Frauen gesonderte Räume oder wenigstens verschiedene Stunden[5], aber die Sitte des Zusammenbadens riß ein und behauptete sich allen Verboten zum Trotz mit zäher Kraft[6]. Auf der Grabinschrift einer Lyoner jungverstorbenen Frau heißt es: „Du, der du dies liest, geh' baden ins Apollobad, wie ich es sonst mit meiner Frau getan; ich wünschte, ich könnte es noch!" Unter allen Umständen lautet die Inschrift sehr frivol. Selbst die Christen hielten die Kirchenväter nur mit großer Not von der Unsitte ab[7]. Die Körperpflege wurde mehr und mehr Nebensache, die Unterhaltung, das Spiel die Hauptsache. In den Singsang der Badenden, sagt Seneca, in das Geplätscher des gepeitschten Wassers mischte sich das Klatschen der Hände auf nackten Schultern, das Zählen der Ballschlager, die schrille Stimme der Haarzupfer und viel Gezänk und Geschrei, zumal wenn ein Dieb erwischt wurde[8]. Dann kamen die Kuchen- und Wursthändler, die Garköche und schrien ihre Ware aus. Dichter und Philosophen, Redner und Musiker ließen sich hören und in den Wandelhallen freute sich eine bunte Menge des Lebens. Die Thermen dehnten sich immer weiter

[1] Ambros de Tob. 20; Noe 31; offic. 1, 18; ep. 58 ad Sabin. (36); August. de civ. dei 14, 17; Cassiod. var. 2, 39.

[2] Der freisinnige Gamaliel sagte: Aphrodite sei des Bades wegen da, nicht das Bad der Aphrodite wegen.

[3] Iren. 3, 3, 4; Tert. de jej. 1, 10, 15.

[4] Cic. de off. 1, 35; Val. Max. 2, 1, 7.

[5] Gell. 10, 3; Lex. met. Vipasc. 3; Greg. Nyss. v. Greg. Thaum. 26.

[6] Ov. a. a. 3, 639; Juv. 6, 422; Dio 69, 8; Plin. 33, 54; Hier. adv. lov. 2, 36. C. J. 5, 17, 11, 2.

[7] Const. ap. 1, 9; Conc. Laod. 370, c. 30. Licet tamen aliis volentibus, eas quae domi sunt inclusae, nudas videre in balneis. Hic enim se exuere spectatoribus tanquam corporum cauponibus non erubescunt. Quae autem non adeo pudorem exuerint, externos quidem excludunt, una autem cum suis ministris collavantur, servis nudae exuuntur et ab eis item nudis fricantur Clem. paed. 3, 5; Cyprian de hab. virg. 19.

[8] Sen. ep. 56; tr. 9; Luc. Hipp. 5.

aus zu großen Niederlassungen mit viel Bücher- und Spielhallen, Hörsälen und Tonhallen. Sie ersetzten, was heute das Kasino, das Café bietet, und wurden manchmal Gymnasien genannt. Gingen doch sogar Kirchen daraus hervor [1].

XII.

Jagd und Naturliebe.

1. Die Jagd.

Eine reinere Erholung als Bäder und Theater gewährte die Jagd, der freilich lange nicht die Bedeutung zukam wie im Mittelalter. Unter dem Ausdruck Jagd [2] verstanden die Römer verschiedene Dinge, das Verfolgen von Vierfüßlern und Vögeln, das Vogelstellen und den Fischfang, die Tierhetze im Zirkus und selbst die Hegung von Wild in Wildparken. In den wilden Gegenden der Abruzzen hauste noch zahlreiches Schwarzwild, Steinböcke, Bären, in den fernen Ländern, in Asien und Afrika Löwen, Leoparden, Panther und andere seltsame Tiere, die mit viel Gefahren gefangen und in die Hauptstädte zu Tierhetzen verschickt wurden. Das Einsperren und Fangen lag den Alten näher als das Schießen und Erlegen. Auch wenn sie mit Wurfspießen [3], Schleudern und Pfeilen auszogen, führten sie Netze und Schlingen mit, Stellnetze, Fallnetze und vielmaschige Schleppnetze [4], Schlingen zum Aufhängen oder Erdrosseln und Lauffänger [5], und gruben sie Fallen für Bären und Wölfe. Zu Tierhetzen ritten sie mit Pferden und Jagdhunden verschiedener Rasse, mit viel Gehilfen und Treibern in großer Gesellschaft zur Herbst- und Winterszeit aus.

Dagegen bot die einfache Jagd auf Hasen und Rehe zu wenig Reize: die Rehe unterschieden die Alten kaum von den Ziegen [6]. Wenn man Fischnetze zum Trocknen aufhängte, konnte es geschehen, wie Mar-

[1] Dio 53, 27; Tac. 14, 47. Sozom. 8, 21. Commodian tadelt, daß Christinnen sich in der Kirche wie in den Thermen benähmen; inst. 2, 35.

[2] Venatio.

[3] Es gab Wurfspieße mit starker eiserner Spitze oder mit breiter Klinge in rautenförmiger Gestalt, mit schmaler kurzer Klinge oder mit doppelter Spitze in Gabelform, lange und kurze Spieße.

[4] Rete, cassis, plaga. Das rete bestand aus lineae, maculae, nodi, limbus.

[5] Laqueus, pedica. Blendzeug formido.

[6] Capra, caprea, capreolus.

tial von seiner Heimat berichtet, daß sich Hasen darin verstrickten. Sonst hetzte man sie mit Pferden und überließ sogar die Hirsche den Maiern, wie er erzählt. Inzwischen, meint er, treibe sein lateinischer Freund stinkende Füchse in die Netze und seine Hunde beißen das schmutzige Wild (Eber) todwund. Wenn er Fische fangen wolle, so müsse er am flachen Gestade Frosch- und Nadelfische kläglich an der Schnur ziehen, während man am Meeresufer die gefangene Barbe wieder zurückwerfe, wenn sie keine drei Pfund wöge. Der Freund müsse sich mit schlechten Muscheln begnügen, während bei ihm so viel Austern anschwimmen, daß der Herr selbst seinen Sklaven sie zu schlürfen gestatte[1].

Einschränkende Gesetze standen nicht im Wege, kein Forstbann und keine Schonzeit. Jeder, der Lust hatte, konnte freischweifende Tiere als herrenlose Sachen sich aneignen, ohne in den Verdacht eines Wilddiebes oder Wilderers zu geraten; denn diesen Begriff kannten die Römer gar nicht. Wohl konnte der Eigentümer eines Gutes den Eindringling von seinem Gute abhalten, vertreiben oder auf Schadenersatz klagen, aber als ein Recht konnte er die Jagd nur ansprechen, wenn er sein Gut einzäunte; daher schloß noch im frühen Mittelalter der Begriff des Forstbannes notwendig einen Zaun ein. Die Alten kannten weder einen Forstbann noch einen Unterschied zwischen einer erlaubten Niederjagd und einer verbotenen Hochjagd; nur die Löwen und Elefanten behielten sich die Kaiser vor[2]. Das wilde Herumstreifen stand so wenig wie das Einfangen in besonderer Achtung, stand vielmehr im Rufe einer niedrigen Beschäftigung, die sich am ehesten noch für Barbaren und Provinzialen geziemt[3]. Dem Vater des Philosophen Seneca fiel die Weichlichkeit der Jugend Roms auf, die nur am Tanz und Gesang Gefallen fand, während seine jungen spanischen Landsleute sich im Freien herumtummelten. Vierhundert Jahre später hatten sich die Anschauungen schon bedeutend geändert. Denn der römische Senator Symmachus urteilt, die Jugend erhole sich eher dabei als an der Spielbank und beim Balle, wenn er für sich auch im stillen die Meinung des jüngeren Plinius teilt, der eine Schreibtafel mit ins Freie nahm, weil das lange Hinstehen und Hinsitzen seinen Geist zu wenig beschäftigte[4]. Fragte man einen Gebildeten, womit

[1] Mart. 1, 49; 10, 37.
[2] Juv. 12, 106; C. Th. 15, 11, 1.
[3] Servile officium; Sall. Cat. 4; Symm. ep. 5, 68.
[4] Plin. ep. 9, 36; 1, 6; Sym. ep. 4, 18.

er auf dem Lande die Zeit totschlage, so nannte er sicherlich nicht die Jagd; vielmehr antwortete er: „Ich denke, trinke, singe, spiele, bade, esse und ruhe [1].“

Nieder war freilich die Beschäftigung insofern, als der Römer auf das Vernichten ausging; er schaute das Tier nicht anders an als der heutige Bauer die Kornblume, und wie der Bauer konnte er kein Wild sehen. Eine uneigennützige, rein ästhetische Betrachtung der Natur war ihm fremd; daher dachte er auch nicht im entferntesten an ein Hegen, Pflegen oder Schonen, und richtete in der Vogelwelt große Verheerungen an. Genau wie die heutigen Italiener liebte er das Vogelfleisch, besonders das der Wachteln, Schnepfen und Pfauen und sogar der Stare, Sperlinge, Distelfinken [2]. Die beliebtesten Vögel wurden in eigenen Vogelhäusern gezüchtet und auch anderes Wild in Parken eng gehalten. Für den Reiz des Waldes, die Geheimnisse des Walddunkels, für das Romantische der Hochjagd hatte der Römer noch weniger Sinn als der heutige Italiener.

Bei der Jagd mußte immer ein Stück Kultur mitgehen. Von Hortensius wird erzählt, er habe in seinem Parke einen Orpheus in langem Gewande, die Zither in der Hand, auftreten lassen; auf die Musik hin habe sich eine Menge Hirsche, Eber und anderer wilder Tiere um ihn versammelt. Plinius schreibt beinahe entschuldigend: „Du wirst lachen, mag sein, du magst lachen; ich, Plinius, der, den du kennst, hat drei der schönsten Eber gefangen. Du selbst? fragst du — ja, ich selbst. Fürchte indessen nicht, daß mir das viel Anstrengung kostete; ich saß am Netze, hatte nicht Pfahl noch Spieß in meiner Hand, sondern vielmehr Schreibstift und Täfelchen. Ich träumte, ich schrieb und schaffte mir den Trost, meine Blätter voll nach Hause zu tragen. Verschmähe nicht diese Art des Studiums; du solltest nicht glauben, wie die Körperbewegung dem Geiste Leben gibt und wie der Schatten, die Stille, die Einsamkeit uns begeistert. Nimm, wenn du willst, dein Netz und deine Flasche, aber vergiß deine Täfelchen nicht [3].“

---

[1] Mart. 4, 90 (de rust. fehlt in den neuen Ausgaben).

[2] Sie wurden zu je 10 Stücken um 20 Denare (40 Pf.) verkauft (Blümmer, Maximaltarif Diokletians 14, 79). Vielleicht hängt es damit zusammen, wenn Christus sagt: kauft man nicht fünf Sperlinge um 2 Asse (dipondio; das Wort pondion ging, nebenbei bemerkt, ins Hebräische über. Luc. 12, 6).

[3] Ep. 1, 6; Minerva und Diana sind zugleich zu verehren (9, 10).

2. Tierquälereien.

Wohl erfreuten auch den Römer schöne Tiere, zumal schöne Pferde, am allermeisten aber, wenn er sie quälen konnte. Pferde und Ochsen durch Stiche und Hiebe anzufeuern, reizte und ergötzte ihn wie noch heute den Italiener. Mit Stacheln, Peitschen, Geißeln, Prügeln, Stecken, Gurten und den mit Stacheln versehenen Sporen war er gut versehen [1], und die Phantasie des Römers war hier so erfinderisch wie in Folterqualen aller Art. Wohl umsonst erließ Konstantin später ein Verbot der Stachelpeitsche bei der kaiserlichen Post [2]; solche Peitschen ließ sich der Italiener nicht nehmen. Tierqualen zuzusehen, war dem Römer kein geringeres Vergnügen, als Menschenschlächtereien beizuwohnen, und in den Tierhetzen des Zirkus konnte er beide Vergnügen zusammen genießen. Bei Eroberungen von Städten hieben die Soldaten alles zusammen, was ihnen in den Weg lief, nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Hunde [3]. Die rohe Natur des Römers kam vollständig zum Ausbruch. Tierquälereien und Tierkämpfe gehörten sogar zu den regelmäßigen Vergnügungen und Spielen der Kinder. Nicht bloß Ziegen und Hunde, sondern auch Mäuse, Schildkröten, kleine Vögel pflegten sie einzuspannen, ja auch Maikäfer und andere Insekten mit Gegenständen zusammenzubinden, die sie ziehen sollten. Der junge Domitian hatte seine Lust daran, Insekten zu spießen. Nicht umsonst trugen die Kinder Schwertchen, Messerchen, Sichelchen als Halsschmuck.

Bei einer solchen Erziehung und Neigung ist es nicht zu verwundern, daß die Leute kein Gemüt für ihre Haustiere hatten, daß sie ihnen nicht ans Herz wuchsen. Wohl hören wir von einem Papagei, den sich die Geliebte des Ovid hielt, von einem geilen bissigen Sperling, den die Lesbia des Catull fütterte [4], von einem Hündchen Issa, reiner als der Kuß der Taube, weißer als alle Mädchen, die Wonne seines Herrn. Das Schoßhündchen war ganz unbekannt. Und dann wissen wir nicht, ob diese Tiere nicht durch allerlei Kunststücke das Wohlgefallen ihrer Besitzer erwerben mußten.

Wie den Römern an der Natur überhaupt am meisten das Gekünstelte gefiel, so mußten auch die Tiere sie durch Kunststücke ergötzen, be-

---

[1] Ginzrot, Wagen und Fuhrwerke 2, 544.

[2] C. Th. 8, 5, 2.

[3] Polyb. 10, 15.

[4] Da auch die Heilige Schrift von einem passer solitarius spricht, dachte man schon an die Blaumerle oder Blauamsel (Jahrb. f. kl. Alt. 1904 S. 95).

sonders durch eingelernte Worte. Außer den Papageien und Staren mußten auch die Raben und Elstern, sogar Drosseln und Nachtigallen Sprechversuche machen. Einen gelehrigen Raben bot einmal ein Schuster dem Kaiser Augustus an, der ihn zurückwies mit der Bemerkung, er hätte zu Hause genug solche Grüßer. Da rief der Rabe: „Geld und Mühe verloren [1].“ Aus dem Abrichten der Tiere zogen die armen Leute einen kleinen Verdienst. Am gelehrigsten erwies sich der Affe, den sonst die Dichter zum Bild der Häßlichkeit wählten. Die Affentheater fanden großen Zulauf, so gut wie die Tierhetzen und Hahnenkämpfe [2].

3. Gärtnerei.

Das Menschliche, Handliche, Wohnliche reizte die Römer, ihr Sinn war überwiegend architektonisch, und demgemäß bevorzugten sie künstlich zugeschnittene Ziergärten nach Art der französischen und legten auf künstliche Blumen fast soviel Wert wie auf natürliche [3]. Sie kannten kein reines uneigennütziges Gefallen, keine selbständige Gärtnerei [4], hatten nicht einmal einen echten Namen für den Garten und Gärtner [5]. Wohl unterschieden sie den Weingärtner von dem Baumwart und Gemüsebauer. Der eigentliche Ziergärtner aber war mehr ein Maler, Topiarius, der mehr verstehen mußte, als bloß Blumenteppiche zu weben; er mußte aus Bäumen und Gesträuchen Namenszüge, Figuren, Tiergestalten herausbilden, z. B. einen Bären, in dessen Rachen sich eine Otter verborgen, die einen Knaben gebissen hatte, und größere Anlagen geometrisch gliedern. Wegen des Schattens waren Laubgänge, und wegen der Kühle Wasserwerke beliebt [6]. An Wassern

---

[1] Macr. sat. 2, 4.

[2] Vgl. Aelian n. an. 6, 10; 7, 4; Luc. pro merc. cond. 34.

[3] Mit gefärbten Hornspänen, Seide, Gold- und Silberblättchen konnte man täuschend Blumen nachmachen, besonders wenn man sie mit Lilien- und Rosenöl besprengte, auch Wachs diente dazu. Aus Wachs bildeten die Alten alle möglichen Gegenstände, Puppen wie Blumen, wie sie es auch zur Malerei verwendeten.

[4] Vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus wußte schon Cato Gemüsegärten zu schätzen, er nennt sie die andere Speckseite, succidiam alteram; Cic. de senect. 16.

[5] Am nächsten kommt unserem Gärtner der seltene Ausdruck viridarius und der spätere hortulanus. Topia sind Malereien, die die lebende Natur nachahmen, Plin. 18, 68; 35, 37; Mart. 3, 19; Manil. 5, 256.

[6] Das Wasser wurde, wo es nicht ein Fluß herbeiführte, mittelst Kunsträdern oder tollenones herbeigeschafft, d. h. durch lange Bäume mit einem

und Quellen und am weitgedehnten Strande, sagt Dio[1], spielten in der Vorzeit arme Königstöchter und wurden von den Göttern verführt; vornehmer und reicher dünken sich die Töchter römischer Großen, sie brauchen nicht dort Wasser zu holen oder zu waschen, sondern ergötzen sich daran als an eigenem Besitze.

Die Blumengärten füllten wenige Gattungen, Rosen, Lilien, Veilchen, jede Art für sich in Massen, da eine große Nachfrage bestand[2]. Auch das Mittelalter liebte Rosen und Lilien aus mystisch symbolischen Gründen, das Altertum mehr aus einem gewissen Aberglauben heraus. Nach dem Volksglauben waren die Blumen aus vergossenem Blut, verwandelten Menschen entstanden, und an den meisten Blumen haftete eine Zauberkraft[3]. Blumenkränze und Gewinde durften an keinem öffentlichen und privaten Fest fehlen[4], und Blumensträuße mußten dazu dienen, Galanterien zu übermitteln. Wie in anderen Dingen konnte sich auch hierin der Luxus nicht genug tun. Die seltensten und kostbarsten Blumen bezog man von auswärts.

In einem Gedichte Vergils pflanzt ein alter Mann mit wenig Hufen innerhalb eines Dornzaunes weiße Lilien und Rosen, Mohn, Gemüse und Obst. Doch standen auch Linden, Ulmen, Fichten und Platanen im Umkreis, wie ja solche Bäume auch Gärten begrenzten, und es schwärmten Bienen. Nero soll sogar innerhalb Roms eine Art englischen Garten mit wildwachsenden Bäumen besessen haben[5]. In den Hirtenromanen des Longos, die auf griechischem Boden spielen, bilden Gärten mit Zypressen, Lorbeeren, Platanen und Pinien mit Rosenhecken und Veilchenbeeten, mit freier Aussicht auf das Meer den Hintergrund. Sehr gesucht waren die Lotosbäume wie einst in Holland die Tulpen, richtiger gesagt Zürgelbäume, die mächtige Schattendächer boten. Fichten und Tannen dagegen fehlten lange und waren später noch selten, ebenso Gesträuche.

Eimer auf dem einen Ende und einem Gewicht an dem anderen Ende, die auf einem Pfahle sich bewegten.

[1] Dio. Chrys. Eub. 145.

[2] Violaria, lilieta, rosaria, roseta.

[3] Über Milchpetersilie und Eppich s. Böttiger, Sabina 211, 215.

[4] Die Heimat der Blumenkunst war wohl Ägypten; die ägyptischen Kränze und ägyptischen Kranzflechter brachten für Rom Neuerungen nach Plin. 21, 3, 105.

[5] Verg. georg. 4, 127; Tac. ann. 15, 42.

4. Natursinn.

An der Natur gefiel den Römern im Sommer die Kühle und Ruhe, die frische Luft und das Abgehen der städtischen Unruhe, eigentlich also bloß das sinnlich Angenehme. Für die vielen Reize der Naturschauspiele waren sie nicht ganz unempfindlich, wie die Darstellungen der Dichter beweisen [1], die sich freilich an griechische Vorbilder anlehnen. Sie fanden sich nicht mit ganzer Seele hinein und verstanden nicht, mit sympathischem Gefühle in der wechselnden Stimmung der Natur zu lesen; die Stimmung der Natur und der Seele widerspiegelten sich nicht, und die stillen feinen Reize, die leidenschaftslose Ruhe, die weltentrückte Gotteinsamkeit, die Schauer des Unendlichen entgingen einem stumpfen Sinne, der verkehrt war durch die Naturvergötterung. Die Wald-, Fluß- und Berggötter, die ihre Phantasie bevölkerten, verdarben ihnen die Aussicht. Als Seneca in der Verbannung auf Korsika lebte, hatte er nur dafür Sinn, daß der Herbst kein Obst bringe, der Sommer keine Saaten, der Winter keine Oliven und daß die Flüsse nicht befahren werden, keinen Blick aber für die herrlichen Wälder, an deren Duft Napoleon mit geschlossenen Augen sein Heimatland erkennen zu können meinte, wenn er, durch einen Zauber dorthin versetzt, aus dem Schlaf erwachte. Rauh und erschreckend, wild und furchtbar erschienen den Römern die Alpen, ein Ort des Grauens, wie den Juden die Wüste [2].

XIII.

Reisen und Verkehr.

1. Reisezwecke.

Der Natursinn, die Begeisterung für Naturschönheiten lockte kaum jemand in die Ferne, schon eher die Freude an Kunstschönheiten, an Altertümern und berühmten Kulturstätten und noch viel mehr das Vergnügen, die Erholung, die Sommerfrische. Zur heißen Jahreszeit

[1] Charakteristisch ist die Stelle Quintilians: est et locorum laus . . . in quibus similiter speciem et utilitatem intuemur; speciem in maritimis, planis, amoenis; utilitatem in salubribus, fertilibus; inst. 3, 7.

[2] Bezeichnend ist der Ausdruck Vergils für Waldhügel intonsus mons (buc. 5, 63), ungeschorener Berg. König Ludwig I. pflegte zu sagen, die Bauern wollen alles kahl, glatt haben wie ihre Gesichter.

floh jeder die Stadt, der es vermochte einen Landaufenthalt zu genießen, und so zogen ganze Scharen an die Westküste Italiens, an den Meerbusen Neapels, an das Ligurische Meer. Viel weiter erstreckte sich der Gesichtskreis und das Bedürfnis nicht. In entfernte Gegenden trieb nur das Geschäft und die Politik. Die Handelsleute waren damals mehr auf persönlichen Verkehr angewiesen als heute, ebenso wie im Mittelalter; sie mußten sich über den Stand der Märkte und über die Zuverlässigkeit der Geschäftsleute selbst unterrichten. Ein alter Kaufmann der Stadt Hierapolis rühmt sich auf seiner Grabschrift, zweiundsiebzigmal von Kleinasien nach Rom gekommen zu sein. Auch Gewerbetreibende und Arbeiter wanderten, obwohl keine Freizügigkeit im heutigen Sinn, sondern ein starker Heimatszwang bestand. Sogar Bauern glaubten, an anderen Orten könnten sie ihre Lage verbessern. Beamte und Soldaten wechselten häufig ihren Ort, zumal die hohen Beamten, deren Auftrag nur ein oder wenige Jahre dauerte. Besonders zahlreich zogen Abenteuerer aller Art ihres Weges, Philosophen, Rhetoren, Wanderredner, Quacksalber, Schauspieler, Possenreißer, Sklavenhändler, Tierbändiger, Pilger, die religiöse Festlichkeiten besuchten, namentlich viele Rompilger, die Feste, Schauspiele und öffentliche Mahle genießen wollten. Unter den Wanderphilosophen mehrte sich immer stärker die Schar der christlichen Missionare, die das Evangelium verkündigten, den Verkehr unter den einzelnen Gemeinden aufrecht erhielten und hervorragende Orte und Personen besuchten. Eine dem heiligen Paulus verwandte Familie, der Zeltweber Aquila und seine Frau Priscilla, die aus der Gegend des Schwarzen Meeres stammten, übersiedelten in kurzer Zeit von Rom nach Korinth, von Korinth nach Ephesus, dann wieder nach Rom und wieder nach Ephesus. Den Rufus, den Sohn des Simon von Cyrene, treffen wir bald in Jerusalem, bald in Rom. Der heilige Polykarp von Smyrna machte als neunzigjähriger Greis eine Reise nach Rom, um mit dem dortigen Bischof kirchliche Angelegenheiten zu besprechen.

2. Reisemittel.

Das Reisen wurde erleichtert durch die Gemeinsamkeit der Sprache, die uns heute abgeht, und durch gute Straßen, erschwert aber durch die geringen Verkehrsmittel und die trotz allem herrschende Unsicherheit. Ein so großes Reich wie das römische bedurfte guter Verkehrsmittel, wie alle großen Reiche, auch die orientalischen, daraufsehen

mußten, durch gute Wege und Verkehrsmittel den Zusammenhang des Reiches zu beleben. Nach dem orientalischen, näherhin griechischen Beispiele richteten sich auch die Römer, die von Hause aus als ein schlichtes Bauernvolk keinen rechten Sinn dafür hatten und erst verhältnismäßig spät die Vorteile guter Verbindungen zu würdigen wußten. Wie in vielen anderen Dingen haben sie auch hierin ihre Vorbilder weit übertroffen und wurden die Lehrmeister des Straßenbaues bis heute [1]. Wie es von einem zentralisierten Staate nicht anders zu erwarten ist, faßten sie vor allem die Hauptstraßen ins Auge und vernachlässigten die Neben- und Feldwege, auf denen man lief oder der Last- und Saumtiere sich bediente [2]. Es hat seinen guten Sinn, daß der Name für die Straße iter vom Gehen herkommt.

Das Wandern war das erste noch zur Zeit des Horaz, der schmerzlich berichtet, wie der Arme, der von Capua nach Rom auf der Appischen Straße eilte, von Kot (durch die vorbeieilenden Wagen) überspritzt werde [3] — auch der heilige Paulus ist auf diesem Wege gewandelt. Catull rühmt seinen rüstigen Fuß, bereit fröhlich auszugreifen, und grüßt die Weggenossen, die kommen und gehen. Wen die Sehnsucht vorantrieb, der verschlucke den Weg [4]. Sonst ging es meist langsam und brauchte z. B. Horaz zu einer Reise nach Brindisi mehrere Tage, unterbrochen durch mehr oder weniger unangenehmen Aufenthalt, den Spiele verkürzten. Einen Teil legte er auf einer Fähre zurück, deren Inhaber gleich zu Beginn mit dem Maultiertreiber in Streit geriet. Dieser rief: „Du pfropfst ja gleich dreihundert hinein, — stoße hierher!" Die Nacht hoffte Horaz schlafen zu können, aber umsonst. Die Stechfliegen und Frösche hätten ihn daran gehindert, wenn auch nicht der wiederversöhnte Fährmann und Treiber um die Wette zum Preis der fernen Geliebten gesungen hätten. Dann fielen aber beide vor Ermüdung hin und schliefen, bis die Sonne am Himmel stand.

Viel gebraucht waren Reittiere, Esel, Maulesel, Pferde. Die Tiere wurden mit einfachen Decken, bald auch mit festen Sätteln mit

---

[1] Unser Wort Straße kommt von strata, route von via rupta (brisée), trieu von trivium, calzada, chaussée von calciata, mit Kalk gemauert. Über den Straßenbau unten (Milit. Besetzung der Barbarenländer).

[2] Varro 2, 8, 5. Die Nebenwege hießen semitae, angiportus.

[3] Ep. 1, 11, 11.

[4] C. 46, 35.

einem Hinter- oder Vorderbausch belegt [1]. Steigbügel fehlten in der Regel; das Aufsteigen erleichterten Diener, die ihre Hände als Tritte hinhielten, oder die auf allen Wegen und vor öffentlichen Gebäuden liegenden Tritt- oder Staffelsteine [2]. Soldaten nahmen ihre Lanzen zur Hand, gewandte Reiter aber sprangen ohne Hilfe auf. Schwache und weichliche Personen ließen sich von ihren zahlreichen Dienern tragen, zumal in den engen Stadtstraßen. Da gab es Bahren und Sänften verschiedener Art, die einen zum Sitzen [3], die andern zum Liegen eingerichtet [4], offene und verschlossene [5], die einen von zwei Dienern, die meisten von vier auf den Schultern getragen oder Tieren aufgelegt (Bastarnen). Die kostbaren, bequem eingerichteten Sänften bevorzugten die Damen, auch wenn Herren neben ihnen ritten oder fuhren.

An Wagen besaßen die Alten eine große Auswahl, bereichert durch die Erfahrungen aller Völker, besonders der Kelten, obwohl sie die höchsten Leistungen nicht erreichten. Meist hatten die Wagen nur zwei Räder und oft noch Scheiben-, keine Speichenräder, und die Kästen oder Körbe ruhten unmittelbar auf dem Wagenbaum oder hingen in Riemen oder Gurten. So konnte es geschehen, daß ein Gefangener, der zu einem blutigen Schauspiel gefahren wurde, sich schlafend stellte, auf die Seite neigte und seinen Kopf so zwischen die Speichen des Rades schob, daß er das Genick brach [6]. Zweiräder waren fast angenehmer als Vierräder. Bei den älteren Fuhrwerken, den Bigen und Esseden, stieg der Reisende hinten in den Korb und mußte stehen bleiben, bei den späteren Rheden oder Cisien, den rascheilenden

[1] Stratum, stroma, sagma, clitellae, mantica, ephippia; einige dieser Bezeichnungen deuten auf Packsättel hin; sella und astraba auf einen bequemeren Sitzsattel; eine Art Sattelbock hatte wohl Horaz, sat. 1, 6, 105; Bildwerke zeigen erst zur Zeit Trajans und Mark Aurels Sattelspuren. Die Literatur wird deutlicher von Konstantin an, in dieser Zeit scheint sich beim Heere der Sattel eingebürgert zu haben.

[2] Liv. 4, 19; Plut. Gracch. 40; Matth. 21, 7; Luk. 19, 35; 3. Kön. 1, 33. Der Diener hieß strator (v. Carac. 7). Manche Pferde waren auch abgerichtet, sich auf die Knie niederzulassen (Dio 49, 30; Strabo 3, 4). Steigbügel werden erst erwähnt im sechsten Jahrhundert. Dagegen haben Ausgrabungen schon frühere Steigbügel zu Tage gefördert, nur sind sie auffallend klein. Sporen (calcaria) waren allgemein und Hufeisen sehr alt.

[3] Sella gestatoria, fertoria, portatoria, sellulae.

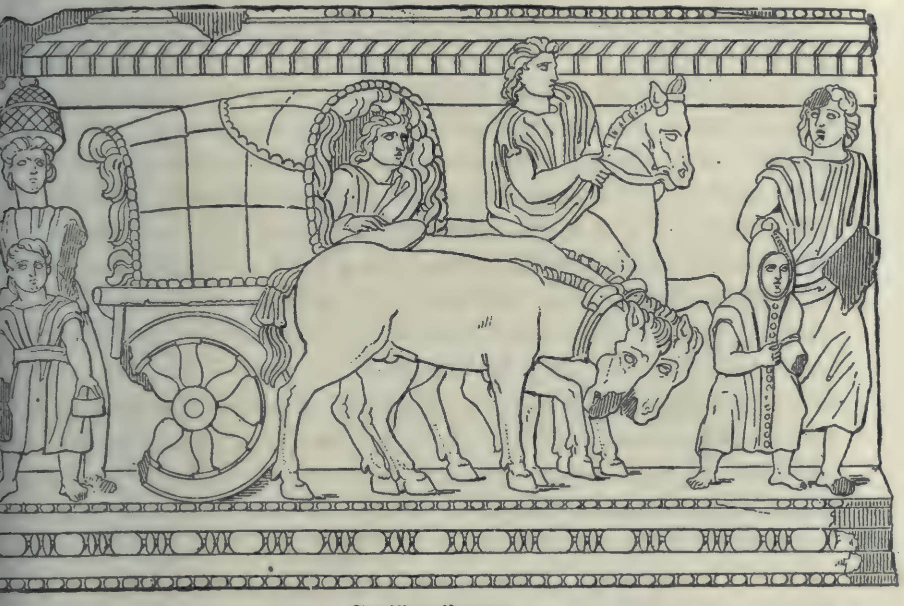
[4] Lectica mit pulvinar, cervical.

[5] Aperta, operta mit vela, sogar einem lapis specularis.

[6] Sen. ep. 70.

Chaisen und Kabrioletts konnte er auch vorn einsteigen. Auf den großen altitalienischen Leiter- oder Blahwagen[1] fuhren ganze Gesellschaften. Legte ein Fußgänger im Tage etwa fünf Meilen zurück, so leistete ein Wagen 8 bis 10 Meilen, in der Stunde eine Meile oder acht Kilometer, ein Schiff allerdings noch mehr, etwa das Dreifache.

Wer auf Reisen ging, mußte sich mit etwas Proviant und einer Matratze versehen, unter Umständen mit einem Zelte, da er zuweilen



Familienreisewagen.

Zweirädriger Blahwagen für eine Familie nach einem etruskischen Relief. Vorne schreitet ein Mann mit einem in eine Caracalla oder Kukulle gehüllten Jungen (Sklaven), hinten eine Frau mit einem Korb auf dem Kopfe und ein Kind mit einer Tasche.

auf freiem Felde übernachten mußte. Wer zu Fuß ging, belud wohl ein Lasttier mit dieser Ausrüstung. Reiche nahmen eine große Begleitung, viel Dienerschaft[2], viel Hausgeräte, unter Umständen sogar ihr Hausheiligtum und eine Menge Goldgefäße und Teppiche mit. Da gab es Läufer, Vorreiter, Bereiter, Stallmeister, Maultiertreiber, Kassenmeister, Kammerdiener, Musiker, Gesellschaftsklaven, ja förmliche

[1] Arcera, carpentum, pilentum. Vehiculum rusticum, Sen. ep. 87. Keltisch war wieder der covinus, das petorritum.

[2] Cic. p. Mil. 10.

Scharen mit Waffen zu Fuß und zu Pferd. Noch im fünften Jahrhundert reiste Sidonius Apollinaris mit viel Gefolge[1]. Bunt gekleidete Mohren, numidische Vorreiter und Läufer eröffneten den Zug, Maultiere und Pferde, mit purpurnen oder gestickten Decken behängt, mit vergoldeten Gehängen und Gebissen zogen kostbare Reisewagen, die mit goldenen oder silbernen Figuren beschlagen und mit seidenen Vorhängen behängt waren. Wertvolles Tafelgeschirr wurde mitgeführt — es mußte aber bezeichnenderweise getragen werden, da es im Wagen wegen der Stöße beschädigt worden wäre. Die ganze Dienerschaft folgte, darunter Lieblingsknaben mit Teigmasken vor dem Gesicht, damit das Gesicht nicht unter Frost und Hitze litt. Trotz aller Unbequemlichkeit spielten, lasen, schrieben viele in ihren Wagen; hören wir doch sogar von Schlafwagen[2], dürfen aber deshalb an keine große Bequemlichkeit denken. Nicht ohne Grund jammerte der Redner Aristides über das viele Ungemach seiner Reisen und sprachen die meisten nach Cäsars Beispiel einen Zaubersegen und empfahlen sich den Laren am Wegrand[3]. Bezeichnend genug waren die Fremdenherbergen, die Xenodochien der Christen, zugleich Krankenhäuser.

3. Die Post.

Unterhielten schon einzelne Reiche eigene Boten und Fuhrwerke, so noch mehr die Gemeinden und Gemeinwesen: Kursoren, Statoren, Tabellare, wie sie heißen, und das Reich richtete nach orientalischem Vorbilde[4] eine eigene Post[5] ein, und zwar eine Eil-, Fahr- und Frachtpost mit Eil- und Lastwagen und Schiffen[6] und errichteten Stationen und Wechsel. Zwischen den großen Halteplätzen, Stationen, Mansionen lagen mehrere, manchmal sechs, acht Wechsel, Relais, je in der Entfernung von 5 bis 9 römischen Meilen, d. h. 2½ bis 4½ Stunden[7]. An einem Wechsel mußten bis zwanzig, an den Stationen

[1] Ep. 2, 9. Ein Sklave des Kaisers Tiberius führte auf seiner Reise nach Rom mit sich 1 Arzt, 3 Sekretäre, 1 Geschäftsführer, 1 Kassierer, 1 Garderobier, 2 Kammerdiener, 2 Silberdiener, 2 Köche und 2 Lakaien.

[2] Carucae dormitoriae, dormitoria; Plin. ep. 3, 5; Suet. Claud. 38; Sen. ep. 15; Dig. 34, 2, 13; v. Hel. 31; ed. Diocl. 15, 34.

[3] Lares viales, semitales. Plin. 28, 4; Arist. serm. sacri 5.

[4] Die Ausdrücke veredus, angaria stammen vom Osten.

[5] Cursus publicus, vehicularis, fiscalis, res vereda.

[6] Cursus clabularis; navis cursoria.

[7] In der Neuzeit rechnet man wohl auf alle sechs Meilen ein Relais. Bis in die römische Kaiserzeit durchzog man die Wüsten Afrikas zu Pferd

vierzig und mehr Pferde und viele Diener, Stallknechte, Wagen bereitstehen und für ein Nachtlager und Verpflegung gesorgt sein [1].

Wer die Post benützen wollte, mußte einen Erlaubnisschein, eine Urkunde, ein Diplom beibringen, das entweder der Kaiser, der Statthalter oder andere Beamte ausstellten. Diese Scheine enthielten genaue Angaben über Person, Zweck der Reise und Ausdehnung der Postvergünstigung [2], waren mehr als bloße Fahrscheine und enthielten manchmal Ansprüche auf Beherbergung und Verpflegung [3]. Wer immer mit dem Staat in Beziehung stand, konnte sich einen Schein ausfertigen lassen, und eine solche Beziehung war leicht zu entdecken. Im vierten Jahrhundert drängten sich nach einem heidnischen Schriftsteller die Priester scharenweise heran, nur eigentliche Geschäfts- und Handelsreisende waren ausdrücklich ausgeschlossen. Die Diplome, Permesse dauerten nur so lange, als der ausstellende Herrscher lebte, wurden aber oft gefälscht und mißbraucht, und zwar ziemlich straflos. Nur selten ging es einem Betrüger wie jenem Coenus, der nach dem Tode Othos Provinzsenatoren belog, er lebe noch, und seine Lüge mit dem Tode büßen mußte [4]. Sonst fehlte es in der Regel an der Aufsicht und Durchsicht der Papiere [5], und mit Bestechungen ließ sich bei den Fuhrleuten und Postbeamten wohl etwas erreichen. Den Staatsschiffern war es geradezu erlaubt, Privatlasten mitzunehmen. Dabei wurden jedenfalls Taxen erhoben; mußten doch selbst Personen im Staatsdienst kleine Abgaben, eine Art Zoll bezahlen. Wie die Fracht belasteten den Personenverkehr Zölle, Grenzzölle und Binnenzölle, besonders hohe den Mädchenhandel [6].

---

oder Esel, vielleicht gab es damals noch mehr Regen und Wasser in der Wüste als nachmals. Allerdings lernten die Römer das Kamel schon in den asiatischen Kriegen kennen (Plin. 8, 26; Strabo 16, 4); allein erst im vierten Jahrhundert finden sich Spuren einer stärkeren Benützung.

[1] Im Orient waren damit Brunnen, Wasserplätze (Hydreumata, Dexamenoi) verbunden.

[2] Plin. ep. 10, 14, 121.

[3] Ähnlich wie die Verträge mit den vetturini. Zur Zeit des Horaz waren die parochi (Umwohner der villa) verpflichtet (sat. 1, 5, 45). Später schlossen die tractoriae, zu unterscheiden von den bloßen evectiones, die Verpflegung ein (C. Th. 8, 5, 9; 8, 6, 1).

[4] Tac. h. 2, 54.

[5] C. Th. 8, 5, 22; Amm. 21, 16.

[6] Nach einer ägyptischen Inschrift mußte nämlich für eine elftägige Reise (400 Kilometer) zwischen Koptus und Berenike ein Schiffshauptmann

Zu einer eigentlichen Post im heutigen Sinne entwickelte sich freilich die Staatseinrichtung nicht. Das hing damit zusammen, daß der Staat keine andere Aufgabe hatte, als Frieden und Recht zu schaffen und sich um die Wohlfahrt, Bildung und Kultur grundsätzlich nicht bekümmerte. Die Post war mehr eine Last als eine Wohltat. Wer Briefe zu versenden oder Reisen zu machen hatte, mußte Privateinrichtungen benützen. Zahlreiche Mietfuhrwerke standen Privaten zu Gebot, und nur bei außerordentlichem Andrange, z. B. am Ende der olympischen Spiele, reichten sie nicht aus [1]. Fuhrleute und Schiffer bildeten Vereine und beförderten die Reisenden [2] und so war eine rasche Beförderung möglich, eine raschere als auf der Post, da hier die meisten Benützer zugleich mit viel Lasten auf Frachtfuhrwerken befördert wurden. Wie Tertullian berichtet, forderte einmal der Archigallus der Kybele seine Priester durch die Post auf, für einen Kaiser zu beten; bis die Aufforderung an den Mann kam, war der Kaiser schon tot, so träumerisch langsam, spottet Tertullian, ging die Post [3]. Sehr rasch dagegen fuhr die Schnellpost, so daß Ammian die Schnelligkeit der Senatorenwagen damit vergleichen konnte [4]. An die Pferde und Maultiere wurden große Anforderungen gestellt, erst in längeren Abständen fand Pferdewechsel statt [5]. Als Konstantin dem Hofe Diokletian entfloh, benützte er die Staatspost, ließ aber an jedem Relais die ausgebrauchten Pferde umbringen, um seine Verfolgung zu vereiteln.

Nach weiteren Entfernungen kamen Halteplätze, Nachtstationen, namentlich in großen Städten [6]. Wer es konnte, auch Beamte, stiegen bei reichen Gastfreunden ab, weshalb die Christen immer Empfehlungsbriefe mitführten. Reisende Soldaten und Beamte hatten meist An-

---

10 Drachmen, ein Steuermann 8, ein Matrose 5, Matrosenfrauen 20, Soldatenfrauen 20, Hetären 108 Drachmen zahlen; Jouguet, bulletin de correspondence hellénique 1896, 169; Allg. Ztg. 1897, Beil. 102.

[1] Luc. Peregr. 35.

[2] Daher vehicula meritoria, rheda meritoria, Uzanne, La locomotion 17; Götz, Verkehrswege 334.

[3] Apol. 25. Ein anderes Beispiel Greg. Thaumat. paneg. in Originem c. 5.

[4] Cursus velox verschieden von dem cursus clabularis. Auch bei unvollkommenen Fuhrwerken und schlechten Wegen ist eine gewisse Schnelligkeit erreichbar, wie bei den russischen Telegas und Troikas und bei dem italienischen corricolo, sciarrabas.

[5] Mutationes (S. 214 N. 4.)

[6] Mansiones (waren auch mit Kastellen verbunden).

spruch auf Verpflegung, auf das schon damals wie noch später im Mittelalter viel mißbrauchtes Herbergrecht, Gastrecht auf Gutshöfen mit allem, was dazu gehörte. Hätte das Altertum eine volkstümliche Dichtung besessen wie das Mittelalter, dann könnten wir viele klagereiche Berichte auch über Vorgänge lesen, wie sie Horaz andeutet [1]. Von einer Stadt in Afrika erzählt Plinius, daß ihre Bewohner einen merkwürdigen Delphin töteten, dem zulieb viele Beamte hinreisten, um von dieser Last frei zu sein. Auf der anderen Seite wurden bescheidene Beamte, die leise auftraten, über die Achsel angesehen [2]. An Stationen sammelten sich schon damals neugierige Menschenscharen [3].

4. Gasthäuser.

Mit der Hebung des Verkehrs nahmen die Gasthäuser zu. Für gewöhnliche Bedürfnisse genügten zwar die Ställe, die Ausspanne der Postpferde, und die Stallmeister waren zugleich Wirte [4]. Auf dem Wege mochten auch zerstreute Landhäuser, Villen zur Einkehr einladen; Gaststuben gehörten zu den Einkünften der Villen, und diese hatten das Recht, Wein zu schenken, aber keine Speisen zu verabreichen [5]. An kleineren Wechseln jedoch standen sicherlich Gasthäuser, Tabernen, Stabeln, Staffeln [6], und größere an den Haltestellen, verbunden mit Nachtherbergen, und damit hängt es wohl zusammen, daß Städte oder deren Wohltäter zu gemeinnützigen Zwecken manchmal Gasthäuser errichteten [7].

An die Gasthäuser stellten die Alten keine hohen Ansprüche, so wenig als die heutigen Südländer. Die Kosten waren gering. Es kam vor, daß der Wirt keine Einzelpreise berechnete, sondern für alles eine kleine Entschädigung, früher z. B. eine halb As, d. h. 3—4 Pfennig, verlangte, später etwas mehr. Nach einer Inschrift wurden außer einem Sextar Wein, der wohl umsonst gegeben wurde, für Brot 1 As, d. h. 4½ Pfennig, für Zukost 2 As, für das Mädchen 8 As, für Heu 2 As bezahlt [8]. Wenn der barmherzige Samariter der Bibel 2 Denare in der Herberge für seinen Verwundeten reichte, so war es eine gute

[1] Sat. 1, 5, 82. Vgl. Kulturg. d. M.A. V, 20, 60.
[2] Plin. 9, 8; Plut. Cato min. 12.
[3] Plin. ep. 2, 9, 5; Juv. 11, 4.
[4] Stabularius.
[5] Varro 1, 2, 23; Suet. Claud. 38; Nero 16; Dio 60, 6; 62, 14; 66, 10.
[6] Daher Zabern, Staffelhof. Taberna deversoria, hospitium.
[7] Plin. ep. 8, 8; C. J. L. 8, 5341; Disp. Archelai et Manetis 4.
[8] Polyb. 2, 15; Relief v. Aesernia, C. J. L. 9, 2689.

Bezahlung. Die Wirtshäuser führten die noch heute üblichen Bezeichnungen zum Hahn, Kamel, Adler, Kranich, Rad, und über dem Tore stand wohl eine lockende Inschrift; so heißt es einmal: „Hier verspricht Merkur Gewinn, Apollo Gesundheit, der Wirt Septumanus Quartier und Verpflegung. Wer eingekehrt ist, wird sich besser nachher befinden; Reisender, sieh zu, wo du bleibst.“ Auf einem anderen Gasthofschilde war zu lesen: „Ein Wörtchen, lieber Wanderer! Komm einmal herein, dort meldet alles eine Kupfertafel dir[1]!“ In Pompeji lautet eine Inschrift: „Edone (die Schenkin) spricht: Hier trinkt man für 1 As, für 2 As bekommst du besseren Wein.“ Wie gesagt, sehr gut waren die Gasthäuser nicht; Unsauberkeit und Unsicherheit durfte man nicht scheuen[2], es war der gewöhnliche Aufenthalt von Kutschern, Stallknechten und Maultiertreibern. Sidonius Apollinaris beschreibt fünf Jahrhunderte nach Horaz die gallischen Dorfschenken ganz mit den gleichen Farben, mit denen jener die kampanischen und apulischen Herbergen geschildert hatte. Das Innere war ganz rauchgeschwärzt und raucherfüllt, so daß man die Nase zuhalten mußte; am Herde, welcher sich wie noch heute in italienischen Schenken im Gastzimmer befand, dampften Töpfe und dufteten rote Würste; Schüsseln klapperten und die Gäste schrien und johlten durcheinander. Wohl traf man Gasthäuser, wo der einzelne Gast sein eigenes Zimmer haben konnte, aber recht selten. In einem Gedichte ladet eine syrische Gastwirtin Copa mit griechischem Kopfbunde tanzend die Reisenden ein, sich mit ihr in die Wirtslaube am murmelnden Bache zu begeben und beim ländlichen Mahle, bei Käse, Maulbeeren, Trauben und Musik, sich der Liebe zu freuen. Die Wirtshäuser waren meistens Brutstätten des Lasters, und Gastwirt war gleichbedeutend mit Kuppler, sie standen auf derselben Polizeiliste mit den Dieben und Würfelspielern, und Schenkin oder Kellnerin bedeutete so viel wie Dirne[3]. Daß man in Gasthäusern sogar Menschenfleisch zu essen bekomme, berichteten abenteuerliche Erzählungen[4] und war nicht unmöglich in einer Zeit, wo noch Menschenjagden abgehalten wurden.

---

[1] C. J. L. 12, 5732.

[2] Ego nolo Florus esse, ambulare per tabernas culices pati rotundas; v. Hadrian 16; die Flöhe nennt Plinius die Sommertiere der Gasthäuser (16, 64; 9, 71).

[3] Virgo tabernaria; Hier. ad Helv. 21; D. 33, 7, 13—15; 23, 2, 43; C. J. 4, 56, 3.

[4] Galen. de simpl. med. fac. 10, 1.

5. Fremdenrecht.

Trotz aller Fortschritte war das Fremdenrecht wenig entwickelt. Ein Ausländer war beinahe recht- und schutzlos, blieb in fremden Gemeinden immer Angehöriger seiner Heimat und konnte straflos verwundet, eingesperrt, verknechtet, getötet werden, wenn sich kein Verwandter, Freund oder Patron seiner annahm. Jedenfalls stand er außerhalb des streng römischen Rechtes. Einen besseren Schutz genoß der Gastfreund, der Klient, er konnte sich wenigstens auf seine heimischen Gesetze berufen und seine eigenen Götter verehren. Auf die Gastfreundschaft mußte jeder Reisende rechnen können, sonst war er verloren, und konnte es auch bei der Gegenseitigkeit des Verkehrs in der Regel. Mit der Ausdehnung des römischen Reiches verlor die alte Gastfreundschaft und der alte Patronat seine Bedeutung. Daher schufen die Kaiser einen Ersatz in ihrer Sicherheits- und Fremdenpolizei, bestellten in gefährlichen Gegenden Wachposten und ordneten vielleicht Polizeilisten an. Trotzdem hören wir von unglaublichen Diebstählen, die leicht hätten entdeckt werden können, von Menschenraub und ungesühnten Totschlägen. Viele Inschriften, Grabschriften berichten von erschlagenen Männern, Frauen und Mädchen, sogar auf dem geheiligten Boden Italiens [1]. Wo kein Kläger war, da griff auch der Richter nicht ein, und selbst wenn jemand klagte, traf den Übeltäter eine geringe Strafe. Etwas Geld tilgte alles aus [2].

In einer ergreifenden Schilderung stellt der heilige Paulus alle die Gefahren zusammen, denen er auf seinen Reisen ausgesetzt war: Gefahren in der Stadt und in der Einöde, auf dem Meere und auf Flüssen, Gefahren vor Juden, vor Heiden und falschen Brüdern, dazu Hunger und Durst, Kälte und Blöße [3]. Märtyrerakten wissen auch von bissigen Hetzhunden zu berichten, die alle Straßen beunruhigten und ausgesetzte Kinder auffraßen. Kein Gesetz hinderte die Herren gegen flüchtige Sklaven, Einbrecher und Fremde Tiere zu züchten und sie auch auf ihre Feinde und Christen los zu lassen [4].

In voller Grausamkeit herrschte noch das Strandrecht, ein trauriger Rest der Barbarei inmitten der blühenden Kultur. Schiffbrü-

---

[1] Petr. 14; Socr. h. e. 5, 18; C. J. L. III, 2399, 2544, 2938.

[2] D. 48, 15, 6; C. J. 9, 20, 5.

[3] 2 Kor. 11, 26.

[4] Acta Nerei; Boll. Mai III, 10; passio Theodoti 11; Ruinart 341. Die Sklavin Zoe, eine Christin, wird gerühmt, die bissigen Hunde gezähmt zu haben.

chig und Bettler zu sein bedeutete gleichviel. Strandbewohner und Seeräuber brachten die Schiffe absichtlich zum Stranden, täuschten sie durch Lichter, plünderten dann die Schiffe und verkauften die Insassen in die Sklaverei [1].

6. Sklaven- und Seeräuber.

Trotz all ihrer Bemühungen um Friede und Recht konnten die Kaiser das Räuberunwesen nie ganz ausrotten und alle Schlupfwinkel säubern. Die Gebirgsgegenden, das Istrische Meer, die Grenzprovinzen waren berüchtigt. Zur Zeit der Republik verbanden sich sogar die römischen Zollpächter und vornehmen Ritter mit den Seeräubern und trieben im Griechischen Meere Menschenraub im großen; daher wurde Delos ein großer Sklavenmarkt, wo an einem Tage oft tausend verkauft wurden. So rasch ging das Geschäft und der Absatz, daß sich das Sprichwort bildete: „Kaufmann lande an, lad aus — alles ist verkauft [2].“ Mitten auf dem Markte einer griechischen Stadt machte sich ein verkleideter Seeräuber an den jungen Apollonius von Tyana heran, da er noch Seefahrer war, und fragte ihn nach seinem Anteil. Auf seinen Bescheid: Tausend Drachmen, erklärte ihm der Seeräuber, er könnte das Zehnfache gewinnen, wenn er sein Schiff in die Räuberhand lieferte. Apollonius wies den Versucher ab [3].

In Kleinasien gewährten uralte Wälder den Räubern Unterschlupf, und wir hören von einem Räuber, der seinen Opfern regelmäßig die Beine abschlug. Auf den Nilinseln und Nilsümpfen trieben die Bukolen ein abenteuerliches Leben. An der Nordgrenze des Reiches waren die Zustände womöglich noch unerquicklicher; die Barbaren erschienen je nachdem als Eroberer oder Räuber. Hier war es, wo Mark Aurel Räuberscharen in sein Heer einstellte [4]. Etwas besser mochte es in den inneren Provinzen stehen; doch begünstigte hier der Mangel an Militärposten, an Legionen und Auxilien das Auftreten von Räuberscharen. Griechenland, ja selbst Italien litt unter der Unsicherheit. Die Kirchenväter schon der ältesten Zeit spielen oft auf das Unwesen an [5]. Septimius Severus mußte Räubereinfälle unter die gesetzlichen Entschuldigungsgründe für alle, die Fristen versäumten,

---

[1] Dio Chrys. 7, 3; Scrib. Larg. 90, 231; Dig. 47, 9, 10; 48, 7, 1.

[2] Dio 55, 28; Strabo 14, 4; 10, 5.

[3] Phil. 3, 24.

[4] Vita 21.

[5] Tat. or. 18 vergleicht die Götter mit Räubern; Clem. Al. quis dives 42.

aufnehmen. Auf Judäa wirft die Geschichte vom barmherzigen Samaritan, der sich eines unglücklichen Opfers erbarmte, und die Kreuzigung zweier Schächer, Latrones, neben Christus ein helles Licht.

In den griechischen Romanen treten zwar häufig gute und edle Räuber auf, aber die Wirklichkeit sah doch ganz anders aus. Das Reisen war so wenig wie im Mittelalter eine Lust; die Fremden schwebten in beständiger Furcht. Hast du auch nur ein wenig Silber bei dir, sagt Juvenal, so wirst „du dich fürchten vor Schwertern und Wurfstangen und erzittern vor dem Schatten des im Mondlicht schwankenden Rohres. Leeren Beutels aber kann nahe dem Räuber fröhlich singen der Wanderer [1]". Nachts reiste niemand, außer in sicheren Gegenden unter Fackelbeleuchtung. Die Erlaubnis, mit Fackeln zu wandern und zu fahren, hatte freilich üble Folgen, verschuldete viele Brände, zumal wenn die Fremden ihre Fackelreste wegwarfen; Hof und Zaun fing Feuer. Daher empfahl Varro lebende Zäune [2]. Sonst war großes Gefolge oder militärische Bewachung notwendig. Zahlreiche Reisende schlossen sich den höheren Beamten und Offizieren an; Vornehme erhielten nämlich eine militärische Begleitung [3] und mehr und mehr bildete sich ein Geleitrecht und eine Geleitpflicht aus.

Im Innern des Reichs mußten die Postdiener, die Postwächter zugleich den Sicherheitsdienst übernehmen [4]. Sonst wurden Posten bestellt und Wachthäuser, Burgen angelegt, nicht allein an der Grenze [5]. Diesen Sicherheits- und Vorsichtsmaßregeln gesellten sich viele Abschreckungsmittel hinzu. Viele Gesetze gegen Menschenraub und Entführung und Gewalttätigkeit drohten mit harten Strafen [6]. Zur Abschreckung ließ man die Leichen der Räuber am Kreuze oder Galgen modern oder warf sie den Tieren zum Fraße hin, was den Alten sehr bitter vorkam, und um Entwendungen zu verhindern, mußten Soldaten Wache halten [7]. Aber die häßlichen Skelette verfehlten ihre

---

[1] Juv. 10, 20.

[2] Ovid met. 1, 493; fast. 4, 167; Varro 1, 14; viva sepes viatoris lascivi non metuet facem ardentem.

[3] Lucian. Alex. 55; Nigr. 13.

[4] Daher sind agentes curiosi zugleich Post- und Polizeidiener.

[5] C. J. L. 8, 2494; 3, 3385; Tert. apol. 2; D. 5, 1, 61: latrunculator ist ein regelmäßiger Beamter; stationarii, beneficiari überall verbreitet.

[6] Plagium, raptus vis. Besonders strenge schritt Konstantin ein: D. 48, 15; C. J. 9, 12, 20; C. Th. 9, 18.

[7] Solche Leichen suchten die Ärzte gerne auf, um ihre Kenntnisse zu bereichern; Galen. de anat. 1, 2; cf. Dig. 48, 19, 28; Petron. 111.

Wirkung wie die mittelalterlichen Galgen, und Cyprian sagt ausdrücklich, die fürchterlichsten Strafen machen keinen Eindruck auf die Räuber[1].

Die Ausdehnung der extensiven Wirtschaft, der Jagd- und Weidegründe vereitelten ihre Bemühungen; Hirten und Räuber waren verwandt[2]. Wenn eine Gegend von den Räubern gesäubert war, so flohen sie in eine andere, wenn militärische Streifen in den Pontinischen Sümpfen und den Wäldern bei Cumä angestellt wurden, sagt Juvenal, strömte alles Gesindel nach Rom, wie um sich hier mästen zu lassen, die Schmieden reichten nicht aus, um Ketten anzufertigen. Dort fanden sie zahlreiche Genossen unter den Bettlern und Freunde unter den Sklaven. Gerade flüchtige Sklaven wandten sich aus Überdruß gerne diesem bösen Handwerke zu. Unter Septimius Severus beunruhigte der Räuberhauptmann Bulla Felix mit 600 Mann Italien längere Zeit mit wachsender Kühnheit. Da einmal zwei seiner Leute in Gefangenschaft gerieten und zur Arena verurteilt wurden, stellte er sich selbst dem Gefangenwärter als Statthalter vor und sagte, er brauche solche Leute, und befreite sie. Als ein Heerhaufe gegen ihn auszog, ging er zum Hauptmann und versprach, ihm den Bulla auszuliefern, und der Hauptmann ließ sich täuschen und wurde mit geschorenen Haaren an den Kaiser zurückgeschickt mit dem höhnischen Auftrag, ihm zu sagen, er solle seine Diener besser bezahlen, damit sie nicht nötig hätten, Räuber zu werden. Dieser Hohn zwang den Kaiser, alle Mittel aufzubieten, den Banditen zu fangen; er gelangte aber nur durch den Verrat der Geliebten des Schächers an sein Ziel und warf ihn dann den wilden Tieren des Zirkus vor. Anschauliche, spannende Räubergeschichten erzählt Apulejus von Griechenland. Zwei Räuberscharen hausten nebeneinander in der Nähe von Theben. Die eine Schar überfiel das Haus eines reichen, geizigen Mannes zu Hypata, brach ein Loch in die Stallwand, überwand und knebelte die Insassen. Die andere Schar plünderte in Theben und verlor dabei einen Führer. Dieser hatte nämlich am Hause eines reichen Geldhändlers die Hand durch ein Schlüsselloch gesteckt, um den Riegelbolzen zu heben; allein er wurde bemerkt und die Hand mittelst eines Stiftes festgenagelt. Vom Dache des Hauses schrie der Besitzer:

---

[1] Ad Donat. 6.

[2] Tac. ann. 4, 27; Dig. 19, 2, 9, 4. In Gallien entflohen um 300 berittene Hirten und verbanden sich mit den aufständischen Bauern, den Bagauden, vergleichbar den Bukolen. C. Th. 9, 29, 2; 9, 31.

„Feuer, Diebe!“ so blieb nichts anderes übrig, als die Hand abzuhauen. Da aber die Fortschaffung des Verwundeten Mühe machte, bat er seine Genossen, ihn zu töten, und da sie es nicht taten, erstach er sich selbst. Hierauf benützten sie die Gelegenheit von Festspielen, in Platää zu rauben. Für die Tierhetzen war eine große Anzahl von Bären bestimmt, weil aber eine Seuche unter ihnen ausbrach, wurden sie dem Volke als leckerer Braten überlassen. Nun verschafften sich die Räuber einen toten Bären, zogen ihm das Fell ab, steckten einen der Ihrigen, den Mutigsten, hinein, schlossen ihn in einen Käfig und schickten ihn mit einem Begleiter und einem gefälschten Brief als angebliches Gastgeschenk an einen reichen Mann. Der erfreute Empfänger wies ihm einen schönen Platz in seinem Hause an. Als alles in tiefem Schlafe lag, öffnete der falsche Bär Käfig und Haustüre und ließ seine Genossen herein, die, so viel sie vermochten, an Gold und Silber zusammenrafften und es in entleerten Gräbern außer der Stadt bargen, um gleich wieder zurückzukommen. Inzwischen hatte aber ein Sklave den Bären herumgehen sehen, hatte die anderen Sklaven geweckt, und diese suchten den Bären einzufangen, der auf die Straße entwich. Über dem Lärm erwachte die ganze Nachbarschaft, die Hunde stürzten sich auf ihn los, und ein Schlächter stieß ihn durch die Brust; bis zum letzten Augenblick blieb der Räuber seiner Rolle getreu. Es kam eben nicht selten vor, daß die Listigen von noch Listigeren übertölpelt wurden, daß List über List siegte. So ging es jener Räuberschar. Der Bräutigam eines geraubten Mädchens gesellte sich zu ihnen und wußte so zu bramarbasieren, daß sie ihn sogar zum Hauptmann erwählten. Er berauschte sie und überlieferte sie ihren Feinden [1].

Ein freier Tummelplatz für menschliche Raubtiere war das weite Meer, dessen Säuberung sich schon die Republik und dann viele Kaiser hatten angelegen sein lassen. Auf die Dauer versagten alle Mittel, und seitdem das Reich niederging, wurde das Unwesen stärker als je. In den griechischen Romanen des vierten Jahrhunderts bildet der Menschenraub eine gewöhnliche Verwicklung, einen Schicksalsknoten, der sich nach vielen Verschlingungen wieder löst [2].

---

[1] Met. 4, 7; Lucian. cataplus 6, Hermot. 22, dial. mort. 27.

[2] Arrian beschrieb das Leben eines Räubers. Vgl. Luc. Alex. 2.

7. Seereisen.

Nicht nur der Seeräuber wegen, sondern auch aus anderen Gründen scheuten die Römer das Wasser, schon aus religiösen Bedenken; denn sie hielten mit den Griechen ein Grab im tiefen Wassergrunde für das schlimmste Schicksal eines Menschen; tausend Jahre mußte an den Ufern des Styx umherirren, wem die letzten Ehren versagt blieben. Die von der Natur, den Göttern gesetzten Schranken zu überspringen, galt als vermessen, als titanische Verwegenheit, die den Zorn der Götter hervorufe [1].

Da den Alten der Kompaß fehlte, konnten sie bei trübem Wetter, wo keine Sonne und kein Stern zu sehen war, nur aufs Geratewohl zutreiben, und mußten im Winter auf die Seefahrt verzichten. Besonders peinvoll waren die Nächte, die die Reisenden auf den bloßen Bodendielen, auf dem Verdeck oder im untern Schiffsraum ohne Betten zubringen mußten. Da lag alles beisammen, auf großen Schiffen mehrere hundert Personen; jeden Mutwillen verscheuchten aber die harte Lage und schlechte Kost [2]. Feuer wurde auf dem Schiffe wegen der großen Gefahr kaum angemacht und an warme Speisen war nicht zu denken. Wollte man kochen, so mußte man an das Land gehen — aus diesen und anderen Gründen hielt man sich möglichst nahe der Küste. Hartes Brot, geräuchertes Fleisch, rohe Fische und Gemüse, besonders Knoblauch, dazu Essigwein in einem nach Pech und Teer riechenden Gefäße mußten gewöhnlich genügen. Auf Handmühlen zerriebene Gerstenkörner, zu einem Brei zusammengerührt und gekocht, war schon etwas Besseres [3]. Zum Essen setzte man sich wohl auf Hanfstricke. Bei stürmischen Fahrten und ihren Folgen dachte natürlich niemand ans Essen. Auf der Romreise des heiligen Paulus blieben bei 300 Reisende vierzehn Tage ohne Nahrung, obwohl sie eine starke Ladung Weizen mit sich führten. Wie atmeten endlich die Armen auf, als sie am Lande sich ans warme Feuer setzen und trocknen konnten! Aus der Beschreibung dieser Reise, die Paulus mit einer ganzen Kohorte zusammen machte [4], ist zu ersehen, wie schwierig, gefahrvoll und unbequem das Reisen war. Wegen der großen Kosten einer Überwinterung in einem Zwischenhafen, die dem Schiffsherrn zur Last fielen,

---

[1] Hor. carm. 1, 28; Tac. Germ. 34.
[2] Syn. ep. 4; Luc. Jup. trag. 48; Cic. ep. ad Att. 5, 12.
[3] Liv. 28, 45; Plin. 22, 68; Plaut. Poen. 5, 5, 35; Persius 5, 147.
[4] Apg. 27.

überließ er das Fahrzeug den Gefahren stürmischer Fahrt, worin es beinahe zugrunde ging. Die Matrosen wandten alles auf, gürteten, unterbanden das Schiff, ließen das Geschirr, die Treibanker, Schleiftrossen nieder, um das Schlenkern zu mildern, und zogen die Segel ein. Da das Schiff großen Tiefgang hatte, erleichterten sie es mehr und mehr, warfen die Ladung aus, dann das Schiffzeug, Stangen, Rahen, Takelwerk und Ruder. Der Apostel stärkte den sinkenden Mut und endlich glaubten die Schiffsleute, vermutlich am Treibanker, zu merken, daß sie dem Lande sich näherten, und maßen wiederholt die Tiefe mit dem Senkblei. Nun suchten sie selbstsüchtig zu entfliehen, ließen das Rettungsboot auf die See herab unter dem Vorwand, sie wollten Anker auswerfen. Paulus machte die Soldaten auf die Gefahr aufmerksam, daß dadurch eine Panik entstände, und diese kappten nun rechtzeitig die Taue vom Boot und ließen es treiben. Bald darauf nahte doch das Land, aber das Schiff strandete, die Besatzung rettete sich teils auf Brettern, teils auf den Trümmern des Schiffes. Daher riet ein Satiriker jedem Seereisenden, sich außer mit einem Brotnetz und einer Weinflasche mit einer Axt zu versehen; denn das gehöhlte Holz gleiche zu sehr einem Sarge. Habgierige, meint ein anderer, hätten den Beutel in der Hand oder in den Zähnen ihr Grab darin gefunden [1]. Mindestens verloren viele ihr Vermögen, wie die Mutter des Klemens von Rom nach dem bekannten Roman.

Im Winter ruhte die Schiffahrt, was uns manches begreiflich macht. So mußte Paulus ein ganzes Vierteljahr auf der Insel Malta verbringen, bis ihn ein alexandrinisches Schiff, an dessen Vorderteil die Dioskuren prangten [2], nach Pozzuoli brachte. Cynthia, die Geliebte des Catull, wollte im Spätherbst mit einem Beamten über Meer, aber der Winter stand vor der Tür, was den Dichter beruhigte. Im Frühjahr, meinte er, werde er schon am Ufer stehen und den Fluch der Götter auf das Schiff herabrufen.

Wegen der vielen Schwierigkeiten konnte die Schiffahrt nicht recht gedeihen. Der von Trajan verurteilte heilige Ignatius legte fast seine ganze Reise von Antiochien nach Rom auf dem Landweg zurück, gebunden, wie er sagt, an zehn Leoparden, d. h. an einen Manipel Soldaten. Immerhin konnte er in vielen Christengemeinden

---

[1] Juv. 12, 58; 14, 296; Pers. 6, 29; Prop. 3, 5.

[2] Andere Schiffszeichen (Gans, Isis) s. Luc. Nav. 5. Dahin gehört auch das Tropaion, Labarum. Vergleiche mit der Seefahrt Luc. Jup. trag. 47; Sen. ep. 85.

einkehren, aber auf diese Weise so wenig wie Paulus die den Staatsgefangenen auferlegte Tagesleistung von zwanzig Meilen einhielten [1]. Auch die Vornehmen zogen einen langwierigen Landweg dem unsicheren Meere vor. Cato sagte einmal, keine Handlung bereue er so sehr, als daß er einmal eine Reise zu Wasser gemacht habe, die er zu Lande hätte machen können.

XIV.
Die Kaiser und ihr Regiment.

1. Die Grundlage des Kaisertums.

Eine einigermaßen ausreichende Sicherheit, Ordnung und Gerechtigkeit ließ sich unter den gegebenen wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen nur durch einen einheitlichen Willen, eine mehr oder weniger starke Gewaltherrschaft durchführen. Nur ein König oder Kaiser konnte über ein stehendes Heer gebieten und einen erträglichen sozialen und nationalen Frieden herstellen. Wohl waren die ehemals herrschenden Stände, die Geburts-, Amts- und Geldaristokratie unzufrieden, nicht aber das Volk und die Provinzen [2]. Die Provinzialen atmeten leichter, da sie am Kaiser einen sicheren Schutz gegen die Statthalter als am Senat fanden, und die Bevorzugung der Römer und Italiener mehr und mehr aufhörte. Durch das Kaisertum wurde eine Annäherung der verschiedenen Provinzen ermöglicht und die Reichseinheit besser verwirklicht, als es unter einem selbstherrlichen Statthalterregiment, ja selbst unter einer Reichsvertretung geschehen wäre; die Einheit fand im Kaisertum ihre Stütze und ihren Ausdruck [3].

---

[1] Dig. 2, 11, 1.

[2] Evenit, ut necesse esset reipublicae per unum consuli; nam senatus non perinde omnes provincias probe gerere poterat; D. 1, 2, 11. Corpus fecit ex membris, et ex omnibus unus est populus, Florus 2, 18. Nach Cicero hätte das alte Rom kein imperium, sondern nur ein patrocinium geübt (de off. 2, 8). Obwohl nun die Kaiser ein imperium einführten, zogen es die Provinzen doch dem alten Regiment vor.

[3] Zu einer Vertretung kam es zwar nicht — der Gedanke blieb dem Altertum fremd, obwohl Augustus schon eine darauf abzielende Einrichtung getroffen hatte. Die Dekurionen konnten nämlich in den italienischen Städten ihre Wahlstimmen schriftlich einschicken, Suet. Oct. 46. Indessen ersetzten häufige Gesandtschaften die Vertretung.

Der Kaiser vereinigte in sich alle Gewalt, die Zivil- und Militärgewalt entgegen allen Grundsätzen, die einst zu Rom geherrscht hatten; er war zugleich Feldherr und Bürgerherr. Wie ein Feldherr hatte er sein Lager, seine Castra[1] und sein Feldherrnzelt, Prätorium: ein Ausdruck, der immer das wechselnde Standquartier, die Residenz des Kaisers bezeichnete. Die Feldherrnschärpe, die wenigstens später purpurn war, kennzeichnete den Imperator, sonst kein anderes Abzeichen; als Caligula ein Diadem aufsetzte, hielt man es für Wahnsinn. Mehrere Kohorten, die Prätorianer, bildeten seine Leibwache, und seine Bediensteten waren alle gewissermaßen Soldaten, mochte ihr Schwert auch eine Feder sein, sie waren seine Palatine[2]. Dagegen konnte der Senat nicht aufkommen, und die Mitregierung, die ihm einst Augustus eingeräumt hatte, verblaßte mehr und mehr zu einem bloßen Scheine. Da Rom nun doch einmal einen Herrscher brauchte, konnte es nur ein unbeschränkter sein; etwas Unbedingtes lag schon im Begriffe der Herrschaft, sogar schon bei der Urzelle des Staates, bei der Familie. Wie der Hausvater über die Seinigen, gebot der Reichsherr über die Untertanen, die ihm mit Gut und Blut verfallen waren. Frühere Gesetze banden ihn nur soweit, als er selbst es für gut fand; er brauchte die alten Gesetzgebungsfaktoren nicht zu beachten. Da er auch Oberpriester war, hinderten keine Augurien mehr. Von einem Restripte, von einem Worte hing Leben und Eigentum von sechzig Millionen ab. Gefällige Juristen haben später den tatsächlichen Zustand rechtlich festgelegt, daß des Kaisers Wille Gesetz sei. Mit viel mehr Recht als ein französischer König hätte der Kaiser sagen können, „der Staat bin ich.“ Zwar war der Begriff des Staates noch gar nicht gefunden, hinter den sich ein Despot verbergen konnte[3], aber immer, wenn wir Neueren vom Staat sprechen, sagte der Römer Kaiser. Der Staatsschatz war Kaiserschatz, das Staatsheer Kaiserheer.

Die Charakterlosigkeit der entarteten Römer trug alles dazu bei, das Herrschaftsbewußtsein noch mehr zu steigern. Vom Volke war schon

---

[1] Daher familia, numerus castrensis, fiscus castrensis. Die Oberaufsicht über den gesamten Hofstaat hieß ratio castrensis.

[2] Auch Caesarienses werden sie genannt. Von Wichtigkeit war es, daß der Kaiser von Anfang in einem Lande unbeschränkt, autokratisch regierte, nämlich in Ägypten.

[3] Manche Kaiser führten wohl die res publica im Mund. Sogar als Diener der res publica gebärdeten sie sich, sie kämpften für sie, wie sie sagten; v. Aurelian 9, 13, 14; Albin. 12; Hadrian 4, 8; D. 1, 11; 4, 6, 40.

längst nichts mehr zu erwarten gewesen, es war ein Spielball in den Händen der Mächtigen geworden; aber auch unter den adeligen Ständen, unter dem Senat fanden sich keine Männer mehr. Die Furcht vor Strafe oder die Hoffnung auf Gewinn beherrschte ihre Gemüter und machte sie zu Sklaven. Nur ein Heilmittel wußte man noch gegen diese Charakterlosigkeit, die geheime Abstimmung, jenes traurige Rettungsmittel, die letzte Zuflucht unfreier Seelen[1], eine Zuflucht der Unverschämtheit, wie Plinius meint. Denn viele schrieben im geheimen auf ihre Täfelchen allerlei Unsinn, Unarten, Possen und Zoten[2]. Offen überboten sich alle in Kriecherei und Schmeichelei; wenn der Kaiser erschien, erschollen die unterwürfigsten Zurufe. Manche Senatsitzungen scheinen in Lobeshymnen auf den Kaiser aufgegangen zu sein; ein Zuruf, ein Heilruf drängte sich an den anderen. Schon Nero hatte die Zurufe durch einen Zeremonienmeister feststellen und in ein System bringen lassen. Was die Kaiser vormachten, das machten die Römer sklavisch nach. „Biegsam werden wir vom Kaiser nach jeder beliebigen Seite gelenkt und schmiegen uns seinem Vorgange an," so sprach der jüngere Plinius vor Trajan[3]. Trieb der Kaiser Musik, so machten es die anderen auch so, trieb er Gymnastik, so turnte alles; begünstigte er die Philosophie, so wimmelte es von Philosophen. Trotzdem war kein Kaiser seines Thrones sicher; denn dem Volke fehlte jedes Gefühl der Legitimität. Unter zehn Kaisern starb höchstens einer eines natürlichen Todes; ihr Blut floß reichlich, sei es im Senate oder in seinem Palaste, bemerkt Tertullian. Die Herrschergrundsätze wechselten immer wieder, nur der Wechsel war beständig. Daher wurde die Fortuna, das Glück, viel verehrt, sie galt vielfach als die Hauptgöttin. Hundert Tempel hatte man der Fortuna errichtet, keinen einzigen der Vernunft, sagt Fronto.

2. Rechtsbeugung.

Die Gerechtigkeit haben die Römer wohl hoch verehrt und eine mustergültige Rechtsordnung geschaffen. Das Recht regelte die Beziehungen des einen zum andern, gewährte aber keinen genügenden Schutz gegen die Staatsgewalt. Als Herren des Staates waren die Kaiser auch Herren des Gesetzes, Herren von Gut und Blut der Untertanen. Sie trieben ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben. „Tausende

---

[1] Ep. 3, 20; 4, 25. Sall. ad Caes. 1, 11.
[2] V. Alex. Sev. 6—12.
[3] Paneg. 45.

köpfte der eine Mann," sangen die Soldaten hinter dem tapfern Kaiser Aurelian; „soviel Wein verschenkt kein Kneipwirt, als er Blut vergoß". Diese grauenhafte Gleichgültigkeit mußte die übelsten Folgen haben und den sittlichen Sinn auch für geringere Frevel abstumpfen. Wenn das Menschenleben nichts galt, was sollte dann die Ehre, die Reinheit, das Eigentum gelten? Caracalla erwog einmal den Gedanken, ob es ihm nicht erlaubt wäre, seine eigene Mutter zu heiraten, und diese soll ihm erwidert haben: „Du bist Kaiser, du darfst alles [1]." Manche Kaiser feierten Hochzeiten mit ihren Ganymeden und Verschnittenen. Berüchtigte Kaiser ließen sich als Weiber kräftigen Männern vermählen. Diese Beispiele wirkten ansteckend auf die höhere Gesellschaft, die Zügellosigkeit und Freiheit miteinander verwechselte. Sogar gefällige Stoiker bestimmten, frei sei, wer tun dürfe, was er wolle [2]. Die sittliche Ungebundenheit mußte entschädigen für die politische Knechtschaft.

Ein unbeschränktes Regiment läßt sich nur aufrecht erhalten durch ein starkes Heer und eine starke Polizei. Daher schufen sich die Herrscher eine Leibwache [3], umgaben sich mit Gefolgstruppen, die an Zahl hinter dem Grenzheer nicht allzuweit zurückblieben [4], verbanden mit dem Prätorium eine Polizei [5], bestellten viele Geheimagenten und gewannen für diesen Dienst Fouriere, Postbeamte und Veteranen [6]. Nirgends in Privat- und öffentlichen Gebäuden war man vor den Spionen und Spitzeln sicher, die durch herausfordernde Reden und verstellte Kaiserbeleidigungen die Leute herauslockten. Für Ruhe und Sicherheit sorgten endlich die dem Stadt- und Polizeipräfekten unterstellten Mannschaften [7].

3. Steuerlast.

Die Staatsausgaben waren ursprünglich sehr gering, da die Beamten keinen Gehalt und die Soldaten keinen Sold erhielten. Kriegsdienst und Staatsdienst galt als eine Ehre [8].

[1] A. Vict. Caes. 21.

[2] Pers. 5, 87; Sen. ep. 44.

[3] Praetorium, palatini.

[4] Comitatenses, später noch vermehrt mit pseudocomitatenses.

[5] Speculatores, equites singulares unter dem praefectus praetorio.

[6] Curiosi, agentes, frumentarii, beneficiarii.

[7] Cohortes urbanae, vigiles (praefectus vigilum).

[8] Im Kriege fühlte sich gleichsam jeder unmittelbar bekämpft, angegriffen, und so hatte seine Kriegspflicht keine Schwierigkeit. In erster Linie

Anders wurde das mit der gewaltigen Ausdehnung des Reiches. Die Eroberungen brachten große Gewinne, und Soldaten und Beamte gewöhnten sich daran, auf sie zu rechnen und sich in den Provinzen zu bereichern. Auf die Dauer konnte aber die willkürliche Ausbeutung nicht geduldet und mußte ein Sold eingeführt werden, zuerst für die Soldaten, später für die Beamten. Nur die gemeinen Soldaten erhielten eine Löhnung, die Offiziere Anweisungen auf Lebensmittel [1]. Höhere Beamte verschmähten einen Lohn, nicht nur, weil im Altertum Arbeit um Lohn entwürdigte, sondern weil es dem herkömmlichen republikanischen Grundsatze entsprach, hohe Ämter nur um der Ehre willen zu übernehmen. So erhielten nur niedere Beamte einen Sold von 600, mehr oder weniger Sesterzien [2]. Nun mußten aber die Kaiser immer häufiger weniger bemittelte Leute in ihren Dienst ziehen und sie vor den Versuchungen des Amtes, gegen die Bestechung und vor der Erpressung schützen, boten daher zunächst Prokuratoren aus dem Stande der Freigelassenen Unterstützungen an, wie ja auch Private ihren Freigelassenen Cibarien auswarfen. Mit der Zeit dehnte sich diese Besoldung auf die Freien aus. Ihre Bezüge, meist in Naturalien, in Korn, Fleisch, Wein, Kleidern, sogar in Zugtieren, Sklaven bestehend, aber in Geld angesetzt, bewegten sich zwischen 60 000 und 300 000 Sesterzien [3], der Tagesgehalt zwischen 40 und 200 Denaren, im Vergleich zu anderen Gehalten eine schöne Entlohnung. Statthalter erhielten etwas mehr, vermutlich eine Million Sesterzien [4].

Große Summen verschlang die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude und der Staatsanstalten. Dazu gehörte der ganze Kultus mit

---

leistete der Bürger, was zum Kriege nötig war, Kampf und Handarbeit, und nur soweit es für den Krieg nötig war, gab er auch Geldbeiträge. Bei glücklichen Kriegen erhielten die Bürger eine Entschädigung aus der Beute, daher hatte der Tribut den Charakter eines Vorschusses, einer Zwangsanleihe. Doch betrug das Budget schon 70 v. Chr. etwa 50 Mill. Drachmen (Plut. Pomp. 45).

[1] Cibaria, vestiaria, diaria, calciaria, alimenta, salaria; v. Prob. 4; Aurel 9, 12.

[2] Merces der apparitores, lictores, Bruns 120.

[3] Salarium offerre, deferre, decernere, instituere.

[4] Sexagenarii mit 60 000 Sersterzien waren der proc. monetae, praef. vehiculorum, proc. ad alimenta; andere waren centenarii, ducenarii, letzteres z. B. der Prokurator von Syrien und Palästina; auch die Staatsräte erhielten solche Gehälter, die consiliarii 100 000 Sesterzien, die adsumpti in consilium (Assessoren) 50 000 Sesterzien (v. Pesc. Nig. 7); 300 000 Sesterzien erhielten die procuratores rationis privatae. S. S. 243 Nr. 5.

samt den Spielen. In einem einzigen Jahr kosteten die Spiele einmal 370 000 Goldmark, und doch waren das noch lange nicht alle Spielausgaben, da häufig auch Private solche Spielausgaben übernahmen und sich dabei zugrunde richteten. Noch gewaltigere Summen waren notwendig für die Getreideversorgung und die Kinderstiftungen, die größten natürlich für das Heer.

Zehn Milliarden Denare (8 Milliarden Goldmark) seien ihm nötig, meint Vespasian, um den Staat instand zu setzen [1]. Es handelte sich dabei allerdings um eine außerordentliche Lage, da unter den vorausgehenden Regierungen Schulden und Fehlbeträge sich angehäuft hatten und die öffentlichen Aufgaben vernachlässigt worden waren [2]. Aber einigermaßen einen Begriff von den Staatseinnahmen mag der Ausspruch doch erwecken. Auf etwa 400 Millionen Mark schätzte man die Staatseinnahmen; insgesamt mögen etwa 800 Millionen erhoben worden sein, da viel Geld in Zwischenhänden hängen blieb; die Bevölkerung kann 60, kann aber auch 100 Millionen betragen haben [3]. Mit der Zeit steigerten sich die Staatsbedürfnisse und wuchsen die Lasten, zumal da die Krongüter zurückgingen. Der Staat legte seine Steuern vor allem auf Grund und Boden in der Form von Zehnten und Stipendien, sodann auf den Umsatz, erhob Zölle, Erbschafts- und Freilassungsgebühren, erhob endlich eine Kopfsteuer, die allmählich zu einer Vermögens- und Gewerbesteuer ausgebaut wurde. Die vielen Lasten drückten um so mehr, als die Bevölkerung sank und die Handelseinfuhr die Ausfuhr übertraf. Immer gefährlicher wirkte die Überlastung; denn nichts ist schlimmer als eine Überspannung der Steuern. Daher griff der Staat zu verschleierten Bankrotten, indem er die Münzen immer mehr verschlechterte, und nahm zuletzt zu einem allgemeinen Wirtschaftszwange, einer Art Sozialisierung, seine Zuflucht.

---

[1] Dio 78, 22.

[2] Suet. Vespas. 16. Die Stelle wurde schon dahin aufgefaßt, daß damit die ganze Summe der Umlaufmittel oder umgekehrt nur der Staatsschatz verstanden wurde.

[3] Suet. Cal. 37; Dio 59, 2. Unter Hadrian gab es schon 900 Millionen Sesterzien Steuerrückstände, C. J. L. 6, 967; Gibbon ch. 6, 17; in Gallien allein trug nach Savigny die Grundsteuer 360 Millionen Mark; Schriften II, 138.

4. Staatskasse.

Die Einkünfte und Finanzen des Reiches liefen nicht an einer einzigen Stelle des Reiches zusammen, sondern in verschiedenen Kassen und Magazinen. Bei der vorherrschenden Naturalverpflegung und Naturalbesteuerung waren viele Magazine notwendig. Da gab es eine eigene Getreideverwaltung, eine getrennte Erhebung der Erbschaftssteuer, der Zölle, der Freilassungssteuer, ein eigenes Bergwerks- und Münzamt[1], und neben zentralen Verwaltern in Rom Provinzialverwalter, die überwogen zu haben scheinen, dazu viele Magazinverwalter[2]. Ein solcher Schatzmeister bedeutete etwas anderes als heute ein Magazinverwalter[3].

Die Verteilung der Staatseinnahmen in unzählige Magazine begünstigte Veruntreuungen und machte daher eine große Zahl von Überwachungsbeamten notwendig. Einen gewissen Mittel- und Sammelpunkt bot der Staatsschatz, die Staatskasse. Wie bei allen alten Völkern, denen das Kreditwesen fehlte, war auch den Römern ein ansehnlicher Barvorrat unumgänglich, und war der Schatz der Nerv des Reiches. Um ihn sicherer zu bewahren, wählten die alten Völker gerne heilige Orte; so lag der alte Staatsschatz, der Senatsärar, im Saturntempel und hieß daher auch Saturnschatz. In demselben Maße als der Senat seine Bedeutung verlor, trat seine Kasse in den Hintergrund gegen den kaiserlichen Fiskus und die Privatkasse[4], um so mehr, als der Senat schlecht wirtschaftete und eine ungenügende Aufsicht führte. Am Kaiserhofe bestanden mehrere Einnahmestellen, und die Unterschiede der Kassen waren keine eingreifenden, prinzipiellen; namentlich fehlte der wesentliche Unterschied zwischen der Staatskasse und der Privatkasse des Kaisers. Der Unterschied wurde absichtlich verwischt, damit die Klemmen des einen Schatzes durch die Mittel des andern

---

[1] Procuratores hereditatium, vectigalium, lapicidinarum, marmorum, ferrariarum, argentariarum, aurariarum, massae, monetae, vinorum.

[2] Neben dem praefectus annonae gab es eine Reihe procuratores annonae, portus, a frumento, alimentorum, cellarii, thesaurorum, aerarii.

[3] Aus gleichen Gründen spielen auch in mittelalterlichen Pfalzen und Klöstern die Kellermeister, eigentlich Magazinmeister, cellarii, cellerarii, eine große Rolle.

[4] Res privata, patrimonium. Einzelne Kaiser scheinen Schatzdarlehen gegeben zu haben. Suet. Aug. 41; Plin. ep. 10, 62; v. Anton. 2; Dio 73, 8. Ein ganz ähnliche Unterscheidung kam im Ausgang des Mittelalters auf zwischen der landständischen Kasse, auch Landkasse, Kriegs-, Kontributionskasse genannt, und der landesherrlichen, fürstlichen Kammer-Domänenkasse.

gehoben werden konnten [1]. Erst unter Septimus Severus finden sich Spuren einer Trennung zwischen dem Fiskus, dem Krongut und dem Privatschatz, eine Trennung, die bis zu den Provinzkassen sich erstreckte [2]. Eine Zivilliste im heutigen Sinne fehlte also; im großen ganzen waren die Grundsätze der privaten Haushaltung und Haushaltungsrechnung maßgebend und vorbildlich.

Ob es eine Oberrechnungskammer, eine Oberkontrolle über das ganze Rechnungswesen gab, ist nicht ganz klar; doch begegnet uns am Kaiserhof eine Art Schatz- und Rechnungsamt mit einem Finanzminister, Schatzminister an der Spitze [3], den man später bezeichnend genug den Mann der heiligen Schenkungen [4] nannte; denn der Kaiser bezahlte nicht, er schenkte nur, da ihm ja alles gehörte. Einen Finanzminister rühmt Statius: „Unter deiner Obhut steht alles Gold, welches Spanien und Dalmatien aus ihren Bergwerken gewinnen, die Ernten von Afrika, das Korn, welches auf den Tennen Ägyptens ausgedroschen wird, die Perlen, die von den Tauchern aus den Tiefen der östlichen Meere geholt werden, die Wolle der Herden, die am Galäsus weiden, das kostbare Holz der mauretanischen Wälder, das Elfenbein Indiens, und alles, was uns die Flotten der Kauffahrer aus dem Süden, dem Osten und dem Norden zuführen. Du hast zu bestimmen, was von einer Zeit zur anderen den Legionen und dem Volke gezahlt werden soll; du hast über die Ausgaben für die Tempel, für die zur Bändigung der Ströme erbauten Deiche, für die Heerstraßen zu verfügen. Du hast die Masse des Goldes zu verrechnen, welches zum Schmucke der Zimmer des Kaisers, zur Herstellung der Götterbilder, zur Prägung der kaiserlichen Münzen verwendet werden soll [5].“

---

[1] Augustus verwendete 1400 Millionen Sesterzien aus eigenen Mitteln für den Staat (Suet. Aug. 101).

[2] Res privata Krongut, patrimonium Schatullgut; v. S. Sev. 12; D. 30 39, 10; 3, 26, 9; 19, 49, 7.

[3] Ratio thesaurorum, summae rei. Von dort wurden die Summen an die einzelnen rationes verteilt; später erscheint sie als eine bloße Schatzkammer; v. Hadr. 20.

[4] Procurator a rationibus, rationalis summae rei, später comes sacrarum largitionum. Gleiche Titel hatten auch die Finanzbeamten mehrerer Diözesen.

[5] S. 3, 3, 86.

XV.

Hohe Staatsbeamte.

1. Alte und neue Beamte.

Die alten republikanischen Beamten blieben alle bestehen, zumal soweit der Senat eine Gewalt hatte, und die Kaiser selbst waren bemüht, die alten Würden aufrecht zu erhalten. Sie wiederholten und verschärften frühere Verordnungen gegen Wahlbestechungen, den Ambitus, und verlangten, daß die Beamten den dritten Teil ihres Vermögens auf liegende Güter anlegten[1]. Unter den Kandidaten herrschte ein großer Wettbewerb um die Gunst der Wähler noch im vierten Jahrhundert. Man könnte glauben, Cyprian hätte zur Zeit Ciceros gelebt, wenn er schreibt: „Man sieht zwar, wie ein Beamter sich vorteilhaft abhebt von den andern durch seine prächtige Uniform, wie er sich selbst gefällt im Glanze seines Purpurs — aber man vergißt, durch welch schmutziges Benehmen er diesen Glanz erkauft hat. Wie oftmals mußte er zuvor die stolze Verachtung hochmütiger Menschen ertragen! Wie oft stand er in den Morgenstunden vor der stolzen Pforte, um demutsvoll seinen Morgengruß zu bieten! Wie oft ist er, in die dichten Scharen der Klienten eingedrängt, vor den stolzen Schritten anderer gewandelt, damit auch ihm das Glück erblühte, vor sich eine pomphafte Begleitung einherziehen zu sehen, die nicht einmal ihm, sondern seinem Amte gilt. Und das Ende? Ist seine Amtszeit um, sieht er sich verlassen von seinen Parteifreunden; dann regen sich die Gewissensbisse beim Anblick seines verarmten Hauses, denn jetzt zeigt sich ihm der Schaden an seinem Vermögen, mit dem er die Gnade der Plebs erkauft, die Volksgunst erfleht hat[2]."

Die Kaiser haben die Zahl der Beamten stark vermehrt, die verschiedenen Befugnisse getrennt und den einzelnen Beamten keinen allzu großen Spielraum gelassen. Am ehesten bevorzugten sie die in ihren Kanzleien und im Heere Bediensteten und hier hatte wieder den ersten Rang der Vorstand der kaiserlichen Leibwache, des Prätoriums, der Gardeoberste[3], der Oberbefehlshaber und Oberrichter[4]. Inner-

---

[1] Plin. ep. 6, 19.

[2] Ad Don. 11.

[3] Praefectus praetorio.

[4] Die berühmten Juristen Ulpian, Papinian, Paulus waren praefecti praetorio.

halb des Stadtbezirkes hatte der Stadtpräfekt, den das Friedenskleid, die Toga, kennzeichnete, die oberste Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt in der Hand und besorgte die Verpflegung, das Bauwesen und die Wasserleitung. Im Reiche waren es Prokuratoren, Präfekte, Comites, denen die Teilgebiete der Staatsverwaltung, die Flotte, die Polizei, die Post, die Straßen, die Spiele, Bergwerke, Steuern usf. unterstanden [1].

2. Die Freunde und der Rat.

Wie diese neuen Beamten die alten in den Hintergrund drängten, so trat an Stelle des Senates der Rat [2] der Freunde, der Comites, der Mehrzahl nach Günstlinge, neben denen die auserwählten Senatoren, Ritter, Beamte und Juristen eine mehr oder wenig bescheidene Rolle spielten [3]. Freunde, Begleiter, Gesellschafter, Vertraute hatte jeder angesehene Mann, jeder hohe Beamte neben einer größeren und kleineren Zahl von Klienten. Von einem solchen Kontubernalen rühmt Plinius, er habe mit ihm alles geteilt, Freud und Leid, Scherz und Ernst [4]. Jeden Morgen mußten die Freunde mit den Klienten erscheinen und wurden auch vom Kaiser mit einem Kusse begrüßt [5]. Der Liebe schadete es aber durchaus nicht, daß die Kleider zur Vorsicht untersucht wurden, ob sie keine Waffen verhüllten, da die Freunde nicht selten den Freund erdolchten. Ein Satiriker schildert anschaulich, wie sich die Herren herandrängten und erniedrigten. Da war zuerst der Stadtpräfekt, ein guter Mann und gesetzkundig, aber er hatte der Gerechtigkeit das Schwert entzogen. Dann kommt ein würdiger Greis, der gerne Ernstes gesprochen hätte, sich aber dafür über das Wetter unterhalten muß. Es ist ein wahres Wunder, daß noch ein Edelmann ein hohes Alter erreicht. Den Acilius begleitet sein Sohn, der einst nackt auf der Arena mit Bären gekämpft und wohl

---

1 Procurator voluptatum, comes aquarum, formarum, curator viarum.

2 Consilium, consistorium.

3 Consiliarii und adsessores mit Gehalt, außerordentliche Mitglieder waren die praefecti praetorio, urbi, consules, praetores. Es gab amici primae, secundae, tertiae admissionis, eine cohors comitum.

4 Ep. 2, 13.

5 Wenn der Kaiser die Stadt verließ und sie wieder betrat, mußte er die Senatoren küssen (Suet. Ner. 37, Plin. Paneg. 24, 2); bei der salutatio hatte der Gardepräfekt das Recht auf den ersten Kuß. Die späteren orientalisierenden Kaiser gingen davon ab.

die Rolle des Brutus gespielt hätte. Rubrius, von edler Herkunft, tritt frech auf, obwohl ihn eine alte unnennbare Schuld drücken sollte. Montanus schleppt langsam seinen Bauch herbei. Crispinus stinkt nach der Morgensalbe ärger als zwei Leichen. Dann kommt ein Mörder, ein früherer Brückenbettler, ein Mädchenjäger. Und nun erörtern die würdigen Männer die Frage, was man mit einem ungeheuren Rhombus anfangen soll, den ein Fischer eben dem Kaiser zum Geschenke gebrachte hatte [1]. Dieser hatte ja das Recht auf alles, was das Meer erzeugte. Dem kaiserlichen Mahle beigezogen zu werden, rechneten sich diese Schmeichler zur höchsten Ehre an. Bei diesen Mahlen sorgten die Kaiser durch Spiele für Unterhaltung der Gäste; ihre Herzensgüte zeigte sich wohl darin, daß sie ihre Gäste aufforderten, sich auszusprechen und aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten. Noch größere Ehre war es, auf Reisen mitgenommen zu werden, wo die Freunde dann immer in der Nähe des kaiserlichen Zeltes ihr Lager angewiesen erhielten. Besonders milde Kaiser besuchten ihre Freunde, zumal in der Krankheit, nahmen teil an ihren Gastmahlen, beschenkten sie reichlich und gewährten ihnen wohl einen ständigen Gehalt. Die Freunde vermochten alles, sie seien, meint ein Redner, dem Kaiser wichtiger als die Augen, denn er könne durch sie alles sehen; wichtiger als die Ohren, denn durch sie könne er alles hören, was nottue; wichtiger als Zunge und Hände, denn durch sie könne er alles reden und tun, was von Nutzen sei. Besser, sagte man, sei der Staat daran, wo der Kaiser als wo seine Freunde schlecht seien [2].

3. Die Kanzleien.

Was vor den Rat kam, wurde vorbereitet in den verschiedenen Kanzleien oder Bureaus, deren Vorstände den Verkehr vermittelten. Hier lag der Schwerpunkt der Verwaltung besonders im Rechnungsamt, im Amt der Bittschriften und Briefe. Im Schreibamt (a libellis) liefen die Beschwerden aus allen Provinzen über Statthalter, Beamte und Richter ein. Viele Tausende von Menschen hatte nach Seneca der Vorstand zu hören, tausend Bittschriften zu ordnen und hatte alle Kräfte anzustrengen um alles zu übersehen, in alles sich hineinzuarbeiten und die Anliegen in gehöriger Reihenfolge vorzu-

[1] Juv. 4.
[2] Dio Chrys. or. 3; v. Alex. Sev. 65.

tragen[1]. Das Briefamt[2] sammelte Nachrichten, gute und schlimme[3], Kriegs- und Steuerberichte, Anzeigen über Getreideernten und Getreidelieferung und fertigte die Amtsernennungen aus. Der Briefmeister, Staatssekretär, Kanzler, wenn man so sagen will, mußte literarisch gebildet sein, und oft befanden sich bedeutende Schriftsteller in dieser Stellung[4]. Ein Archiv oder eine Registratur war regelmäßig mit dem Briefamt verbunden, manchmal auch ein Studienamt[5]. Die Amts- oder Kanzleivorstände[6] umgab eine Reihe von Gehilfen. Aber alles in allem gab es doch weniger Beamte als heute. Dem Staat stand noch kein Beamtenheer zur Verfügung, mit dem er hätte alles in die Hand nehmen können. Wurden doch sogar Steuern, Staatsbauten, Staatslieferungen ursprünglich verpachtet!

4. Freigelassene.

Trotz ihrer großen Bedeutung waren es lange nur Freigelassene, keine Freien oder Edle, die den kaiserlichen Kanzleidienst versahen; erst seit Hadrian traten auch Ritter in die Kanzleien ein. Die Kaiser begünstigten Unfreie, einmal weil sie zuverlässiger, anhänglicher als Freie waren, — Freien gestattete die Sitte keine solche Unterordung, Hinordnung, wie sie der unmittelbare Dienst des Kaisers erforderte, und dann, weil es sehr gewandte Leute waren, die sich über allen Wassern zu halten wußten. Gewöhnlich stammten sie aus dem Orient, während die Leibwache Germanen und anderen Barbaren anvertraut blieb. Überall, auch im Dienste der Statthalter, in Gemeinden treffen wir freigelassene Kanzlisten, Sekretäre, Registratoren, Notare, Zahlmeister, kurz Schreiber, wie man sie hieß. Sie waren unentbehrlich, da sie die Geschäftstradition und den Geschäftsstil wahrten, die öffentlichen Kassen und Rechnungsbücher führten. Schon Cicero sagt: „Keiner überwacht die Gesetze, daher bestimmen die Schreiber, was Gesetz sei[7]. Genau so hatten im Heere die Unteroffiziere die Leitung in der Hand.

---

[1] Sen. ad Polyb. 26.

[2] Scrinium epistolarum — ab epistolis.

[3] Im Falle schlechter Nachricht kamen die Boten mit einer Feder, in guten mit lorbeerbekränzten Lanzen (Stat. silv. 5, 1, 83, 94).

[4] Dem Horaz hatte schon Augustus ein Sekretäramt angetragen.

[5] Scrinium memoriae, a studiis, ab ephemeride, a commentariis, a cognitionibus.

[6] Magistri, principes officiorum.

[7] De leg. 3, 20.

Wo immer Berufsbeamte wie Berufsoffiziere fehlen, wiederholt sich die gleiche Erscheinung; bei Shakespeare und Dickens weiß sich der unwissende Friedensrichter ohne die Einflüsterungen seines Sekretärs nicht zu helfen, und ähnlich verhielt es sich im Altertum.

Besonders angesehen waren die Sekretäre in Griechenland, wo man auf Sprache und Stil viel hielt, weniger zu Rom, wo sie sich vielfach durch die Verbindung kriechender Gesinnung mit Hochmut und Aufgeblasenheit verhaßt machten und als Mietlinge verschrien waren. Auch seitdem Ritter in die Kanzleien eintraten, behielten die Freigelassenen einen großen Einfluß als Kammerdiener[1], Unterbeamte, Leibärzte, und konnten große Reichtümer erwerben. Als ein Claudius in Geldnot war, sagte man ihm, er werde Überfluß haben, wenn er von seinen beiden Freigelassenen in ihre Genossenschaft aufgenommen würde. Manche erlangten die Ritterwürde und speichelleckerische Seelen ersannen für sie Stammbäume. Vornehme Senatoren rechneten es sich zur Ehre an, wenn sie ihre Töchter heirateten, und nicht nur einzelne Senatoren, sondern oft der ganze Senat kroch vor ihnen[2].

Geringer standen im Ansehen gewöhnliche Aufwärter, Trabanten und Herolde. Aber sie verschafften sich Gewicht und Einkommen dadurch, daß sie den Zutritt zu den hohen Beamten bewachten und wichtige Mitteilungen machen konnten. „Da sagt einer: Du willst eine Audienz beim Statthalter? Dafür ist die Taxe. Soll ich deinem Sohn mit einem Hieb den Kopf abschlagen, soll ich die Folter rasch abmachen, nicht so oft draufschlagen[3]?" Das Verkaufen von Nachrichten, von Dunst, wie man sagte, war ein förmliches Gewerbe[4], dem strenge Kaiser wie Alexander Severus entgegentraten. Dieser ließ einen Bedienten an das Kreuz schlagen und im Rauch ersticken, wobei ein Herold ausrief: „Der Dunst verkauft, wird mit Dunst getötet[5]."

Da sich für den Hofdienst besonders die geschmeidigen Orientalen eigneten, fanden sich in ihren Reihen frühzeitig auch Christen und ihre

---

[1] Unter den Hofdienern kamen nach späterer Ordnung an erster Stelle der Oberstkämmerer praepositus sacri cubiculi, dann folgte der primicerius s. cubiculi, der Vorgesetzte der cubicularii, endlich verschiedene Hofdiener ministeriales domini.

[2] S. den Spott des Plinius (ep. 8, 6) über die Bescheidenheit des Pallas, der nur Ehre, nicht Geld vom Senat annehme.

[3] Cicero, Verr. 5, 45.

[4] Der fumi.

[5] Vit. Alex. 23, 36; Heliogab. 10; Dio 69, 7; 79, 16.

Zahl wuchs so sehr, daß die Kaiser sie nicht mehr übersehen konnten[1]. Aber die Kaiser, sogar Diokletian, wußten ihre Treue zu schätzen. Nun hielten diese Christen oft in unmittelbarer Nähe der kaiserlichen Gemächer ihren Gottesdienst ab, was der Öffentlichkeit nicht entging. Die eifersüchtigen Senatoren benützten die öffentliche Abneigung gegen die Christen, den ihnen widerwärtigen Einfluß der Hofleute zurückzudrängen, der ihnen noch weniger paßte als die Macht des Heeres.

XVI.
Höhere Stände.

Die Römer waren ein politisches, ein Staatsvolk. Sie hielten die Macht für das Höchste, sahen im Staat und im Recht ein höheres Kunstwerk als die Griechen in einer Phidiasstatue oder im Parthenon. Ehre und Ansehen genoß nur der, der mit dem Staate etwas zu tun hatte, der Senator und Ritter, der Beamte, Rechtsgelehrte, Priester und Krieger, unter Umständen sogar der Schauspieler. Andere Berufe wurden als minderwertig gering geschätzt und mehr oder weniger verachtet, jede Handarbeit, ja sogar die Geistesarbeit, soweit sie nicht vom Staate zu gebrauchen war.

1. Senatoren.

Den ersten Stand stellten immer noch die Träger des alten Staates, die Patrizier und Senatoren, der hohe Adel vor, obwohl die edle Geburt nicht jene Bedeutung hatte wie früher und später. Den alten Geburtsadel hatte der Amtsadel verdrängt und die Stelle der Patrizier vertraten die Senatoren. Der alte Patriziat war ausgestorben und auch die neuen Geschlechter wechselten rasch. Was davon den

---

[1] Paulus an die Philipp. 4, 22. Dem Kammerherrn des Kaiser Commodus Proxenes errichteten seine Genossen ein Grabmal mit rührender Inschrift; ein Christ fügte später bei: Prosenes receptus ad Deum; acta St. Sebast. 1, 1; Lact. de morte persec. 14; Eus. 7, 10. Konstantius Chlorus versammelte, nachdem Diokletian die Christenverfolgung angeordnet hatte, seine Hofleute und legte ihnen die Frage vor, ob sie dem Kaiserbefehl gehorchen wollten oder nicht. Die einen sagten ja, die anderen nein, er aber behielt diejenigen, die dem Glauben treu blieben, in seinen Diensten, indem er darauf rechnete, daß sie auch in menschlichen Dingen Treue bewahrten (Euseb. vita Const. 1, 16).

Blutbädern der Republik entgangen war, das räumten die Kaiser mit ihren Ächtungen und Hinrichtungen vollends aus dem Wege, indem sie sich getreu an die alte Weisheit hielten, Ähren zu köpfen, die über das Saatfeld hervorragten. Viele Familien starben infolge der Unsittlichkeit aus und viele zog das Unglück in die Tiefe. Die Bemühungen einzelner Kaiser, im Senatoren- und Ritterstand reines Blut zu bewahren, entbehrten ebenso des Erfolges wie die Mittel, den Staat selbst zu heben. Selbst der sklavische Senat war den meisten Herrschern nicht gefügig genug; noch spätere Kaiser vollzogen massenhafte Hinrichtungen, die ganze Geschlechter ins Verderben zogen[1]. Ihre Nachfolger mußten daher den Stand wieder ergänzen durch Berufung fremder und niedriger Familien, durch Einreihung zweifelhafter Freunde. Der Geschmack war durch Freigelassene und Sklaven zu sehr verdorben, als daß selbständige Charaktere Gnade gefunden hätten.

Trotz allem umgab den altehrwürdigen Stand ein Schimmer von Glanz und die besseren Herrscher schützten ihn neben dem Heere als die Hauptstütze des Staates. Viele Kaiser pflegten den Senat und das Heer gegeneinander auszuspielen, zwischen beiden zu schaukeln, zu balancieren, wie im Mittelalter die Fürsten zwischen dem Adel, Klerus und den Städten die Wage hielten. Andere sahen das Herrenhaus für überflüssig an, da es ihnen immer im Wege stand, scheuten sich aber doch, es aus dem Wege zu räumen. In ihm war doch immer vereinigt, was durch Reichtum und Glanz hervorragte. Einen großen Einfluß übten die Senatoren durch ihre Klienten und ihre Verbindungen, als Patrone nicht bloß von einzelnen, sondern auch von Gesellschaften und Städten aus, und auf viele Ämter hatten sie ein ausschließliches Anrecht[2].

2. Lasten und Einnahmen der Senatoren.

Der Adel verpflichtete, die Würde hatte ihre Bürde. Ein Senator, der nicht der Verachtung anheimfallen wollte, mußte Staatsleistungen übernehmen, Wohltaten spenden, Spiele geben, Künstler und Dichter beschäftigen. Auch die Beamten und Senatoren kleinerer

---

[1] C. Th. 9, 14, 3.

[2] Die Reihenfolge der Ämter war Vigintivirat, Wegquatuorvirat, Münztriumvirat, Gerichtsdecemvirat — Quästur, Tribunat, Ädilität, Prätur, Konsulat. Die später gebräuchliche Befreiung von der lästigen Prätur hieß allectio.

Städte mußten Straßen, Wasserleitungen, Theater, Bäder bauen, Bibliotheken anlegen, Getreide, Wein, Öl verteilen, Gastmähler halten, durch Legate und Stiftungen sich verewigen. Manche faßten ihren Beruf edel auf und übten eine feine Liberalität aus, die meisten aber begnügten sich mit Äußerlichkeiten und dem bloßen Scheine. Denn die Eitelkeit, der Ehrgeiz war die Triebfeder aller Bemühungen. Natürlich mußten sich auch die Herren gut kleiden und gut wohnen, durften nicht ohne Toga ausgehen; ein Senator, der bloß ein Gartenhaus bezog, verlor einmal seinen Rang[1]. Gingen sie aus, dann folgte ein Schwanz von Freunden und Klienten und auf Reisen mußten sie mit schönen Wagen und Pferden prunken. Für den vielfachen Aufwand die nötigen Mittel zu erhalten, ging früher viel leichter, wo der Ausbeutung der Provinzen, der Spekulation noch wenig Grenzen gesetzt waren. Allerdings rückten auch jetzt noch Senatoren in den ersten zwei Jahrhunderten zu Statthaltern auf und hatten einen Anspruch auf die friedlichen senatorischen Provinzen, mußten aber mehr und mehr sich zurückziehen. So blieben sie auf die alten republikanischen, mit großen Lasten verbundenen Ämter angewiesen, die jeden Wert verloren und nur noch die Bedeutung von Orden und Dekorationen hatten. Mehr Gewicht und Gehalt enthielten einige Verwaltungen, die ihnen offen standen[2].

An Wuchergeschäften konnten sich die Herren auch nicht mehr leicht beteiligen, nicht so fast wegen der kaiserlichen Verbote[3], als vielmehr wegen wirtschaftlicher Änderungen. Nun warfen sie sich auf die Landwirtschaft und den Fabrikbetrieb. Kaum hatte ein Senator sein Konsulatjahr hinter sich, sagt ein Satiriker, dann nimmt er die Geißel zur Hand und grüßt seinen Kollegen ohne Scheu mit der Rute, löst selbst das Heubündel und schüttet seinem Pferde Haber in die Krippe[4]. Als Besitzer von Sklavenherden, Bergwerken, Töpfereien, Färbereien, Filzfabriken konnten die Adeligen große Gewinne einheimsen. Einige erwarben durch Gerichtsreden, besonders Herabgekommene als Fechter und Schauspieler ihr Brot. Wer nicht mit der Zeit ging, verkam in

[1] Hor. sat. 1, 6, 100.

[2] Curationes viarum, aquaeductus, operum; die meisten waren ritterlich.

[3] Seit dem 3. Jahrhundert wurde das Zinsnehmen noch strenger verboten. V. Alex. Sev. 26; C. Th. 2, 33, 3; Chrys. hom. in Matth. 86, 61. Mit diesem Verbot stand das kirchliche Verbot, daß höhere Kleriker Zins nehmen, in einem losen Zusammenhang.

[4] Juv. 8, 151.

Not und mußte hohe Treppen steigen. Viele mußten den Kaiser und die Standesgenossen anbetteln und andere halfen sich durch reiche Heiraten. Auf ihren Höfen ließen ihnen die Kaiser freie Hand, und so konnten sie nicht nur ihre Pächter und Kolonen ausbeuten, sondern auch Nachbarn berauben und Grundherren werden. Nur wünschten die Kaiser sie möglichst in Rom oder wenigstens in Italien ansässig zu sehen. Da immer mehr Provinzialen in den Senat berufen werden mußten, befahl Trajan, daß sie einen Teil ihres Vermögens in italischem Grundbesitz anlegten, damit sie Italien nicht nur als Herberge oder als Wirtshaus, sondern als ihr Vaterland betrachteten [1]. Ohne Erlaubnis des Kaisers durften sie keine Provinz betreten. Ganz anders wurde es später, als die Lasten des Standes wuchsen. Da waren die Senatoren im ganzen Reiche zerstreut, und nur ein kleiner Teil nahm an den Sitzungen teil [2]. Senator hieß dann soviel wie Grundherr.

3. Ritter.

Einen Rang tiefer als die Senatoren, die Standesherren, die Pairs, standen die Ritter, der achtmal so zahlreiche niedere Adel [3]. Ursprünglich vielleicht hervorgegangen aus dem unteren Landadel, besaßen die Ritter in den Munizipien Italiens einen gewissen Rückhalt und erscheinen vielfach als die Vertreter der italischen Städte. Zu Rom mußten sie sich als Offiziere und Adjutanten, worauf ihr Name hinweist, später als Juristen, Geldhändler, Bankhalter, Staatspächter ihr Brot verdienen. Nun verloren sie wohl in der Kaiserzeit die einträglichsten Geschäfte, die Steuer- und Regalienpacht, wurden aber von den Kaisern mit anderen Würden, Priestertümern, Verwaltungen, Finanzämtern entschädigt. Nur drängten sich viele Emporkömmlinge, Zenturionen, Wirts- und Fechtersöhne ein, die dem Stande keine Ehren machten. „Was willst du nun treiben?" redete ein Satiriker einen geadelten Barbier an, „da dich der Gerichtssaal anekelt? Du kannst doch nicht immer reisen und zum Schullehrer, Philosophen oder Schauspieler hast du kein Talent [4]."

---

[1] Plin. ep. 6, 19; v. M. Aurel. 11.

[2] C. Th. 6, 2, 8; 6, 4, 2; C. J. 1, 39, 2; 3, 24, 2; Nov. Just. 62, 1; v. Pertinac. 3.

[3] Neben 600 Senatorenfamilien gab es ungefähr 5000 Ritterhäuser (Dionys 6, 13); auf eine Familie wenigstens drei Köpfe gerechnet, gibt das etwa 17 000 Angehörige der höheren Stände.

[4] Juv. 3, 156; Mart. 7, 64; 5, 35.

Seine Laufbahn begann der junge Ritter in der Regel im Heerdienst als Offizier [1], ging dann zum Zivildienst über und drang in den Bureaus von Anwälten und hohen Beamten in die Geschäftsübung ein, hatte dann immer zwischen militärischer und ziviler Arbeit zu wechseln. Dieser Wechsel war erwünscht, da der junge Mann dadurch zahmer, gefügiger wurde [2]. Zwischen der Verwaltung, Rechtsprechung und dem Oberbefehl war ohnehin keine scharfe Grenzlinie gezogen, und ein Richter, ein Beamter ohne Schwert hätte einen Schatten gespielt. Der Zenturio, der Kohortenpräfekt und der Legat mußte zugleich richten und befehlen, und der Gardepräfekt war oberster Richter. Zum Abschluß der Laufbahn konnte ein Ritter die Statthalterwürde bekleiden [3], und in den Senat eintreten. Der Ritterstand ist die Pflanzschule des Senates, pflegte ein Kaiser zu sagen [4], Cicero, selbst ein Ritter, nannte seine Standesgenossen die Zierde der Bürgerschaft, die Säule des Staates, Livius aber meinte, wo diese Leute hinkämen, wäre es aus mit der Freiheit und dem Staatsrecht, und auch Tacitus war unzufrieden mit ihrem Übergewicht. Bessere Glieder suchten das Unrecht, das sie durch das Wuchergeschäft begangen hatten, gutzumachen, auszugleichen durch gemeinnützige Werke, durch Bauten, Festspiele und Förderung der Literatur. Einen Pomponius Atticus, den Freund Ciceros, ehrten sogar seine Schuldner, obwohl er nicht glimpflich mit ihnen verfuhr, durch Denkmäler.

4. Glückswechsel.

Das Geld entschied über die Stellung, die ein Mann im öffentlichen Leben einnahm, eigentlich schon seit den Anfängen Roms. Der Zensus von 100 000 Sesterzien berechtigte in allen größeren Städten zum Eintritt in den Senat, zur Dekurionenwürde, 400 000 Sesterzien verhalfen zum Ritterrang, 1 200 000 verschafften einen Sitz im Reichssenat [5]. Wer aber sein Vermögen verlor, mußte auch auf die Würde

---

[1] Primipilaris, centurio.

[2] Dio 52, 20.

[3] Und zwar in den sogenannten Ritterprovinzen, wo sie Präfekten und Prokuratoren wurden. Man sprach danach von präfektischen und prokuratorischen Provinzen. Eine solche präfektische Provinz war Ägypten, eine prokuratorische Judäa, Rhätien, Norikum; ein Prokurator war Pontius Pilatus.

[4] V. Alex. Sev. 19.

[5] Wer 100 000, 200 000 und 300 000 bezog, hieß centenarius, ducenarius, tricenarius; Suet. Aug. 32, 41; Dio 54, 17. Nicht selten ließ sich der Senat Amtsernennungen durch Bestechungen, Gastmähler usf. abkaufen, Plin. ep. 3, 2; 6, 19.

verzichten. „Du hast deinen Rang verscherzt," sagt Martial zu einem Adeligen, „weil du zu viel Ringe den jungen Mädchen verschenkt hast [1]." Der Stand war zwar erblich [2], aber an das Vermögen gebunden, das rasch wechselte. Dieses sicherte kein Fideikommiß, wo auch die höchste Gewalt kein Stammgut war. Nur Sparsamkeit rettete vor dem Sturze. In der Tat schränkte die Aristokratie schon zur Zeit des Tacitus ihre Lebenshaltung ein. Dazu kam, sagt Tacitus, daß alle aus den Munizipien und Kolonien der Provinzen zur Auffüllung des Senats nach Rom berufenen Männer die sparsamen Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens beibehielten [3].

Es war ein Fehler früherer Staaten wie Athen und Sparta gewesen, daß sie den Kreis der Aristokratie oder wenigstens den Kreis der Vollbürger abschlossen. In Rom war man weitherziger und gelangte allmählich zum anderen Extrem, durch die Aufnahme zahlreicher Ausländer den echten römischen Geist zu zersetzen. Auf die Ausländer sah man sich angewiesen, man brauchte ihre Steuern und Truppen, und sie zeigten sich meist rühriger als die Römer, arbeiteten sich als Soldaten oder als Freigelassene empor und gebärdeten sich dann oft recht hochmütig. Ein Satiriker schildert anschaulich, wie vor der Türe eines Patrons ein Freigelassener, der vor nicht langer Zeit mit Gipsfüßen auf dem Sklavenmarkte gestanden war, die edlen Quiriten, einen Prätor und Tribun zurückdrängt. Wohl stamme ich vom Euphrat, sagt er, ich kann es nicht leugnen, weil mich die durchlöcherten Ohrläppchen verraten. Aber ich besitze fünf Buden, die mir eine Einkunft von 400 000 Sesterzien bringen, während der Senator Corvinus bei Laurentum Schafe hüten muß [4].

Noch wichtiger als das Geld war die Gunst des Kaisers, die Leute von niederster Abkunft emporhob. Als einst Tiberius einem Fechterssohn höhere Ämter übertrug, spottete er: „Er sei sein eigener Ahne." Den Verkehr mit Possenreißern, Hofnarren, Hofschauspielern, Tänzern konnte sich kaum ein Herr entziehen, denn sie gehörten zur notwendigen Ausstattung eines jeden besseren Hauses. In einen solchen Haushalt aufgenommen zu werden, rechneten auch Dichter und Philosophen sich zur Ehre an.

[1] E. 8, 5.
[2] Dig. 23, 2, 34; C. J. 12, 1, 1.
[3] An. 3, 55.
[4] Juv. 1, 100.

XVII.

Mittlere Stände.

1. Juristen.

Unter den freien Berufen nahmen den ersten Rang die Rechtskundigen, die Juristen ein, weil sie mit dem Staate zu tun hatten. In der Toga, sagt Tacitus, arbeitet sich das Volk empor[1]. Schon zur Zeit der Republik brachten es manche Advokaten, wie z. B. Cicero, zum höchsten Range und vollends seit Hadrian hatten sie ein Vorrecht auf alle Ämter und konnten den Ritterrang erwerben. Die militärische Vorbildung und die vornehme Geburt kam gegenüber der Rechtskunde kaum noch in Betracht. Die Römer wären nicht das große Rechtsvolk gewesen, wenn sie anders geurteilt und gehandelt hätten. Nur lief viel Scheinwesen und Betrug mit unter.

Vor Gericht machte eine blendende Beredsamkeit einen größeren Eindruck als die schönsten Kenntnisse, und daher ahmten viele Advokaten Rhetoren und Schauspieler nach, schminkten und beschmierten sich mit Schönpflästerchen. Ein solcher Mime, hören wir, pflegte bald das rechte, bald das linke Auge ringsum zu bestreichen, um den Anschein zu erwecken, als hätte nächtliches Studium seine Sehkraft geschwächt, und zwar das rechte Auge, wenn er als Ankläger mit der rechten Hand sein Schwert führte, das linke Auge als Verteidiger, wo er gleichsam nur den Schild mit der linken hinhielt[2]. Die Vorträge dieser Anwälte, spotteten Satiriker, hätte man wie auf dem Theater singen und tanzen, mit Zimbeln und Pauken begleiten können[3]. Wie die Schauspieler besoldeten sie Beifallsklatscher[4] und rückten, um Aufsehen zu erregen, mit großem Gefolg aus, steckten Goldringe an ihre Finger und machten ein glänzendes Haus. Mancher hat sich dadurch zugrunde gerichtet; denn die Bezahlung entsprach nicht

[1] Ann. 11, 7.

[2] Plin. ep. 6, 2.

[3] Jactant cantari saltarique commentarios suos; Tac. dial. 26; Plin. ep. 2, 14. Schon den Redner Hortensius nannte sein Gegner spöttisch die Tänzerin Dionysia, worauf jener erwiderte, er wolle lieber Dionysia sein als der Aphrodite und des Dionysos bar (Gell. 1, 5).

[4] Mit Sporteln (Juv. 13, 33).

dem Aufwand[1]. Andere gebärdeten sich als Philosophen, nahmen eine tragische Maske vor, traten gravitätisch auf, schleppten Rollen, Urkunden einher und grüßten keinen Menschen. Selbst wenn man ihn foltern würde, spottete Martial, brächte man aus Rufus kein lateinisches Ave, kein griechisches Chaire heraus. Ein übergefälliger, Selbstgenügsamer hielt jeden an und zeigte mit wichtigtuender Miene die kleinen Geschenke, die er am Saturnalienfeste von seinen Kunden erhalten hatte, einige Bohnen, etwas Pfeffer, einige Feigen und Zwiebel[2].

Über einen hohlen Schwätzer spottet Martial, er schreie und lärme immer den Prozessierenden entgegen, und zwar gar nicht umsonst, den sie bezahlten ihn, daß er doch schweige. Ein Hohlkopf, sagt er, rede bloß, wenn die anderen lärmten; dann glaube er selbst ein großer Redner zu sein; wenn aber die anderen schwiegen, sei er auf einmal stumm. Ein früherer Bäcker, meint Martial, setze im Grunde genommen sein altes Handwerk fort, spreche Mehl und knete Brot[3]. Durch ihre mangelnden Kenntnisse und Bosheit richteten die Possenreißer nur Verwirrung und Unheil an, verlegten sich mit Vorliebe auf die Angeberei und Verleumdung[4].

Aus Furcht vor Angebern und mächtigen Anklägern versäumten manche Sachwalter ihre Pflicht. In einem bürgerlichen Rechtsstreite vertrat ein gewisser Nomentanus gegenüber einem mächtigen Senator die Forderung der Stadt Vicenza sehr nachlässig, obwohl sie ihm zuerst 1500, dann nochmals 1000 Denare bezahlt hatte im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung, die derartige Geschenke vor dem Ende des Prozesses mißbilligte. Der Prätor verklagte den feigen bestechlichen Mann, aber ohne Erfolg. Bald darauf vereinbarte er mit dem Senate ein Gesetz, daß kein Sachwalter sich vorher etwas versprechen oder geben ließe[5]. Die einen tadelten das Edikt und spotteten: „Nun haben wir doch einen Mann, der alle Berge zu ebnen weiß! Wie? Gab es denn vor ihm keine Prätoren? Wer ist denn dieser gewaltige Herr, der die öffentlichen Sitten verbessern will?“ Andere aber

---

[1] Nur ein Goldstück (100 Sesterzien) für vier Prozesse verdiente ein schlechter Advokat und mußte davon noch einen Teil an den Konsulenten ex foedere pragmaticorum i. e. iuris peritorum abliefern (Juv. 7, 122).

[2] E. 4, 46; 5, 52.

[3] E. 1, 93, 98; 8, 16.

[4] Tac. a. 15, 34.

[5] Plin. ep. 5, 4, 14, 21.

spendeten Beifall und meinten, es wäre gut, den niederträchtigen Advokatenverträgen zu steuern und ein so ehrenvolles Geschäft nicht zum Lohndienst herabwürdigen zu lassen. Das Geschäft war ebenso ehrenvoll wie gewinnreich. Denn die Herren ließen sich von ihren reichen Kunden gut bezahlen, so daß man sie mit Seeräubern verglich [1]. Ganz anders klingt aber ein anderer Vergleich, das Bild der Heiligen Schrift vom Paraklet, vom Beistande, der die Wahrheit enthüllt. Beistände, Einflüsterer machten eben gerade die besseren, kenntnisreicheren Juristen, die von unberufenen, aber redefertigen Menschen in den Hintergrund gedrängt wurden. Sie mußten mit kleinen, weniger gewinnreichen Diensten vorlieb nehmen und sich als Rechtsberater, als Rechtsgehilfen redefertiger Sachwalter, als Rechtslehrer und Notare durchs Leben schlagen. Wegen der Verbreitung des römischen Rechtes über das ganze Reich dehnte sich ihr Wirkungskreis stark aus.

2. Ärzte.

So gut wie Advokat konnte jeder Arzt werden, der Lust und Fähigkeit in sich verspürte, und konnte so eine Rolle spielen und Reichtümer ansammeln. Denn die Leute scheuten große Auslagen nicht, wenn es sich um ihre Gesundheit handelte. Viele sanken freilich wieder auf ihre frühere Stufe zurück und setzten als Leichenträger, Fechter oder Blutvergießer nach der spöttischen Deutung Martials ihr verfehltes Handwerk wieder fort; es war im Grunde genommen doch das gleiche Geschäft [2]. Gegenseitig widmeten sie sich einen solchen Haß, daß nach Galenus Räuber im Vergleich mit ihnen noch edel dachten und handelten.

Um Aufsehen zu erregen, traten die einen recht hochmütig, prahlerisch und gebieterisch auf, spielten die Tyrannen, andere aber die untertänigen Diener. Viele verlegten sich auf Spezialgebiete, besonders auf die Augen- und Ohrenheilkunde [3]. Auch Ärztinnen, vielleicht richtiger gesagt Hebammen, fanden lohnende Beschäftigung. Viel Zu-

[1] Mart. 2, 30; Tac. dial. 8 (zwei Advokaten, die 75 und 50 Millionen Denare verdienten). Honorarverbote und Tarife halfen nichts, Tac. a. 11, 5, 7; Suet. Nero 17.

[2] Mart. 1, 47; 8, 74.

[3] Mart. 10, 56. Schon bei den alten Ägyptern (Herod. 2, 84). Zahlreich erhalten sind Siegel römischer Augenärzte mit den Namen des Arztes und der Arzneimittelangabe.

lauf hatten die Quacksalber, die ihr Wissen öffentlich ausschrien, medizinische Vorträge hielten und ihre Kunst in öffentlichen Buden, ja sogar in Theatern leuchten ließen [1]. Um die Aufmerksamkeit zu erregen, griffen auch bessere Ärzte zu solchen Mitteln. Da rückten die einen mit vielen Schülern und Dienern aus [2]. Durch die Betastung vieler solcher Gäste, klagt Martial, habe er erst das Fieber bekommen [3]. Andere stellten Skelette neben sich, gaben in Versen Anweisungen und waren gar nicht unglücklich, wenn man sie für Zauberer ansah. Andere spielten die Rolle von Heilern, Rettern und Tröstern in allen Nöten. Konnten sie dem Körper nicht helfen, spottet Petronius, so waren sie doch wenigstens ein Seelentrost [4]. Einen solchen Seelentrost verschrieb ein schwacher Gatte seiner hysterischen Frau, die jammerte, sie müßte sonst sterben, sie wolle aber doch am Ende lieber sterben, wenn es nicht anders ginge; und so schickte der Mann die Ärztin weg [5]. Neben diesen Charlatanen gab es aber auch echte Gewissensräte, lautere Männer voll Milde, Bescheidenheit und Wohlwollen, etwa wie Scribonius Largus, Galenus und den Großvater des Ausonius, von dem gerühmt wird, er habe die Armen unentgeltlich behandelt.

Eine Hebung des Standes knüpfte sich an die öffentliche Anstellung durch den Staat und die Städte nach griechischem Vorbild. Vor allem haben die Antonine diese und andere griechische Einrichtungen auf die Westhälfte des Reiches übertragen, und die römischen Ärzte verbreiteten sich nach dem Norden [6]. Die Stadtärzte genossen viele Privilegien, Steuerfreiheit, hohe Titel. Nach zwanzig Jahren Dienstzeit durften sich die Ärzte und Lehrer Comites, Grafen nennen [7]. Viel weiter zurück in die Vergangenheit reicht die Bestellung von Heilkünstlern als Hausärzte.

---

[1] Plut. adul. 32; Epict. 3, 23; Dio Chrys. 33, 6. Orig. c. Cels. 3, 50; 6, 13; Cumont, Alexandre d'Abonotichos 12.

[2] Jatraliptae, fricatores, mediastini.

[3] Mart. 5, 9; Plin. h. n. 29, 1.

[4] Sat. 42.

[5] Mart. 11, 71 (vgl. Macchiavellis Mandragola). Einer der berüchtigsten Ärzte war der Liebhaber der Messalina Vettius Valens. Stratinius Xenophon, der den Kaiser Claudius vergiften half, der Günstling Neros, sammelte ungeheuere Reichtümer an; über Millionenvermögen s. Plin. 29, 5

[6] Wie viele Funde von Instrumenten u. a. beweisen.

[7] Dig. 50, 13; C. Th. 6, 21, 1.

3. Schriftsteller und Verleger.

Zu den mittleren immer noch besseren Ständen durften sich wie die Lehrer so die Schriftsteller zählen; nur konnten sie von ihrer Arbeit allein nicht leben: entweder waren sie Rhetoren oder Advokaten oder Klienten. Im ersten Jahrhundert, wo die Kunstteilnahme noch reger und gewählter war, fanden gute Dichter bei den Kaisern und Vornehmen reiche Unterstützung, aber viele mußten darben, und das allgemeine Los verschlechterte sich immer mehr. Schon unter Domitian sank ein Mann wie Martial zur Bettelhaftigkeit und Verkäuflichkeit herab, so daß er jedem, der ihn bezahlte, seine Muse zur Verfügung stellte. Juvenal klagt, Schauspieler und Tänzer würden reicher, und Martial, ein Zirkuspferd sei berühmter als er [1]. Ein Marktbesucher hielt ihn einmal für einen Sklaven, da er so schlechte Kleider trug: er sei eben auch nur ein schlechter Dichter, beruhigte er höhnisch. Als er ein kleines Landgut vor den Mauern Roms erwarb, wurde er von Genossen bitter beneidet: solchen Neidharten, meinte er spöttisch, gönne er gerne sein Gütchen, sie müßten doch verhungern, wenn sie kein besseres Talent besäßen. Sein Ehrgeiz ginge nicht auf schönes Tafelgeschirr, Bettzeug, Purpurlazernen, Sklaven und Klienten, er wäre zufrieden, wenn er etwas Geld zum Bauen und Verschenken bekäme [2].

Den Buchhändlern ging es besser als den Dichtern und Schriftstellern, die keinen Anspruch auf ein Honorar hatten. Der Begriff des Honorars, eines Ehrensoldes war noch nicht erfunden, jedenfalls für solche Arbeiten nicht durchgedrungen. Die Schriftsteller ließen ihre Werke gewöhnlich in Abschriften an Freunde gelangen, ehe der Verleger sie in weiten Kreisen verbreitete. War doch der Verleger selbst auch ein „Freund", der gute Geschäfte machte. Trotz des niedern Bücherpreises [3] hatte er die Hälfte Reingewinn; nur schützte ihn kein Verbot vor der Vervielfältigung. Die Vervielfältigung besorgten billige Sklaven, die gemeinsam nach einem Diktate, oft aber auch einzeln für sich schrieben. Denn beim Diktieren schlichen sich viele Hörfehler ein,

[1] Juv. 7, 90; Mart. 10, 9.

[2] E. 8, 61; 9, 22, 97.

[3] Das 13. Buch Martials wurde um 4 Sesterzien oder 1 Denar gekauft. Martial findet das zu hoch und meint, die Hälfte könnte genügen und der Verleger hätte immer noch einen Gewinn (13, 3). Der ganze Martial kostete in Purpur gebunden 5 Denare, mit billigem Einband 6 bis 10 Sesterzien (1, 117; 1, 66); durchschnittlich kostete also ein Druckbogen 20 Pf., was ein billiger Preis ist; vgl. übrigens Apg. 19, 19.

deren Verbesserung sorgfältige Verleger sich große Mühe kosten ließen[1]. Die Bücher bestanden aus Rollen[2], mehr und mehr aber namentlich bei der starken Benützung im christlichen Gottesdienste in Pergamentbänden[3].

4. Standesunterschiede.

Bestimmte Berufe traten deutlich hervor, ein gewisses Standesbewußtsein machte sich fühlbar. Schon Horaz sagt: Von Starkem nur geht Starkes und Edles aus, im Rosse, im Stiere lebt die gute Art des Stammes, des stolzen Adlers Brut kann nicht der zahmen Taube gleichen. Der Nachkomme edler Männer ruht sicher im Schatten seiner Herkunft, vom Glanze der Vorfahren bestrahlt. Als ein hoher Beamter von niederer Herkunft seine edelgeborne Frau verklagte, tobte das Volk, schon an sich erregt, über die ungleiche Verbindung[4]. Ein „neuer" Mann hatte überall einen schweren Stand. Der gemeine Mann läßt sich nicht gerne von seinesgleichen beherrschen; er hört, liest und träumt am liebsten vom Vornehmen. Solche Anschauungen verdichteten sich und drängten zu Ebenbürtigkeitsgesetzen: seit Mark Aurel verlor die Frau vornehmen Standes ihr Vorrecht, wenn sie niedriger stehende Männer heiratete. Auch in Provinzialstädten trennte eine große Kluft Plebejer und Vornehme[5]. Sogar zwischen Kolonen und Sklaven konnte keine rechte Ehe stattfinden[6]. In späterer Zeit wurden die Stände erblich, hohe und niedere, und zwar wegen der damit verbundenen Belastung[7]. Der Zwang nötigte zu Berufen, und

---

[1] 1000 Exemplare waren schon eine hohe Auflage. Die Abschrift selbst ging ziemlich rasch; sein Buch, meint Martial, schreibe einer in einer Stunde.

[2] Briefe wurden auf Wachstafeln (tabellae) mit erhöhtem Rande geschrieben, zusammengebunden und versiegelt. Mehrere Täfelchen (duplices, diptycha, triptycha) verbunden, hießen codices, codicilli. Zusammengebundene Rollen hießen volumina. Die einzelnen Papyrus- oder Pergamentblätter paginae, plagulae, schedae, ein- oder zweiseitig beschrieben, waren am umbilicus (Rollstäbchen) zusammengeleimt (zu einem scapus). Dem umbilicus entsprach am andern Ende das cornu, der obere und untere Rand waren die frontes (mit Bimsstein geglättet, pumicatae).

[3] Die sich auch für Reisen empfahlen.

[4] Hor. c. 4, 4, 30; Tac. a. 3, 22.

[5] Dig. 22, 5, 3; Plin. ep. 10, 83.

[6] Ulpian fragm. 5, 9; C. J. 11, 47, 21.

[7] Die Söhne von Senatoren, Curialen waren wieder Senatoren. Daher sprach man auch von präfektorischen, konsularischen Familien, so Sidonius.

Privilegien dienten dazu, den Zwang zu versüßen. Öffentlich unterschieden sich die verschiedenen Stände durch ihre Kleidung und andere Äußerlichkeiten, teilweise sogar in Fuhrwerken [1], freilich lange nicht so scharf wie im Mittelalter [2]; aber wie es bei jeder Gesellschaftsentwicklung zu gehen pflegt, im Mittelalter wie in der Neuzeit, maßten sich die niederen Stände die Trachtvorrechte der höheren an. Nachdem der Staat selbst voranging und allen Soldaten den Goldring gewährte, kam er im dritten Jahrhundert in den Gebrauch aller Freigeborenen; nur noch die Sklaven behielten den Eisenring bei [3]. So ging es auch mit der übrigen Tracht, mit Titeln und Standessitten, Hochzeits- und Begräbnissitten, genau wie heute [4]. Tertullian klagt darüber, daß Freigelassene in der Rittertracht, Pflastertreter in Staatskleidern, Bürger in der Königsuniform, Bauern in städtischen Gewändern, einst gebrandmarkte Sklaven in der Kleidung freier Männer auftreten [5].

Die untern Stände strebten nach oben, um so mehr, als nur den höheren Ständen die Sonne des Lebens schien und die Arbeit, sogar freie Künste und höhere Dienste, nicht nur schlecht bezahlt, sondern auch wenig geehrt waren. Die Alten wollten nichts wissen von einem bindenden Amte und beschränkenden Sonderberuf und wollten keine Spezialisten, sondern allseitig und vielseitig sein. So konnten vor allem die Griechen ein harmonisches Menschheitsideal verwirklichen, das als nachahmungswürdiges Vorbild der Menschheit aufleuchtete, als sie sich in der Renaissancezeit wieder antiken Ideen erschloß. Es ist gewiß etwas Schönes um eine gewisse Beweglichkeit, aber der Gesellschaft dient man am besten durch Einseitigkeit und Selbstbeschränkung. Die Römer verleitete zudem ihre praktisch nüchterne Art, ihren vielseitigen Anliegen und Bestrebungen eine selbstsüchtige Richtung zu geben. Sie wollten nicht nur Staatsmänner, Krieger, Philosophen, sondern auch Bauern und Geschäftsleute sein, griffen nach allem, was Gewinn versprach, und nützten ihre Rechte rücksichtslos aus.

---

[1] V. Heliog. 4; Alex. Sev. 27.

[2] Aequalis habitus, similemque videbis orchestram et populum; Juv. 3, 177.

[3] Dig. 40, 10.

[4] So mit dem Titel dominus, domina. In demselben Maße als die Leichensteine der Armen redselig werden, verstummen die adeligen Monumente.

[5] De pallio 4.

5. Gewinngier.

Seitdem die Schätze des Reiches in Rom zusammenströmten, war die Geldgier zu dämonischer Höhe gestiegen. Noch heute leidet der Italiener an der Väter Neigung. Gar zu oft suchte man nicht auf geradem, sondern auf krummem Weg zu Ansehen, zu Geld und Reichtum zu gelangen, und die ehrliche Arbeit galt nicht viel. Wer nicht etwas Lug und Trug, Schwindel, Charlatanerie verstand, kam nicht weit. Selbst Ärzte, Redner, Advokaten mußten sich solcher Mittel bedienen. Von Schwindlern, Wahrsagern, Zauberern, Spielleuten wimmelte es in Rom [1], und für den Luxus und persönliche Dienste drängte sich eine Überzahl von Menschen auf. Daher waren die Löhne für Ärzte und Lehrer oft sehr gering, während es an produktiver Arbeit fehlte.

Die Arbeit und der mühsame Erwerb waren verachtet, der gerade Weg gemieden. Kein Segen belohnte die ehrliche Mühe. Alles drängte nach Geschäften, wo viel zu verdienen war, ob sie noch so gefahrvoll waren wie der Seehandel und ob sie in üblem Geruche standen wie der Leder- und Salbenhandel, die Kloakenreinigung und Leichenbesorgung [2]. Das Geld selbst roch ja nicht, damit beruhigten sich sogar Kaiser [3]. Ein viel verbreitetes Weisheitswort, wert der Götter und Jupiters, wie ein Dichter spottet, geht schon auf den alten Ennius zurück und lautet: Woher du das Geld hast, fragt niemand, wenn du es nur hast [4]. „Was suchst du in der Stadt,“ redet Martial einen Freund an, der nach Rom kommen will, „was willst du mit deiner Armut und Ehrlichkeit? Wenn du nicht unter die Kuppler, Zechbrüder und Denunzianten gehen kannst, wenn du nicht die Frau eines Freundes verführen oder den Minnesold alter Weiber verdienen, nicht am Kaiserpalast Dunst verkaufen, noch dich in die Claque der Virtuosen verdingen kannst?“ Du kannst wohl Schulden machen, deine Gläubiger prellen und brauchst dann nur von einem Stadtteil in einen andern zu ziehen. Zu schämen brauchst du dich nicht. Mit der Ehrlichkeit kommst du nicht weit [5]. Mit all ihrer sauren Arbeit vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, sagt Lukian, verdienen die

---

[1] Const. ap. 8, 32.

[2] Juv. 3, 21, 162; 14, 200.

[3] Suet. Vesp. 23.

[4] Unde habeas quaerit nemo, sed oportet habere (Juv. 14, 207). Lucri bonus est odor ex re qualibet (ib. 204).

[5] Mart. 4, 5; Juv. 11, 46.

Handwerker kaum ihr tägliches Brot, während Müßiggänger, Schmarotzer und Marktschreier Überfluß genießen [1].

Viel günstigere Aussichten eröffnete der Eintritt in den Dienst der Beamten und in Kanzleien; setzten sich doch sogar Ritter in die Schreibstuben neben Sklaven und Freigelassene! Als Schreiber konnte einer leicht zum einflußreichen Sekretär, als Liktor, Herold zum Vertrauensmann emporsteigen [2]. Den Ausrufer, Barbier und Advokaten stellt ein Vater, der seinen Sohn dem Studium übergibt, auf gleiche Stufe und ein anderer den Architekten, Musikanten und Ausrufer. Der Versteigerer und Ausrufer genoß sogar ein gewisses Ansehen. Ein Vater, sagt Martial, hatte für seine Tochter die Wahl zwischen zwei Ausrufern, sieben Advokaten, vier Tribunen und zehn Poeten, und wen nahm er? Den Präco! und er hat nicht dumm gehandelt [3]. Von einem öffentlichen Versteigerer verlangte man vor allem, daß er witzig und verschlagen sei. Früher, sagt Martial, war er ein Hanswurst, nunmehr aber erhebt sich seine Kunst zu der eines Berufskomikers; früher machte er Späße über den Unglücklichen, dessen Vermögen er versteigerte, jetzt aber muß er weismachen, daß sein Klient nicht aus Not verkaufe. Mancher brachte es zu Geld und Ansehen; von einem solchen Emporkömmling sagt Martial, er verberge unter seiner weißen Toga seine alten Manieren, er nehme seine Arme in Zaum, die gewohnt seien, nach allen Windrichtungen umzuschlagen, um die Käufer anzulocken; er senke seine Stimme, mit der er einst den ganzen Markt erfüllte; mit Stolz nehme er im Theater den Ritterrang ein.

6. Geldhandel.

Der einträglichste Beruf in alter und neuer Zeit war der Handel; nur stand er nie in besonderer Achtung, zumal da er im wesentlichen Kleingeschäft blieb. Daher überließ ihn der echte Römer den gewandteren Orientalen, den Griechen und Italikern, Leuten aus niedern Schichten, die sich emporarbeiten wollten. Diese umschwärmten in Scharen die erobernden Heere und siedelten sich in der Nähe der Standlager an, wo es an Naturalleistungen genug zu verdienen gab [4]. Gute Straßen, die Sicherheit des Verkehrs, die einheitliche

---

[1] Fug. 17.

[2] Lictor optimus, proximus, accensus.

[3] Petr. 46; Mart. 5, 56; 6, 8; 1, 85.

[4] Achtzehn Jahre nach der Eroberung Britanniens wurden schon 70 000 Römer dort getötet; Tac. a. 14, 33.

Münze und Sprache erleichterten den Umsatz. Aber auch unruhige Zeiten und Gegenden schreckten nicht ab, und gerade die Gefahren und Abenteuer lockten viele Unternehmungslustige auch auf die hohe See. Je größer die Gefahr, desto größer der Gewinn. Cicero nennt zwar den Kleinhandel schmutzig, sein Freund Attikus hat aber gelehrt, viele kleine Bäche laufen zu einem Strom zusammen, und so mußte auch Cicero bekennen, wer viele Bedürfnisse befriedige, verdiene keinen Tadel.

Nicht nur keinen Tadel, sondern sogar Ehre brachte die Beteiligung an Staatsgeschäften, an den Getreidelieferungen, an der Steuerpacht, an der Ausführung öffentlicher Bauten, an Bergwerken. Wer unmittelbar oder offen solche Geschäfte zu betreiben sich scheute, der konnte als stiller Teilhaber einer dafür bestimmten Gesellschaft beitreten. Als Kommanditgenossenschaften organisiert, zogen die Gesellschaften zu dem festen Stamm solidarisch haftbarer Stifter eine große Menge von Teilhabern hinzu und stellten ihnen Anteilscheine aus, die aber nicht übertragbar waren wie Aktien[1]. Sie arbeiteten mit großen Kapitalien unter den günstigsten Bedingungen, konnten den Geldstrom benützen, den die Eroberungen und die Verwaltung der eroberten Länder nach Rom leiteten, und verwöhnten das Volk durch die großen Gewinne. Der durchschnittliche Zinsfuß stand auf zwölf vom Hundert, d. h. auf einem Prozent im Monat[2]. Daher waren die Kalenden als Zwangstermine sehr gefürchtet, und die kurzen Zahlungsfristen drückten und beengten viel mehr als die Höhe des Zinsfußes, wegen der Gefahr von übermäßigen Verzugszinsen, so daß Seneca von blutsaugerischen Hunderten sprechen[3] und Cato sagen konnte, Wuchern sei Töten. Das konnte er um so mehr sagen, als die

---

[1] Neben den socii gab es also Kommanditisten, Teilnehmer, affines, participes. Bei diesen sprach man von einem Teilhaben partem habere (Ps. Asconius: aliud enim socius, aliud particeps, qui certam habet partem). Während die späteren staatlichen Vereine, die Kollegien nur mit ihrem Vermögen haften, war es bei den Gesellschaften anders, Dig. 39, 4. 6, quod ab alio praestari non potest, ab altero exigetur; ib. 16 poterit satisfieri fisco ex bonis publicanorum. Der Staat hatte eine Art Pfandrecht, bei den Teilnehmern wird die Anteilshöhe berücksichtigt und die Erben hafteten bis zur Erbschaftshöhe. Die Handelsgesellschaften waren zwar weniger als eine juristische Person, aber mehr als eine Genossenschaft, ein Verein, wo die actio pro socio fehlte und nur die actio communi dividundo bestand.

[2] Centesima, zu unterscheiden vom foenus unciarium ($^1/_{10}$ As).

[3] Sanguinolentae centesimae (benef. 7, 10).

Schuldner nicht nur mit ihrer Person, sondern auch mit ihrem Vermögen und mit ihrer Familie hafteten und verknechtet werden konnten; ein Recht, das Anlaß gab zum Kolonat[1]. Sogar ein vornehmer Mann wie Attikus hat seine Schuldner nach allen Regeln der Kunst gequält und ausgesogen.

Bei guter, sicherer, dauernder Anlage betrug der Zins allerdings nur die Hälfte, so bei Stiftungsgeldern für Kinder; aber viel höher bei unsicheren kurzfristigen Darlehen, und hier gaben entweder die Gläubiger gleich von vornherein weniger Kapital als der Vertrag besagte, oder sie spekulierten auf Wucherzinse, auf das Vierfache des Maximalsatzes, 48 oder 50 Prozente, das Hemiolion, die als Verzugszinse gewöhnlich waren. Und ebenso hoch waren die Zinse für Naturaldarlehen[2], bei Vieh- oder Getreidedarlehen und nicht viel geringer bei Bank-, Handels- und Seedarlehen. Die Höhe des Seezinses richtete sich nach der Entfernung, Zeit und Gefahr. In den Provinzen stieg der Zinsfuß immer höher. In einer bekannten Parabel setzt Christus voraus, daß die Talente durch Umtreiben nach nicht allzu langer Frist sich verdoppeln, daß 4 Talente weitere 4, 2 Talente weitere 2, ja daß eine Mine 10, 5 Minen trage. Vielleicht ist dabei Handelsgewinn verstanden.

Die verschiedensten Darlehensformen waren bekannt: neben Gold- und Zinseinlagen aller Art, neben dem Real- und Personalkredit sogar schon Zahlungsanweisungen, Kreditbriefe, das Ordregeschäft in verschiedenen Arten, vielleicht sogar eine Art Wechsel und Kontokorrent, und im Zusammenhang damit bildeten sich die Anfänge des Handelsrechtes aus. Für Geldgeschäfte, Handelsgeschäfte hatte der Römer schon von alters großes Interesse, und er war ein guter Buchhalter, Haushalter. Ein Vermögensbuch gehörte wesentlich zur Haushaltung in einer guten Familie[3]. Noch viel sorgfältiger führten die

---

[1] Der Kredit war also wesentlich Realkredit. Allerdings wurden einzelne Härten des älteren Schuldrechtes gemildert, die Privatkerker abgeschafft und Verknechtung nur auf Grund gerichtlicher Verurteilung erlaubt. Der Verkauf des Schuldners durfte nur trans Tiberim und später ins Ausland geschehen; Gell. 20. 1, 46; Nov. Val. 32.

[2] C. Th. 2, 33, 1; C. J. 4, 32, 26.

[3] Neben den libellus familiae, patrimonii ein calendarium, commentarii und ein codex rationum mit einer ratio praedii, pecoris. Wie sorgfältig die Buchführung war, beweist folgende Erzählung: Expugnatus autem a quadam, quasi amore sui deperiret, quum perductae. pro concubitu sestertia quadringenta donasset, admonente dispensatore, quemadmodum summam

Geldhändler ihre Bücher: neben dem Tagebuch, dem Manual, der Strazze[1] ein Hauptbuch mit Einnahmen- und Ausgabeseiten[2]. Von Zeit zu Zeit wurde Bilanz gezogen und ein Rechnungsauszug oder Saldo den Kunden zugestellt, worauf das neue Debet entweder beglichen oder wieder als Lastschrift in Rechnung gestellt wurde[3].

Unter den ägyptischen Papyri hat sich ein Kontokorrent erhalten, und zwar die Kreditseite (Gutschrift) mit Hinweisen auf das Tagebuch für die Einzahlungen der Schuldner des Kontoinhabers, ebenso eine Girozahlung, beruhend nicht auf Kassen, sondern auf großen Getreidelagern[4]. Hier heißt es: „Dionysios an die Speicherverwalter des Syrerdorfes: überweist an meinem Guthaben an Weizen des Jahrganges 17 auf das Konto des Diogenes sieben Artaben. Am 11. des Monats Phaophi, Jahr 18 des Kaisers Hadrian." Aber gerade dieses Schriftstück zeigt, daß der Ausdruck Giroverkehr nur uneigentlich angewendet werden kann.

Das Wichtigste waren: Lagerhäuser, Schatzkammern, Barkassen[5] und der Verkehr von Person zu Person. So ist bekannt, daß Händler, wenn sie Geld in fernen Gegenden einkassieren mußten, selbst dahin gehen mußten. Heute übernimmt das Papier in seiner verschiedenen Gestalt den Verkehr, und verhältnismäßig wenig Edelmetall genügt, um eine viel größere Warenmenge zu decken[6]. Dagegen war im

---

rationibus vellet inferri, — Vespasiano, inquit, adamato. Die Liebeskosten bilden also eine neue Rubrik; Suet. Vespas. 22.

[1] Ephemeris, codex rationum, tabulae rationum — scriptura mensae, cod. argentariae, calendarium mit den Zinseinträgen. Dafür war manchmal ein eigener curator calendarii bestellt.

[2] Codex accepti et expensi.

[3] Die Bilanz hieß rationem putare oder computare, rationem subducere, Saldo mensae scriptura, abgleichen expedire rationem, nomen, parem rationem facere, löschen expungere, prüfen dispungere, das Saldo anerkennen subscribere, adscribere. Putare bezeichnet ursprünglich das Schneiden der Kerbhölzer, von denen eines der Gläubiger und eines der Schuldner hatte.

[4] Der Girobuchhalter hieß διαστολεύς.

[5] Ein reicher Römer Isidor hinterließ nach Plinius außer Äckern, Sklaven nnd Vieh nahezu 9 Millionen Mark Bargeld, der reiche Crassus aber 60 Millionen an Geld, Sklaven und Hausgerät neben 30 Millionen an Ländereien. Eben darum ging es vielen armen Leuten ohne Obdach schwer, auch nur ihr Geld zu verstecken, und Schatzraub und Schatzverlust war etwas Gewöhnliches; vgl. Petrons Erzählung c. 13.

[6] Absolut genommen ist die heutige Metallmenge größer als im Altertum. Infolge der großen Ausdehnung des englischen Reiches ist beispiels-

Altertum das Geldbedürfnis stark, der Geldwert hoch, zumal da die Förderung und Herstellung des Edelmetalls hohe Kosten verursachte; viel Geld abfloß und in der Not vergraben wurde, freilich auch die Kaufkraft des Geldes größer, etwa um das Dreifache größer. Der Denar, dem Metallwert nach zwischen 70 und 90 Pfennig schwankend, gleich 4 Sesterzien oder 16 As, hatte einen Tauschwert von etwa 2 bis 3 Mark. Im Vergleich zu Gold stand das Silber, im Vergleich zum Silber das Kupfer höher als vor dem Weltkriege, was alles mit der schwierigen Ausbeute zusammenhing[1].

Alle diese Umstände: Geldmangel, hoher Zinsfuß lähmten alle Unternehmungslust und drückten die produktive Arbeit. Unternehmer gab es so wenig als Kapitalisten, das Kapital bestand in Schätzen, Kostbarkeiten, Sklavenscharen. Reich nennt ein Dichter den, der eine hundertsäulige Wohnung, viele Miethäuser, Häuserblöcke, Ländereien in fernen Gegenden, sogar am Nile, und große Herden besitzt, dessen Truhe von Gold strotzt und den ein Schwanz von Schuldnern umgibt[2]. An Werkstätten, Fabriken denkt der Dichter nicht. Gewiß bestanden auch solche Unternehmungen; aber es fehlte ihnen die planmäßige Organisation so gut wie der Landwirtschaft und dem Handel.

Der Handel, im wesentlichen Kleinhandel, hatte es hauptsächlich mit Luxuswaren zu tun, am meisten mit Waren aus dem Orient, besonders aus Indien und China, woran die Asiaten selbst viel verdienten. Die Einfuhr von dort hatte einen Wert von hundert Millionen Sesterzien; die Preise wurden aber durch den Zwischenhandel, Zölle und Transportkosten noch verhundertfacht[3]. Die Preisschwankungen überstiegen daher alles sonst übliche Maß, was eben bei der Schätzung der Warenwerte leicht irreführt, und in dem dadurch entfesselten Kampfe um Preise und Geldwerte siegte nur zu leicht die

---

weise da, wo das Pfund Sterling herrscht, eine dreimal geringere Geldmenge notwendig als da, wo das Zwanzigfrankstück Kurs hat.

[1] Ein Goldpfund (324 Gramm) ergab 40 Aurei oder 1000 Denare, ein Silberpfund 84 Denare, heute ergibt ein Goldpfund, d. h. 500 Gramm 1395 Mark, ein Silberpfund 90. Das römische Verhältnis war 1:11, das neuere 1:15. In Wirklichkeit gilt Silber nur $^1/_{33}$ oder $^1/_{40}$. Kupfer stand zu Silber wie 1: 56, sonst wohl wie heute.

[2] Mart. 5, 13; 3, 31.

[3] Plin. 12, 42 (19, 84); 6, 26 (23, 101); D. 48, 12, 2; 47, 11, 6; vgl. Joh. 12, 5; Mark. 14, 5; beidemal kostet eine Salbe 300 Denare; vgl. Herm. m. 3, 3. Der Transport war 23mal so teuer wie vor kurzem bei uns. Auf ein Pferd rechnete man 40 Kilogramm.

Unehrlichkeit. Da man mit Gesetzen nicht beizukommen vermochte, versuchte man es wohl mit Tarifen. Ein Haupthindernis lag aber im Mangel einer Industrie, die Tauschwerke geboten hätte. Nur im Osten stand es hierin besser; während der Westen verarmte, gab es im Osten noch einen Reichtum. Dorthin strömte mit der Zeit alles Edelmetall, bis es das Mittelalter nach und nach wieder zurückgewann.

XVIII.

Niedere Stände.

1. Das Verschwinden des Mittelstandes.

Alles trug dazu bei, den Mittelstand zu zerreiben, Sitte und Recht, Wirtschaftsleben und Staat. Schon zur Zeit der Gracchen sagt ein Redner, es gebe nicht 2000 Menschen im Staat, die Vermögen besäßen [1]. Die einen wohnten in herrlichen Villen auch mitten in der Stadt, die anderen in elenden Mietwohnungen — 46 000 zählte man zu Rom und nur 1790 Einzelhäuser [2]. Jene waren aber fünfundzwanzigmal zahlreicher (ursprünglich nur zehnmal), und auf ein noch schlimmeres Verhältnis läßt sich die Vergleichung der 320 000 Bürger schließen, die von Augustus Geschenke annahmen, verglichen mit etwa 600 Senatoren und 5000 Rittern [3].

Zwischen reich und arm gähnte eine Kluft, die sich immer noch erweiterte. Schon im älteren Rom sprach man von zwei Staaten, von einem gespaltenen Gemeinwesen [4]. Reich in vollem Sinn galt nur, wer ein ganzes Heer ernähren konnte [5]. Ein Reicher brauchte mindestens hundertmal so viel wie ein Armer, was die schon früher angeführten Preise für Wohnung, Kleidung und Nahrung in ihren ge-

[1] Qui rem habent; Cic. off. 2, 21 (73).

[2] Das Curiosum urbis Romae kennt 423 aedes, 1790 domus, 46 602 insulae, 856 balnea, 46 lupanaria.

[3] S. S. 169. Mit Einschluß ihrer Familien waren es etwa 600 000 Mitglieder der unteren Stände, 17 000 der oberen. Dazu kamen noch Fremde, Soldaten und eine etwa eineinhalbmal so große Sklavenschar, so daß man auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner schließen darf.

[4] Dionys. 6, 36; 9, 51; Sall. b. Jug. 41 (omnia in duas partes abstracta sunt, res publica quae media fuerat dilacerata). Plin. 19, 19.

[5] Plut. Crass. 2.

waltigen Unterschieden beweisen. Nun wurden die Reichen immer reicher, die Armen ärmer. Die Fortschritte der Landwirtschaft, der Viehzucht, des Gewerbes konnten nur jene gut ausnützen; der Großbetrieb verdrängte den Kleinbetrieb, und das Kapital hob nicht, sondern erdrückte den gemeinen Mann. Aber was noch schlimmer war, nicht nur die Wirtschaftsentwicklung verschärfte die Kluft, sondern auch Recht und Staat trug nach Möglichkeit dazu bei. Ganz harmlos bekennt Cicero, daß der Staat dazu da sei, das Eigentum zu schützen [1], und zwar, müssen wir beifügen, nur das Eigentum des Vollbürgers. Wer kein volles Bürgerrecht genoß, hatte auch keinen Anspruch auf den wirksamen Eigentumsschutz und auf die richtige Ehe mit dem vollen Familien- und Erbrecht. Die Zahl der Ausgeschlossenen, der Fremden, Freigelassenen war viel größer als die Zahl der Begünstigten, und diese genossen allein alle Vorteile. Damit die römische Frau geehrt sei, mußten alle anderen Frauen erniedrigt werden. Nachdem diese Unterschiede etwas ermäßigt waren, blieb immer noch das Eigentums-, Vertrags-, Schuldrecht so, daß die Reichen immer reicher werden mußten. Das ältere Vertragsrecht anerkannte nur feierlich verbürgte Verpflichtungen, ging immer auf bestimmte Geldforderungen und kannte nur einseitige Schuldforderungen [2]. Im ganzen Erwerbsrecht war die Arbeit verkürzt, die Arbeit schuf kein Eigentum und begründete keine Ansprüche; erst das zweite Jahrhundert brachte einige Milderungen. Das Pacht-, Miet-, Zinsrecht schützte fast nur die Reichen, enthielt beliebige Kündbarkeit und gewährte dem Besitzer kein dingliches Recht. Selbst das Strafrecht, das öffentliche Recht, machte einen ganz unberechtigten Unterschied zwischen reichen und niederen Leuten. Der Arme fand viel schwerer sein Recht. Er litt am meisten unter der herrschenden Unsicherheit, und wenn ihn Räuber überfielen, wenn er ausgeraubt und zum Sklaven gemacht wurde, bekümmerte man sich selten um ihn. Der Reiche konnte sich selbst und seine Schätze schützen, er reiste mit starkem Gefolge und barg sich hinter seinen festen Mauern.

In den Städteverwaltungen verhalfen die Römer überall den Reichen zum Regiment, verwandelten die aristokratischen und demokratischen Verfassungen in timokratische und plutokratische. Dafür machten sie die Stadträte verantwortlich für die Steuern und zwan-

---

[1] De off. 2, 21, 73.

[2] Nach dem Grundsatze solve ac repete mußte der Schuldner seine Gegenansprüche durch eine eigene Klage verfolgen.

gen mit der Zeit alle Reichen zum Eintritt in die Kurie, später schon die Besitzer von 25 Jauchert. Die Haftbarkeit für die Steuern war eine der schwersten Lasten und Übelstände; sie führte zur Unterdrückung der Armen, zum gegenseitigen Kriege der Reichen und endlich zu ihrer vollständigen Ausbeutung. Da den einen zugutkam, was die anderen zahlten, entbrannte ein Krieg aller gegen alle. Daher blühte auch die Angeberei, und zeugte wohl das Kind gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, wie Lactanz sagt. Mit Menschen zu verkehren, sagt ein Alter, ist ebenso lästig als gefährlich; denn wir ersetzen einander überflüssig alles Gift der Natur[1]. Verarmung und Entvölkerung war die schließliche Folge der Politik.

Daß der Staat gegenüber den Armen und Schwachen eine Pflicht habe, war ihm lange nicht bewußt. Nur gegen die stärksten Mißhandlungen und Ausbeutungen der Sklaven und Freigelassenen schritt er allmählich ein und suchte auch später die Kolonen gegen Überforderungen zu schützen. Sonst bekümmerte er sich aber um die Arbeit so wenig wie um die Armut; beides hing ja enge zusammen.

2. Die Verachtung der Arbeiter und der Handwerkslohn.

Die Arbeit war und blieb das ganze Altertum hindurch verachtet, und diese Verachtung, die selbst Aristoteles teilte, verbunden mit der Unfreiheit und Rechtlosigkeit der Arbeiter, war die tiefere Ursache des Verfalles der alten Völker. In der Armut und bei der Arbeit, meint Aristoteles, könne die Tugend nicht gedeihen[2]. Darin stimmten Römer und Griechen überein und unterschieden sich nur dadurch, daß diese, begeistert für Schönheit und Kunst, die künstlerische Tätigkeit höher schätzten, die Römer aber als ein praktisches Volk den Ackerbau und Haushalt. Aber selbst die Griechen zählten Maler und Bildhauer nicht zur ersten Klasse. Lukian meint, man könne zwar die Werke eines Phidias und Praxiteles bewundern, aber doch werde kein Vernünftiger wünschen, ihren Schöpfern ähnlich zu sein. Ein Bildhauer sei im Grunde genommen doch nur ein Steinmetz. Wohl nannten die Griechen auch das Handwerk eine Kunst (Techne), haben aber diese

[1] Plin. 18, 1, 3; 7, 1, 7; Sen. ira 2, 8, 9.

[2] Polit. 4, 9. Eine vernünftigere Anschauung des Sokrates machte keinen Eindruck, Xen. mem. 2, 7; vgl. oec. 4, 2. Armut und Alter sind nach Cicero die schwersten Lasten (de sen. 5, 14); derselbe spricht von misera ac jejuna plebecula, concionalis hirudo aerarii (ad Attic. 1, 16, 6).

eher erniedrigt als jenes erhöht. Denn eben die Bildkunst erscheint bei Lukian in schmutziger Kleidung, über und über bestaubt, mit hochgeschürztem Rocke und schwieligen Händen. Sie habe ausgesehen, sagt Lukian, wie sein Oheim, wenn er Steine schliff [1]. Am meisten Sinn noch hatten die Alten, zumal die Römer, für die Baukunst und gaben viel dafür aus. Die Baumeister konnten auf einen guten Verdienst rechnen [2].

Verdienst, Gewinn, das ging noch an, nur kein Lohn, der erniedrigte! Zwischen Lohn und Trinkgeld, zwischen Dienst- und Sachmiete machte man keinen Unterschied, hielt jeden Arbeiter für einen Mietling [3] und speiste ihn mit einem Hungerlohn von 12 As ab, während man sich scheute, Klienten weniger als 25 As zu geben [4]. Nach Christus bekam ein Arbeiter im Weinberge einen Denar (16 As), in unserem früheren Geldwerte 70 Pfennige, und zwar erhielt diesen Lohn nicht nur der, der den ganzen Tag, sondern auch wer nur einen Teil des Tages sich abgemüht hatte. Unter Diokletian betrug der Mindestlohn neben freier Verpflegung 25 Denare, Denare freilich, die kaum noch den vierzigsten Teil des früheren Wertes enthielten. Bessere Arbeiter, Bauhandwerker, wurden mit 50, Künstler mit 75, ja sogar mit 150 Denaren und der Kost entlohnt. Für gute Leistungen erhielt der Arbeiter eine Zugabe, ein „Krönchen" (Korollarium)[5]. Das gewöhnliche war freilich Stücklohn, machmal Stücklohn verbunden mit Taglohn (Akkord). Den Lohn drückten die vielen Handwerksklaven, namentlich die Goldschmiede, von denen die Inschriften viel Gutes zu rühmen wissen. Da heißt es: der Tote verstand Halsketten mit kundiger Hand zu verfertigen und in getriebenes Gold buntschimmernde Steine zu fassen. Von einem andern heißt es, er habe immer schwere Menge Goldes und Silbers verwahrt, aber sich nie danach gelüsten lassen. Eine in England gefundene Taberneninschrift lautet: „Heil dem Genius dieses Ortes, Knechtlein, betreibe mit Glück die Goldschmiedearbeit in dieser Bude [6]."

---

[1] Somn. 6; Sen. ep. 88.

[2] Cic. off. 1, 42; Sen. benef. 6, 17; Suet. Claud. 22; Val. Max. 5, 2, 11; Dionys. 9, 51.

[3] Merces, mercenarius, operarius hatten etwas Verächtliches.

[4] Sen. ep. 80 = 5 As im Tag für einen Sklaven und Tac. a. 1, 17 = zehn As im Tag für Soldaten.

[5] Sen. ben. 6, 17.

[6] Friedländer, Sittengeschichte I, 299.

Die freien Handwerker waren nur insofern geschätzt, als die Sklaven nicht ausreichten und den wechselnden Bedürfnissen nicht genügen konnten. Einige, wie Walker, Schmiede, wurden jedes Jahr eine Zeitlang (auf der Stör) beschäftigt und hießen daher Jährlinge[1].



Ein Baumeister.



Ein Grobschmied.



Ein Grobschmied.

Viel wurde auf dem Markte gekauft, war also Preiswerk, aber der Preiswerker stand nicht viel höher als der Mietling oder Taglöhner. Schon weil der Handwerker meist ein Fremder, Freigelassener war. entbehrte er des Bürgerwertes und Bürgerrechtes[2] und war von den Ge-

---

[1] Anniversarii vicini (Varro 1, 16).

[2] Cic. Tusc. 5, 36; Sen. ben. 3, 22; Hor. s. 1, 1, 29.

meinde- und Staatslasten befreit[1]. Etwas gemildert wurde diese Anschauung, als freie Berufe entstanden und die Ärzte, Anwälte und Lehrer einen Ehrensold, ein Honorar empfingen, der nicht entwürdigte, und als die Handwerker sich in Zünften zusammenschlossen, die dem einzelnen einen Rückhalt und eine Stütze boten. Nur reichen diese Verbindungen an Kraft und Bedeutung weit nicht an die mittelalterlichen Zünfte heran, die politische Rechte erstritten. Wichtiger als der Zusammenschluß war der Anschluß an große Häuser, an Großbetriebe, für die sich besonders die Töpferei, Glaserei, die Weberei, Walkerei, Färberei als geeignet erwies. Trotz des Großbetriebes entstanden aber keine rechten Fortschritte. Die Teilung und Vereinfachung der Arbeit blieb weit hinter den Erwartungen zurück, die die Blüte der Kunst in uns erweckt.

Einzelne Handwerker haben sich emporgearbeitet, Schuster, Weber, Walker, Hornbläser, Bader und besonders zahlreiche Krämer. Mit seinen Eltern, bemerkt Martial spöttisch, sei er schlecht zufrieden, daß sie ihm Tafel und Rohrfeder in die Hand gedrückt hätten, statt ihn zu dem Schuster in die Lehre zu schicken, den er oft beobachtet hätte, wie er mit seinen Zähnen an Fellen zerrte und in schmutzige Sohlen hineinbiß, der es aber viel weiter brachte, der nun Falernerwein trinke und schöne Knaben besäße. Ebenso beneidet Juvenal seinen Bader, dem sein Reichtum erlaubte, mit dem Adel zu wetteifern[2]. Eine Grabinschrift rühmt einen Ziegenfellhändler, der es trotz seiner Ehrlichkeit zu so viel Vermögen gebracht hatte, daß er nicht nur seine Steuern pünktlich bezahlen konnte, sondern auch seinen Mitbürgern Wohltaten erweisen und Marmorbauten errichten konnte[3]. Aber allzu zahlreich waren diese Fälle nicht. Leute, die mit entgürteter Tunika hinter dem Ladentisch standen oder in Schurz und Kappe auf dem Schemel arbeiteten, gehörten zur Hefe des Volkes; es waren ja wohl in der Regel rohe Leute. Die Knechte der Salzhändler waren berüchtigt wegen ihrer gemeinen Späße[4], von den Salzfischhändlern sagte man, sie schneuzen sich mit dem Ellbogen. Fischhändler und

[1] C. Th. 13, 4, 1; Dionys. 2, 28.

[2] Mart. 9, 73; 3, 16, 59, 99; Juv. 1, 24; 3, 36; 14, 224.

[3] Bücheler c. 437.

[4] S. S. 164, 63, 252; Mart. 1, 41, 8, viles pueri salariorum; Auct. ad Herenn. 4, 54, 67; Suet. vit. Horat. Der Vater des Horaz war ein Salzfischhändler und vielleicht zugleich Auktionator; vgl. Diog Laert. 4, (7) 46; Epictet. 4, 8, 16; Dio or. 72; Plut. qu. conv. 2, 1.

Schulmeister rücken bei Lukian zu Tyrannen der Unterwelt auf, müssen sich aber vom nächsten besten Grobheiten an den Kopf werfen lassen. Den Walker und Gerber roch man schon von weitem und ging ihnen aus dem Wege, verachtete sie, selbst wenn sie mit weißen, glänzenden Gewändern erschienen. Oft fanden sie mit Mühe eine Werkstätte[1] oder vertrieben ihre Nachbarn. Übelriechende Geschäfte sollten womöglich beisammen jenseits der Tiber sich niederlassen. Dort in Trastevere betrieben auch zahlreiche Juden Gerbereien und Schwefel- und Seifenfabriken. Jeder Gassenbube kannte diese Trödler und Hausierer, die Schwefelfäden für altes Glas anboten und aus Walkereien und Flickschneidereien alle Tücher erwarben, um sie teuer wieder zu verkaufen[2].

XIX.

Der Landbau und die Bauern.

1. Kleinbetrieb.

Dem Landbau widmeten die alten Römer eine große Sorgfalt. Wie bei anderen Völkern überwog ursprünglich die Viehzucht, als noch zwei Jaucherte, ein Erbe (heredium), eine Heimstätte (hortus) für eine Familie genügten und Weideland offen stand[3]. An diese Zeit erinnerten noch viele Familiennamen der Viehzüchter, der Ovinier, Suilier, Caprarier, Porcier. Noch Juvenal erwähnt, daß ein kleines Gut von zwei Jauchert Ackerfeld ausreichte, eine Familie mit vier Kindern und älteren Brüdern des Hausherrn zu ernähren[4]. Bei aller Genügsamkeit läßt sich dies nur dadurch erklären, daß der Boden gut ausgenützt wurde.

Von alters waren die Römer auf Drainierung, fleißiges Grabenziehen, sogar Kanalisierung bedacht, um das stehende Gewässer zu beseitigen, dessen Ausdünstung und Einwirkung schadete[5]. Solange nicht alles abgeholzt war, verteilte sich Feuchtigkeit und Trockenheit

[1] Gegen Täuschungen bei Werkstattmieten schützte Dig. 7, 1, 13, 8.

[2] Interpolae, Dig. 18, 1, 45; Mart. 1, 41; 12, 57; Stat. s. 1, 6, 73.

[3] Plin. 18, 2; 19, 19; Varro 1, 10. Sieben Jaucherte Val. Max. 4, 4, 6.

[4] Sat. 14, 160.

[5] Ganze Seen haben sie mit ihren cuniculi abgeleitet und auf die Wassergräben viel Sorgfalt verwandt. Für den Ablauf ließen sie Furchen, Läufe und Gräben aller Art sich kreuzen, lirae, elices, sulci, rivi — colliquiae —

günstiger, und es fiel reichlicher Regen[1]. Hinter der Bewässerung blieb die Düngung und Mergelung wohl etwas zurück, wenngleich die Schriftsteller sie empfahlen. An erster Stelle schätzten die Landwirte den Geflügelmist, an zweiter Stelle menschliche Ausscheidungen, erst an dritter Viehabfälle und Jauche und suchten außerdem den Boden durch die Brache[2], durch unterpflügtes oder verbranntes Kraut und Steinarten (Mergel, Kalk, Gips) zu heben[3]. Eine eigene Klasse von Landarbeitern, die sich der Urbarmachung und Besserung des Bodens widmeten, die politores, fanden lohnende Beschäftigung[4].

Mit ihrem unbeholfenen Hackpflug[5] zogen die Bauern wie vielfach noch heute Kreuz- und Querfurchen, weshalb sie das Land in



Mit dem Hacken- oder Krummpflug arbeitender Bauer. (Bronzefigur aus Arezzo.)

regelmäßige Vierecke abteilten. Bei Neusiedelungen zogen die Feldmesser, ob es sich nun um Lager, Wohnungen, Bezirke oder Fluren handelte, ein Teilungskreuz, die Decussis, stellten sich in den Schnittpunkt, in das Groma mit dem Blick nach Norden und nannten die senkrechte Linie und den entsprechenden Weg Achse, Angel, Cardo und den

fossae apertae, caecae. Die Reinigung der Gräben war wegen ihrer Wichtigkeit sogar an Festtagen erlaubt. Trockenen Gegenden leitete man mühsam Wasser zu, so namentlich wo Hirse, Hanf, Luzerne, Sesam, Rüben, zumal aber wo Gras, Wein und Öl wuchs, Col. 2, 9, 17; 2, 10, 21, 23, 26; Pall. 3, 5; 4, 3. Die Zuführung geschah durch incilia oder Tunnele. Die Mitbenützung der Rinnsale durch die rivales gab Anlaß zur Rivalität, Dig. 43, 20; Gell. 14, 1, 4.

[1] Sen. n. q. 3, 11, 4; Cic. ad Att. 13, 16 (24).

[2] Vervactum, novale, novare agrum.

[3] Ubertas soli otio paratur . . . hortus, qui crebro pangitur, ope stercoris indiget; Fronto de fer. Als.

[4] Cato 5, 136.

[5] Die Pflugschar (vomer, culter, dens) steckte im dentale an der buris, bura, am curvum oder Krummholz, das nach vorn in den temo (Deichsel), nach oben in die stiva, den Sterz, auslief.

wagrecht von West nach Osten laufenden Weg Decumanus. Die länglichen (am Cardo liegenden) Ackervierecke hießen Streifen, die breiten Stücke (am Decumanus) Bänke [1]. Eine gleich lange und breite Fläche von je 120 Fuß hieß Actus, ein Doppelactus Jauchert, der aber kleiner war als der süddeutsche Jauchert, der Morgen, das Tagwerk, nämlich 25 Ar groß [2]. Zwei Jaucherte genügten, wie gesagt, ursprünglich als Erb- und Stammgut, im vierten Jahrhundert erforderte eine Hufe mindestens zwanzig Jaucherte guten Bodens [3]. Hundert Doppeljaucherte bildeten eine Zenturie, eine Hundertschaft, vier Zenturien einen Saltus.

Das Brachfeld wurde mindestens zweimal gepflügt [4]. Aber sorgfältige Landwirte ließen es dabei nicht bewenden. Columella verlangt wenigstens drei Furchen [5], der jüngere Plinius erwähnt ein neunmaliges Pflügen. Sechs Furchen sind noch heute in dem der Bestellung vorausgehenden Jahre vielfach gebräuchlich, und zwar Kreuz- und Querfurchen [6]. In fortgeschrittenen Ländern, wo der Boden zum Wein- und Obstbau verwendet wurde, ersetzte vielfach der Karst den Pflug und entstand eine Reihensaat, eine Drillkultur, worauf viele Andeutungen hinweisen [7]. Wurde die Saat unterpflügt, so entstanden Kämme, die mühsam beseitigt werden mußten. Zunächst wurden die Erdklöse oder Schollen zerschlagen vermittelst eines Karstes, Weidengeflechtes oder Rechens [8], oder auch eines an einen Pflug befestigten Brettes. Eine Egge in unserem Sinne kannten die Römer nicht, obwohl der Name, den sie dem Geschäfte gaben, occare (eggen), darauf hindeuten könnte. Dann wurde die Saat behackt und das Unkraut gejätet [9], und zwar der Weizen zweimalig gehackt und zweimal gejätet.

---

[1] Strigae, scamna.

[2] Auch andere Maße (Pfunde, Scheffel) waren kleiner.

[3] Auf ein jugum kamen nämlich 5 iugera (plethra) Weinland oder 20 iugera guten Bodens, 40,60 geringerer Sorte oder 225 (450) Ölbäume (Hermes III, 430).

[4] Vervagere, proscindere, offringere — redarare, iterare, sogar ein tertiare.

[5] Im April, Juli, September, 2, 4; Plin. ep. 5, 6.

[6] Rompitura, riquotitura, rifenditura, rinquartatura, rinfrescatura, solco della semina.

[7] Col. 2, 4, 4; 5, 3; Plin. 18, 20 (18); Matth. 13, 24; Jes. 28, 25.

[8] Cratis, ligo, rastrum.

[9] Mit dem sarculum, rastrum marra.

Die Römer kannten den Winter- und Sommerweizen, hatten also ein Winter- und Sommerfeld, nur haben sie beide nicht so scharf unterschieden wie nachmals die Deutschen, und keinen regelmäßigen Wechsel eintreten lassen. Sie betrieben also keine Dreifelder-, sondern eine Zweifelder- oder Feldgraswirtschaft; denn sie vermieden zwei Jahre hintereinander auf dieselbe Flur Halmfrüchte zu pflanzen [1], schoben entweder eine Brache oder zwei Brachjahre dazwischen, da sie die Weide nicht entbehren konnten, oder wechselten zwischen Halm- und Hackfrüchten und ließen dem Getreide Blatt- oder Hülsenpflanzen, Lupinen, Wicken, Bohnen folgen oder vorangehen, kurz, betrieben einen freien Fruchtwechsel, woran sie kein Flurzwang hinderte. Aus einem bestimmten Falle wissen wir, daß auf einem Gute von 100 Jaucherten ein Viertel Winterfrüchte, ein Viertel Hülsenfrüchte, ein Siebentel Sommerfrüchte trug und nahezu die Hälfte in der Brache lag. Die Einteilung ist etwas auffallend, da sonst das Sommergetreide, der Dreimonatweizen, die Dreimonatgerste überwog [2].

Bei der sorgfältigen Bodenbestellung wundern wir uns, daß wir nur von vierfachem Ertrage hören, während heute zehnfacher möglich ist [3]. Durch die unvollkommene Art des Schneidens, Dreschens — auf freiem Felde — und Mahlens ging viel verloren. Zu einem Scheffel feinsten Mehles brauchte man 4 Scheffel Weizen, zu gewöhnlichem Mehl 2 Scheffel [4]. Ein Scheffel Mehl kostete daher das Doppelte, fast das Dreifache des Scheffels Getreide. Während der Scheffel Getreide 2, 3, höchstens 4 Sesterzien (60 Pfennig) galt, kostete der Scheffel Mehl 10, ja feinstes Mehl 24 Sesterzien, mehr als heute. Doch gilt dieser Preis nur für gutes Mehl. Das gewöhnliche Volk, das sein

---

[1] Agrum alternis annis relinqui oportet aut paulo levioribus sationibus serere, id est quae minus sugunt terram, Varro 1, 44.

[2] Far halicastrum, hordeum distichum, trimestre, galaticum.

[3] Nach Varro brauchte man zum Jauchert 10 Scheffel Dinkel, 5 Scheffel Weizen; nach heutigem Verhältnis müßte man je 14 und 7 rechnen.

[4] Ein modius ergab 8 Sextare Feinmehl (flos, similago), 4 geringeres (cibarium) und 4 Kleie, Plin. 18, 20. Ein römischer Scheffel enthält 16 Sextare, Halbliter, Schoppen, wie ein Denar 16 Asse. Ein Liter Dinkel wiegt nahezu soviel wie ein Liter Mehl, etwa $1/2$ Kilo, enthülst und gekerbt das Doppelte; der Weizen kommt schon in diesem Zustande in die Mühle, daher braucht man zu einem Liter Weizenmehl nur einen Liter Weizenkörner; bei den Römern scheint aber die Reinigung und Enthülsung nicht schon vorher vorgenommen worden zu sein. Auf 1 Kilo Dinkel rechnet man 800 Gramm Mehl, wovon aber die Molter, Mitz (Metz), der Müllerlohn (7%) abzurechnen ist.

Mehl selbst mit der Handmühle mahlte, begnügte sich mit billigem Kleienbrot geringerer Art und bezahlte für das Liter Mehl kaum 2 As, für den Scheffel 4 Sesterzien[1].

Die gewöhnliche Frucht war Dinkel, Gerste, viele Hülsenarten und Weizen. Dinkel erntete man auf dem Jauchert mindestens 40, Weizen 20 Scheffel. Bei dem Scheffelpreis von 3 bis 4 Sesterzien trug ein Jauchert etwa 100 Sesterzien[2], bei einem Zinsfuß von 6 Prozent hätte also der Jauchert einen Wert etwa von 400 Denaren gehabt, der wirkliche Preis ging aber über 250 kaum hinaus. Die Verzinsung eines in Grund und Boden angelegten Kapitals war zwar nicht gerade glänzend — Horaz meint sogar, dichterisch übertreibend, es komme so ziemlich aufs gleiche heraus, ob jemand seinen Kohl, seine Eier, seine Hühner auf dem Markte kaufe oder von seinem Landgut beziehe, der eine sei nicht ärmer als der andere[3]. Aber wer sein Geschäft verstand, kam doch auf seine Rechnung, zumal ein Selbstwirtschafter[4].

Neben dem Getreide lieferte ein Acker verschiedene Nebenerzeugnisse aus den vielen Fruchtbäumen, womit namentlich der Rand besetzt war, aus Obst-, Öl- und Rebbäumen, deren Schonung die Ackerbauschriftsteller ihren Lesern ans Herz legten. Besser empfahlen sich aber Öl- und Weingärten für die Viehzucht und noch mehr die Futterfelder und Wiesen, die etwas vernachlässigt wurden. Die Viehzucht blieb lange hinter dem Ackerbau zurück, weil viele ihrer Erzeugnisse (Milch und Butter) wenig geschätzt waren. Der Landwirt war in erster Linie Körner- oder Getreidebauer, nicht Gärtner oder Viehzüchter, was sich freilich mit der gewaltigen Ausdehnung des Reiches zu ungunsten der Landbevölkerung änderte.

Nach einem bekannten Gesetz wird da, wo ein mächtiger städtischer Mittelpunkt sich bildet, die Kultur desto intensiver, je mehr man sich aus einem weiteren Umkreis der engeren Umgebung nähert. Dies traf auch auf Italien zu; in der Nähe von Rom herrschte Gartenbau

[1] Vielfach nur 2 Sesterzien (Wilcken Ostraka 1, 667); Gerste die Hälfte. Über Brotpreise s. S. 76; vgl. Apok. 9, 6; nach Joh. 6, 5; Mark. 6, 36 reichten 200 Denare zur Speisung von über 5000 Menschen; auf den Mann also traf etwas über 1/2 As. Ein römischer Scheffel, 6 Kilogramm Weizen kosteten um 1900 ℳ 1.10, 4 Kilo Mehl ℳ 1.50, 4 Kilo Brot ℳ 1.10.

[2] Cic. Verr. 3, 70, 74, 77. Ein Neuscheffel enthält 100 Halbliter, würde also 25 Sesterzien kosten, dem Geldwert nach 4—5 Mark.

[3] Ep. 2, 2, 162.

[4] Col. 3, 3; vgl. Eus. 3, 20.

mit starker Düngung, Berieselung, blühender Reben- und Ölbau. Eine Reihe von edlen Früchten, Mandeln, Kirschen, Aprikosen, Zitronen usf. hatte man vom Orient eingeführt und pflegte sie nun sorgfältig. Garten reiht sich an Garten, jeder regelmäßig nach der Schnur angelegt, weshalb man Italien nicht mit Unrecht als den Garten Europas bezeichnete.

Alles in allem konnte noch Tertullian frohlocken: „Die Welt wird jeden Tag besser bekannt, besser angebaut und ergiebiger an reichen Schätzen. Immer neue Heerstraßen werden dem Verkehr erschlossen. Die Einöden sind in fruchtbare Landgüter umgewandelt; wo einst düstere Wälder standen, geht jetzt der Pflug des Bauern, und die früher kahle Felsenlandschaft bedeckt sich mit jungen Saaten; überall verschwinden die Sümpfe, Wälder und die wilden Tiere. Es gibt keine unheimlich drohenden Inseln, keine grauenerregenden öden Klippen mehr: überall finden wir menschliche Wohnungen, überall eine rührige Bevölkerung. Alles ist mit Städten bedeckt und voller Leben [1].“

2. Weiträumiger Weidebetrieb.

In dem schönen Gedicht Moretum, das Virgil zugeschrieben wurde, sehen wir eine Bauernfamilie vor uns: ein Bauer haust mit einer Sklavin zusammen, er treibt die Mühle, holt Lauch, Eppich und Raute aus dem Garten, vermischt es mit Käse und preßt es im Mörser, die Sklavin backt inzwischen das Brot und kocht. Mit diesem einfachen Gerichte rüstet sich der Bauer zur Tagesarbeit. Leider hat die Ausdehnung des Großbesitzes und Großbetriebes solchen Idyllen den Boden entzogen. Den Körnerbauer verdrängte der Gärtner und Viehzüchter, und die Getreidefelder machten Weiden, Wein- und Ölgärten Platz, die mehr Gewinn versprachen, da die Fleisch-, Öl- und Weinpreise hochstanden und die Sklaven hier vorteilhaft verwendet werden konnten, mittlerer Besitz dagegen lohnte sich schlecht. Schon Martial spottet über einen kleinen Gutsbesitzer, dessen Wagen dicht beladen mit Kohl, Lattich, Mangold, mit Geflügel, Hasen und Ebern oft am Kapenischen Tor zu sehen war. Wohin fuhr er aber? Nicht vom Land in die Stadt, sondern umgekehrt; denn sein Landgut trug gar nichts der Art. Dann führt Martial einen Ausrufer vor, der ein großes Gut ausbot und Liebhaber mit der Bemerkung zu ködern

---

[1] De anima 30.

suchte, der Eigentümer wäre keineswegs zum Verkaufe gezwungen, die Tatsache aber vollständig verschwieg, daß ihm all sein Vieh und seine Sklaven dahinstarben[1]. Auf den großen Gütern waren die Sklaven kasernenartig zusammengepfercht, während dicht daneben prunkvolle Landhäuser und reizende Anlagen weite Gebiete Landes verschlangen. Einen erfreulichen Anblick gewährte, wie Martial ausführt, eine Neapeler Villa: da brüllten die stolzen Stiere, hüpften kampfbereit die jungen Rinder, standen die Schweine umher, die Gänse schnatterten und die Pfauen krächzten. Ganz voll war der Hühnerhof, die Geflügelhäuser. Die Wildgehege und Fischweiher beanspruchten viel Raum und noch mehr die großen Weiden[2]. Unter Aurelian hören wir von einer Villa, auf der 500 Sklaven, 1000 Pferde, 2000 Kühe, 10 000 Schafe und 15 000 Ziegen gezählt wurden[3]. So konnte Italien, nachdem es seine Abgabefreiheit verloren hatte, an Stelle der Grundsteuer Vieh und Fleisch liefern[4].

Manche reiche Gutsherren besaßen Sommerweiden auf den Höhen, Winterweiden in der Ebene, die sich ergänzten. Auf dem Wege hin und zurück von der Ebene zum Gebirge stand den wandernden Herden die Benutzung von Gemeinweiden frei. Dazu kamen Triftwälder[5], worin die Tiere das sprossende Laub abfraßen, so daß das Holz über niederes Gestrüpp, die Macchia, nicht hinauswuchs. Große Herden bedurften ausgedehnte Landstrecken, 800 Morgen und mehr, und viel Wärterpersonal, da man schon auf 25 Tiere einen Mann rechnete. Die Hirten mußten kräftige, stämmige Leute sein, mit Pferden und Waffen gegen wilde Tiere und Räuber wohl versehen. Daher konnte man nicht durchweg Sklaven, sondern mußte wenigstens ein Drittel freie Leute verwenden[6] und die Sklaven zeichnen, brandmarken, um die Flucht zu erschweren. Die Aufsicht führte der Viehmeister[7], ähnlich wie auf Gutshöfen der Verwalter; heute stehen Herden von etwa 2000 bis 3000 Schafen unter einem Oberhirten und zerfallen in kleine Herden, in 10 bis 12, die mehreren Hirten anvertraut sind[8]. Den

[1] E. 1, 85; 3, 47; 7, 71 (familia ficosa).
[2] E. 3, 58.
[3] V. Aur. 10.
[4] Ausgenommen Italia annonaria (v. trig. tyr. 24).
[5] Silvae glandiariae, pascnae.
[6] Varro 2, 10, 4; Sueton. Caes. 42.
[7] Magister pecoris.
[8] Massari, vaccari, guardiani.

Mittelpunkt der Schäferei[1] bildet die Capanna, vergleichbar dem Gutshofe, ein großes Zelt, dessen Mitte der Herd mit dem Käskessel bezeichnet und an dessen Wänden in mehreren Reihen übereinander die Lagerstätten laufen. Eine Reihe von Pferden, Schäferhunden, Karren, Netze, Zäune, Körbe, Kübel gehören zur notwendigen Ausstattung.

Wie uns die alten Schriftsteller berichten, verteilte der Viehmeister die Arbeit und Nahrung und besorgte Kranke, weshalb er für Krankheiten von Mensch und Vieh eine Anzahl Hausmittel mit sich führte. Die Hirten, die unter einem Meister standen, mußten zusammen weiden, trieben schon beim Tagesgrauen die Tiere aus, führten sie, wenn die Sonne hochstand, zur Tränke und rasteten mittags unter schattigen Felsen oder weitastigen Bäumen. Dann wurde wieder bis zur Dämmerung geweidet, die Tiere nochmals getränkt und bei völliger Dunkelheit in die Hürden gebracht. Im Herbst und Winter fand nur eine einmalige Tränkung statt. Nachts blieb ein großer Teil der Hirten gesondert bei ihren Herden, vermutlich immer mehrere beisammen, und schliefen in Zelten oder Karren, die meisten aber in dem Zelte des Oberhirten, genossen aber möglichst beisammen ihre einfachen Speisen: gekochtes Wasser mit Öl, Salz, Zwiebeln und Kräutern, höchstens Käse, unter ganz günstigen Umständen Salzfleisch. Heute hausen die Familien der Hirten in den fernen Städten, im Altertum aber umgaben sie die Herden, und die Herren sahen es nicht ungern, wenn ihre Hirten kräftige, abgehärtete Personen ehelichten, die sie in der Hut unterstützten, Holz herbeitrugen, die Speisen kochten, die Geräte bewahren konnten[2]. Andere hätten nicht gepaßt zu den wilden Gesellen, die den Fremden Furcht einflößten. Der junge Mark Aurel ritt einmal mit mehreren Begleitern an einer Herde vorbei, die zwei Hirten mit vier Hunden bewachten. Da einer der Hirten die Reiter sah, sagte er zum andern: „Gib acht, das sind Räuber.“ Kaum hörte Mark Aurel diese Worte, so stieß er im Übermut seinem Rosse die Sporen in die Seite und stürzte sich auf die Herde: erschreckt fuhren die Schafe auseinander, der Hirte aber warf seinen Gabelstock nach ihm und er ergriff mit seinen Begleitern die Flucht. „Der arme

---

[1] Masseria von massaro, Hirte. Während die Masseria zum Selbstbetrieb des Großpächters gehört, gibt es auch eine Afterverpachtung an Herdenbesitzer aus den Bergen. Solche Herdenbesitzer gab es früher viel mehr als heute, da die Gemeindeweiden der Höhe die Haltung der Herden erleichterte.

[2] Varro 2, 10.



Christlicher Sarkophag mit betender Frau (Orans) und einem guten Hirten. Oben Jagd und unten Schafherden, die Baumlaub fressen. In der Mitte des Vordergrundes Hirtenzelt mit Melkszene. Rechts oben Weinbergarbeiter, darunter ein Weinschlauch und ganz vorne ein Wagen, von Ochsen gezogen.

Mann," schreibt Mark Aurel, „fürchtete seine Herde zu verlieren, verlor aber nur seinen Stock[1]."

Ihrerseits waren die Hirten nur zu geneigt, selbst zu rauben, ein altes Jägerrecht, richtiger gesagt, Hirtenrecht; sahen es die Herren doch nicht ungern, wenn sie sich auf diese Weise Kleidung und Nahrung verschafften[2]. Nicht selten fanden Räuber und flüchtige Sklaven bei ihnen Unterschlupf und die Polizeisoldaten hatten mit ihnen viel zu



Guter Hirt mit kurzem Leibrock und Beinbinden, umgeben von seinen Schafen in einem Ölgarten; im Hintergrund ein Hirtenzelt.

tun, griffen aber manchmal fehl, so daß ein Gardepräfekt einmal Anlaß hatte, ihnen Vorsicht anzuraten, weil sie mit ihrer Voreiligkeit kaiserliche Herden, die sich auf ihrer Sommerwanderung befanden, in Schaden gebracht hatten[3]. Da und dort herrschten noch patriarchalische, idyllische Zustände. Sonst hätten die Christen nicht so gern nach dem Beispiel ihres Meisters Hirtenbilder gewählt und ihn selbst einen Erzhirten genannt.

---

[1] Fronto ep. ad Caes. 2, 12. Varro 2, 10. Herm. sim. 6, 2, 5.

[2] Diod. fr. 34; C. Th. 9, 30.

[3] Bruns f. 218.

3. Latifundien.

Viel besser als in Italien lagen die wirtschaftlichen Verhältnisse in den meisten Provinzen, aber der Steuerdruck und die Auswucherung durch die römischen Geldmenschen verschlechterte auch hier die Lage und verschaffte dem Großgrundbesitz ein Übergewicht, weshalb Plinius ausrief: die Latifundien zerstörten Italien, ja auch die Provinzen, in erster Linie allerdings Italien [1]. Hier im engeren Sinne war es, wo die reichen Römer ihr Geld in Grundbesitz anlegten. Die Kaiser selbst drangen darauf, damit sie Italien nicht bloß als ihre Herberge oder als ihren Wirtschaftsstall ansähen [2]. Daher gingen die Güterpreise in die Höhe [3] und konnten sich die mittleren Besitzer unter der Ungunst vieler Verhältnisse kaum noch halten [4], weniger wegen der technischen Überlegenheit der Großbetriebe, die gar nicht bestand, viel eher, weil das Recht den Großgrundbesitz begünstigte. Ihm kam die absolute Gestalt des Eigentums, das willkürliche Okkupationsrecht von Gemeingut, das sogar die Antonine beschützten, das Wege-, Wasser- und Jagdrecht zu statten. Teils dem Gelde, teils der Gewalt wich der Arme, sagt Seneca, und ähnliche Klagen wiederholen die Kirchenväter [5]. Einen Gütergeier oder Ackerschlund hieß man den späteren Kaiser Pertinax [6]. Aus Inschriften wissen wir, daß, wo unter Augustus ein Dorf war, unter Trajan und Hadrian ein einziger Hof stand [7], und aus Stiftungstafeln, daß sehr viele Latifundien durch

---

[1] Latifundia perdidere Italiam, iam vero et provincias; 18, 7.

[2] Plin. ep. 6, 19. Hor. ep. 1, 7, 50.

[3] Suet. Aug. 41. Nach Col. 3, 3, 8 war der Preis 250 Denare für den Jauchert; s. Eus. 3, 20; falsch ist es, diese Summe von der Verzinsung zu verstehen.

[4] Volui relinquere avitos lares, et conscios natalium parietes et ipsam nutriculam casam, jamque pauperem focum, et fumosa tecta, et consitas meis manibus arbusculas transferre destinatus exul decreveram. Volui, judices, decedere, volui, sed nullum potui invenire agellum, in quo non mihi vicinus dives esset. Quint. decl. 13; Dio or. 46, 6.

[5] D. 1, 8, 4; 8, 3, 16. Vicinum pretio pellens vel injuria, ep. 90, 39; ebenso schon App. b. c. 1, 7. Auch Tempelgüter scheute der Reiche nicht; Frontin de controv. 56; densitas possesorum Ursache. Cyp. ep. ad Don. 12; Amb. de Nabuthe 1; Bas. in div. 5, 7.

[6] Mergus agrarius, v. Pert. 9; vgl. dagegen über Pompejus Plin. 18, 7.

[7] So Mappalia Siga nach der Inschrift von Henchir Mettich, später fundus villae magnae Variani; vgl. Rossi Bull. dell' inst. di corresp. archeol. 1865, 84; Bull. di archeologia cristiana 1873, 68 (pagus Lemonius).

Zusammenlegen entstanden[1]. Selbst Städte verschwanden vor großen Besitzern[2]. Dafür erhoben sich um die Gutshöfe Dörfer und konnten die Gutsherren mit Genehmigung des Senates Märkte errichten[3].

4. Hofbesuch der Herren.

Ursprünglich fesselte die Römer ihre Landliebe an den Ackerbau und Gutshof und die Herren sahen selbst nach dem Rechten. Sobald der Gutsherr auf sein Gut kommt, sagt Cato, und den Familiengeist[4] begrüßt hat, macht er den nämlichen Tag noch die Runde um seine Güter, den andern Tag ruft er den Verwalter vor sich, fragt ihn, was getan und was noch zu tun sei, wieviel Wein, Getreide u. a. gewonnen sei. Darauf muß er Rechenschaft ablegen. Wenn der Maier antwortet, die Sklaven seien krank gewesen, das Wetter schlecht und es seien viele Feiertage eingefallen, so zeigt ihm der Herr, welche Arbeiten man während des Regens hätte ausführen können, nämlich die Fässer auswaschen und verpechen, das Landhaus reinigen, den Mist entfernen, alle Stricke ausbessern und neue machen. Während der Feiertage konnte man alte Gräben reinigen, an den Wegen arbeiten, das Gesträuch, die Dornen entfernen, den Garten graben, das Korn mahlen. Während die Sklaven krank waren, hätte man an ihrer Nahrung sparen können. Hierauf soll Rechenschaft abgelegt werden über Kauf und Verkauf von Futter, Öl, Wein; dem Verwalter wird befohlen, die alten Ochsen und Kühe, Wolle, Felle, alte Wagen, altes Eisen, alte und kranke Sklaven zu verkaufen, überhaupt möglich viel zu verkaufen und möglichst wenig einzukaufen.

Aber so aufmerksam blieben nicht alle Besitzer; lange Zeit hatte der großstädtische Luxus die Herren so gefesselt und vom Lande fern gehalten, daß sie höchstens im Sommer sich noch einige Zeit auf den Höfen aufhielten, was Columella lebhaft beklagt. Die vornehmen Damen, sagt er, betrachten das Landleben als drückende Langweile, als eine Schmach. Selbst Männer wie Plinius der Jüngere, die das Land liebten, mieden die Geschäfte und die Gesellschaft der Pächter wie eine Pest. Der Absentismus dehnte sich immer mehr aus und war mit eine der vielen Ursachen, die die Verwüstung des Landes verschuldeten.

---

[1] Z. B. Fundus Metilianus, Velleianus, Helvianus, D. 34, 5, 1.

[2] Strabo 5, 3 nennt Collatia, Antennae, Fidenae, Labicon.

[3] Plin. ep. 5, 4; D. 50, 11, 2.

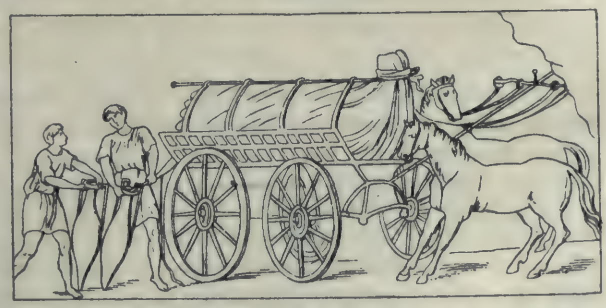
[4] Lar familiaris.

5. Hofanlage.

Den Mittelpunkt des Hoflandes bildete der Gutshof, die Villa, eine förmliche Burg, das Prätorium, Kastellum, Palatium, je nachdem mit viel Hallen[1], Weihern und Gärten oder weniger ausgestattet. Die Villa hieß der Stadtteil, der scharf geschieden war vom Landteil, dem Bauernwesen[2]. In kleineren Anlagen umgaben das Herrenhaus Sklavenzwinger mit dem redenden Inventar, die Ställe mit dem halbredenden und Geräts- und Vorratsräume mit dem toten Inventar[3] und an dem Haupttore wohnte der Verwalter, der alles zu beaufsichtigen hatte[4].



Mühle. Auf einer breiten Steinscheibe, die das Mehl aufnimmt, ruht ein (unsichtbarer) Kegel, um den ein hohler Doppeltrichter von einem Sklaven und Esel gedreht wird. Davor Mehleimer und Schaufeln.



Weinverkauf. Das obere Wagengestell, aus Gitter und Gurten gebildet, umschließt einen mächtigen Schlauch, aus dessen unterem Ende die Diener Wein in zwei Amphoren ablaufen lassen. (Pompeji.)

Eine Dreschtenne, einen Kornspeicher, eine Futterkammer würden wir unbedingt auf dem Gutshofe suchen[5], nicht so

[1] Ambulationes, porticus.

[2] Pars urbana, rustica.

[3] Instrumentum mutum, semivocale, vocale.

[4] Der villicus juxta januam, der procurator supra januam, Colum. 1, 6. An einem Villaturm fand man die Inschrift: saltuarii janua; hier ist saltuarius gleich dem villicus oder procurator.

[5] Alvearium, farrarium, granarium, palearium, foenilium und pomarium. Manche Völker bewahrten ihr Getreide unterirdisch in siroi, Silos, putei.

unbedingt der Römer, und nur ganz gute Herren sahen darauf. Das Korn drusch man im Freien, das Vieh fütterte man möglichst im Freien und die Vorräte ließ man nicht lange lagern, und je tiefer das Reich zerfiel, desto weniger wird man darauf gesehen haben; und so wird es bald gewesen sein wie heute, wo der Gutshof, das Casale, aus ein paar Häusern, einem für den Verwalter, Aufseher, einem anderen für das Gesinde, einem dritten für die Wagen besteht. Ein Wagenschuppen war so unerläßlich wie eine Mühle[1], sei es eine Handmühle oder eine größere von Sklaven, Pferden und Eseln getriebene, und eine Kelter und Ölpresse. Der ganze Hof war umzäunt entweder mit lebenden Zäunen, Hecken oder toten Zäunen, Pfählen, oder mit Wall und Graben oder mit Mauern.

6. Gutshofsklaven.

Gutshöfe mit Eigenbetrieb erforderten eine große Zahl von Sklaven, Sklaven für den Ackerbau und das Handwerk, außer den Bauern Müller, Bäcker, Schmiede, Weberinnen und Walker[2]. Von den eigentlichen Ackerbausklaven mußten die einen pflügen, eggen, behacken, jäten, schneiden und mähen, die andern besorgten Esel und Ochsen[3], wieder andere pflegten den Ölbau als Leser, Presser oder Küfer[4], wieder andere den Weinbau und hatten zu graben, zu setzen, zu behacken,

---

[1] Die Wagen wurden immer mannigfaltiger, unterschieden teils durch ihre Räderzahl — gewöhnlich waren zwei Räder — teils durch die Rädergrößen, teils durch die Form des Verdeckes: entweder ein Brett oder ein Korb, der hinten oder vorn offen war, ein Kasten oder Sprossen und Leitern (clabulae) oder mit solchen umkleidete Körbe dienten zur Aufnahme der Last. Das uralte plaustrum wurde zum maius plaustrum mit vier Rädern oder zum plostellum, zum Wägelchen. Schwere Wagen waren das petorritum, sarracum, carrus clabularis, leicht war das cisium, celes, birotum, monacus. Vierräderige Blahwagen waren die arcera, das carpentum, pilentum, ein Blockwagen der chamulcus. Vielfach wurden mehrere Tiere nebeneinander oder eins vor das andere gespannt. Bei den Vierspännern, Quadrigen, zogen die zwei mittleren Tiere an der Deichsel mittelst eines Joches, die zwei äußeren mittelst Strängen, jene waren jugales, diese funales.

[2] Junge Sklaven, mediastini, als Hofgänger. Ulpian führt außerdem auf villicus, villica, focaria, mulieres, quae panem coquunt, tonsor (Dig. 33, 7, 12).

[3] Aratores, occatores, sarritores, runcatores, messores, foenisecae, bubulci, domitores, asinarii. Selbstverständlich fielen diese Verrichtungen meist auf einen und denselben Sklaven.

[4] Leguli, factores, torcularii, capulatores.

anzubinden, zu beschneiden, abzuranken, zu lesen, zu keltern und die Tonnen niederzulegen[1]. Die verschiedenen Herden, die Rinder-, Ziegen-, Schweine-, Schaf-, Pferdeherden besorgten eigene Hirten, die Gänse, Hühner, Pfauen, Drosseln, Turteltauben, Perlhühner, Bienen eigene Aufseher. Vogelfänger und Vogelzüchter, Wildparkaufseher, Jäger, Bienenzüchter[2], Wassermeister, Fischer, Gärtner verschiedener Art hatten ihr eigenes Gebiet[3]. Endlich fanden in den verschiedenen Gewerbsunternehmungen, Sand- und Steingruben, Bergwerken, Ziegeleien, Töpfereien, Webereien, Walkereien, Gastwirtschaften viele Sklaven ihre Arbeit. Die Sklaven, deren Zellen sich in der Nähe der Viehställe befanden, gehörten mit dem Vieh zu dem Werkzeug, zur notwendigen Ausstattung, instrumentum, eines Hofes.

Einen höheren Rang hatte der Kellermeister, der Lebensmittel und Wein verteilte, und der Schaffner[4]. Die Oberaufsicht führte ein Verwalter oder Maier, der Arm und das Auge des Herrn, von dessen Launen die Sklaven abhingen[5], gewöhnlich ein Günstling des Herrn, dem es schon von Haus aus an der nötigen Kenntnis fehlte. Und doch hing es von der Tüchtigkeit des Verwalters ab, ob die Höfe etwas eintrugen oder nicht, weshalb die Wirtschaftstheoretiker die Hauptaufmerksamkeit auf die Verwalter lenkten. Neben dem Verwalter schaltete eine Maierin, villica, die eine wichtige Rolle spielte, während die übrigen Sklavinnen kaum erwähnt werden. Ein heruntergekommener Patrizier hielt sich nach Martial gerne im schmutzigen Kreise der Verwalterfamilie auf und stürzte sich vom Wein trunken in seiner Brunst auf die Maierin[6].

Die meisten, vielleicht alle Knechte, die auf dem Felde arbeiteten, kennzeichneten Mäler, Fesseln, Halseisen, Handschellen, Hundebänder[7]. Daher hießen die Ackerbausklaven schlechthin ein Kettengeschlecht[8]. Die Schlimmsten mußten in Zwingern arbeiten, die sonst als Schlafgemächer dienten, je zehn oder fünfzehn beisammen unter einem „Pritschen-

[1] Fossores, satores, pastinatores, alligatores, putatores, pampinatores, vindemiatores, calceatores, haustores, phalangarii.

[2] Curatores aviarii, fartores, custos vivarii, curatores alvearium.

[3] Aquarius, hortulanus, topiarius, arborator.

[4] Cellarius — dispensator.

[5] Villicus.

[6] E. 4, 66.

[7] Compedes, collaria, manicae, catuli. Mart. 9, 22.

[8] Ferratile genus.

meister“ [1]. Die Zwinger, mit einem griechischen Ausdruck Arbeitshäuser, ergastula, genannt, lagen unterirdisch wie Kerker neben oder unter der Wohnung des Verwalters, glichen den germanischen Arbeitskellern, Tungen und erhielten ihr Licht durch schmale hohe Fenster, die nur wenig über den Boden herausragten. Columella ermahnt die Gutsherren, fleißig nachzusehen, ob die Räume fest genug, die Fesseln haltbar seien und ob die Aufseher den Häftlingen das Nötige zukommen lassen.

Alle Sklaven lebten gemeinsam, kasernenartig und arbeiteten gemeinsam, wie die heutigen Sträflinge, in Dekurien eingeteilt unter Meistern, Mahnern [2], Dekanen. In den Augen eines echten Römers waren Sklaven entweder Lusttiere [3] oder Arbeitstiere, Arbeitsmaschinen [4], ja noch weniger als das. Cato rät, sie schlechter zu behandeln als Ochsen und Pflüge, die wenigstens an Festtagen ausruhen durften, während jene anderweitig beschäftigt werden sollten.

Die Folge blieb denn auch nicht aus, sie vernachlässigten Äcker und Vieh, zerstörten das Inventar, stahlen und schadeten, wo sie konnten [5]. Erzwungene Arbeit ist immer schlecht, wenig ergiebig, unfruchtbar [6]. Was „Verzweifelte“ in Ketten arbeiten, sah man wohl, war so schlecht als möglich; das Land wurde nach dem Ausdruck eines Schriftstellers dem Auswurf der Sklaven wie einem Henker preisgegeben [7]. Viele zogen Taglöhner und durch Schulden in Not geratene Landleute vor [8]. Cicero sagt daher, eigentlich wäre es besser, die Sklaven wie Taglöhner und Mietlinge zu halten und sie zu entlohnen [9]. In diesem Sinne nennt Seneca die Sklaven ständige festangestellte Mietlinge [10].

---

[1] Tribunus vapularis (Topma).

[2] Magistri, monitores.

[3] Catull. 61, 136.

[4] Instrumentum vocale; Varro 1, 17; Col. 1 pr.

[5] Rapinis magis quam culturae student; Col. 1, 1.

[6] Alle Kenner stimmen darüber überein, daß die gleiche Bodenfläche heute weniger Arbeitskräfte erfordert als im Altertum. Salvioli, Kapitalismus 165.

[7] Coli rura ab ergastulis pessimum est et quidquid agitur a desperantibus; Plin. h. n. 18, 7. Rem rusticam pessimo (cuique) servorum velut carnifici noxae dedimus; Col. 1 pr.

[8] Obaerarii, addicti, mercenarii coloni; Sen. ad Helv. 12, 4.

[9] Cic. off. 1, 13.

[10] Mercenarii perpetui, Sen. ben. 3, 22.

7. Pacht.

Auch freier gestellte Arbeiter bewährten sich schlecht. Daher zogen viele die Pacht dem Eigenbetrieb vor. So kam es, daß wie im Mittelalter nach dem elften Jahrhundert die Maier Pächter, so nun die Villici Kolonen wurden und freie Kolonen die unfreien verdrängten [1]. Obwohl die Gutsherren die Kolonen ganz in ihrer Hand hatten, wußten sie viel zu klagen, daß sie mit dem Zins im Rückstand blieben, wegen jeden Unglücks Nachlaß verlangten und sich am überkommenen Haushalt schadlos hielten [2].

Die Pacht war kurzfristig, dauerte gewöhnlich ein Lustrum und gewährte keinen Besitzschutz. Zinssäumnis auf der einen Seite, Verkauf, Konkurs, Tod des Herrn auf der andern Seite brach die Pacht wie die Miete. Daher wechselten die Kolonen rasch. So mußten sie den Boden rasch ausnützen und konnten an keine Verbesserung denken [3]. Nun fanden es viele Herren für besser, ihn brach liegen zu lassen und zu Weiden und Wäldern umzuwandeln. Anders war es in den Getreideprovinzen, wo sich die Verpachtung gut lohnte, der Kolonat sich stark ausdehnte und die freien Bauern verschlang. Umsonst suchten die Kaiser durch Darlehen und Besiedelungen den Gang der Dinge aufzuhalten. Sie verlangten, daß Stiftungsgelder, deren Erwerbung den Gemeinden erleichtert war, vor allem dem Bauernstand um billigen Zins, 5 Prozent, verliehen würden. Aus dieser Beleihung ergab es sich, daß in einzelnen Gegenden doch noch mittlerer Grundbesitz von 30 bis 40 Morgen bestand, in anderen aber Groß- und Kleinbesitz stark auseinanderging [4]. Einen allzu großen Gebrauch haben aber die

[1] Quum omne genus agri tolerabilius sit sub liberis colonis, quam sub villicis servis habere, tum praecipue frumentarium. Der Ertrag von 6 bis 7 Jauchert (100 modii) reichte eben hin, um einen Mann, der ebensoviel ackern konnte, zu ernähren (Col. 1, 7).

[2] Plin. ep. 9, 37; 3, 19; Col. 1, 7; D. 19, 2, 15.

[3] Rem malam esse frequentem locationem fundi . . . propter quod operam dandam esse, ut et rusticos et eosdem assiduos colonos retineamus, Col. 1, 7.

[4] In Veleia hatten etwa 26 Besitzer Güter im Wert von 100 000 bis 400 000 Sesterzien, 26 mit weniger. Es ist aber verkehrt, wenn man daraus schließen will, die Latifundienklage des Plinius sei übertrieben. Die großen Güter bedurften keiner Verleihung, sie lagen nicht im unmittelbaren Stadtgebiete. Ein andere Beweis dafür, daß es mit den Latifundien nicht so schlimm stand, erblickt man in Ciceros Entrüstung, daß in Sizilien 30 000 Jauchert des ager Leontinus nur von 32 Eigentümern geteilt werden (Verr.

Bauern von der Erleichterung des Kredites nicht gemacht. Bessere Aussichten lockten die Bauern auf die vielen Ödländereien, die der Rückgang aller Verhältnisse zur Folge hatte. Denen, die wüstes Land besetzten, gewährten die Kaiser ein gutes Recht und für zwei Jahre Steuerfreiheit, stießen aber auch hier auf Widerstand und mußten schließlich Ödländereien förmlich aufzwingen, die Leute mit dem Boden zusammenfesseln und die grundherrliche Bindung unterstützen zu ihrem eigenen Nutzen, denn bei der großen Verödung konnte der Staat kaum mehr die nötigen Steuern und Soldaten aufbringen und mußte zu Zwang und Bann seine Zuflucht nehmen, und so entstand ein ausgedehnter Kolonat, der den Übergang zur Hörigkeit des Mittelalters bildete. Davon später!

XX.

Hörige und Freigelassene.

1. Ursache der Klientel.

Das arbeitende Volk, die Bauern und Handwerker waren noch im Mittelalter unfrei, hörig, untertan, noch viel mehr im Altertum, nur daß hier die Hörigkeit neben der Sklaverei einen geringen Umfang hatte; es müßte denn nur sein, daß die Plebejer hörig gewesen wären [1]. Sicher waren sie rechtlich frei, ebenso die Klienten im allgemeinen, aber die Freiheit war nur ein Schein, da sie die größte Rechtsungleichheit, ursprünglich auch eine Rechtsunfähigkeit nicht ausschloß. So wenig wie die Plebejer hatten andere Unterworfene, Fremde, Ergebene einen Anspruch auf ein volles Eigentum und die Hausherrngewalt. Nun trat wohl an Stelle der Klientel, nachdem ihre Hauptquelle, die Unterwerfung, versiegt war, eine mildere Libertinität, da nun die Freigelassenen die Lücken ausfüllten, und diese unterschied sich von der älteren Form darin, daß sich die Gebundenheit

3, 51). Seneca schreibt (ep. 87): Die Leute beneiden den, der in der Nähe der Stadt ein großes Gut besitzt, aber es würde schon den Neid erregen, wenn es auch nur in Apulien läge. Endlich soll das Schenkungsverzeichnis Konstantins und Gregors I. für den Kleinbesitz sprechen, aber diese Beweise reichen nicht aus; s. dagegen Col. 1, 9, 7; Cato 10.

[1] Sidonius unterscheidet scharf: mox cliens factus e tributario plebeiam potius incipiet habere personam quam colonariam (ep. 5, 19), stellt aber, was wohl zu beachten ist, Klienten und Plebejer gleich.

nicht vererbte. Sie erlosch bei den Enkeln, vielfach aber schon mit dem Tode des Freilassers[1]. Doch bestand neben der Freilassung die Hingabe Freier immer noch fort[2], genau wie im Mittelalter, wo die Hörigkeit und die Ministerialität ehemalige Freie und Unfreie umschloß. Dichter, Philosophen und Glücksritter, ja sogar verarmte Ritter und Senatoren mußten sich dazu erniedrigen, Reiche um ihren Schutz anflehen, Patrone gewinnen, die einen Ehrgeiz darein setzten, mit einem möglichst großen Anhang zu glänzen. Lukian läßt einmal habgierige, allen Gefahren trotzende Schiffahrer gegenseitig ihre sehnlichsten Wünsche austauschen: einer darunter möchte ein Herrscher sein, die andern aber fürchten diese Mühsal und träumen nur von schönen Häusern, goldenen Gefäßen, vor allem aber von einer großen Zahl von Freunden und Klienten, mit denen sie ihren Reichtum genießen könnten.

Wer allein stand, galt gesellschaftlich nichts, noch im Mittelalter, in vielen Ländern, z. B. in Spanien, noch tief in die Neuzeit herein. Da waren es namentlich die Damen, die nie ohne Begleitung einer Dienerin oder eines Hausfreundes ausgingen. Im Altertum hören wir weniger davon; nur spottet einmal ein Satiriker über eine alternde Frau, die noch ältere Begleiterinnen, gleichsam „Schatten" wählte, damit auf diesem Hintergrunde um so mehr ihre Jugend und Schönheit strahlte[3]. Allzu schwer fiel es ja nicht, solche Begleiterinnen zu bekommen. Den vielen Freigelassenen blieb keine andere Wahl, als entweder auf diese Weise einen Anschluß an ein Haus zu gewinnen oder auf der Gasse als Libertine im schlimmen Sinne zu verkommen[4].

2. Dienste der Klienten.

Besonders anstrengend war das Amt der Klienten nicht, die Hauptsache war Schmeichelei. Als ihre Könige und Herren mußten sie ihre Gebieter anreden, ihnen Titel geben, die dem alten römischen Sinne geradewegs zuwiderliefen, und sie mit allen jenen Gruß- und Heilformen ehren, die die Sitte ausgebildet hatte. In aller Frühe erschienen sie nach der ganzen Familie, in die ehrwürdige Toga gekleidet, während das niedere Volk sonst nur die Tunika trug, in den

---

[1] Dionys. 2, 10.

[2] Manumissio, applicatio, deditio.

[3] Mart. 8, 79. Über ancillulae Hier. ep. 22, 29. Clem. paed. 3, 11.

[4] Ov. a. a. 1, 33; 3, 605; Hor. s. 1, 3, 47; 2, 7, 12.

Häusern ihrer Patrone und machten die Morgenaufwartung[1]. Da standen schon viele Große da, und der Herold rief sie einzeln auf, zuerst den Prätor und dann den Tribun. Aber der Freigelassene beanspruchte den ersten Platz. Vor der Türe eines emporgekommenen Freigelassenen wartete sein früherer Herr vergebens auf den Einlaß, den Geringere leicht erhielten. Bei der großen Schar von Klienten mußte sich der Einzelne an viel Demütigungen gewöhnen, den Groll der Türhüter erdulden und die üble Laune der Kammerdiener mit Bestechungen, einem Brückenzoll, wie Seneca sagt, verscheuchen; denn die Sklaven waren ohne Zweifel ungehalten darüber, daß Leute, die nicht mehr verdienten wie sie, es besser haben sollten[2]. Ehrwürdige Philosophen grüßten schon von weitem, wenn sie Bediente sahen, besonders die Köche und Bäcker schon in aller Frühe, als wären sie eigens aus dem Bette gestiegen, sagt ein Rhetor, während sie die Anrede anderer kaum erwiderten. Standen die Klienten vor dem Herrn, so hatten sie es mit dessen übler Morgenlaune zu tun. Besonders hochmütige Patrone ließen sich mit Kniebeugungen huldigen, wie sie bei den Persern Sitte waren. Schon im Herankommen mußte sich der Mann tief bücken, darauf dem Patron die Brust oder die rechte Hand küssen und wurde dann noch von denen beneidet, die nicht soweit herankommen durften. Endlich erhielt der Klient Befehle für den Tag[3].

Wenn der Herr ausging, namentlich wenn er Besuche, Ausflüge und Reisen machte, mußte er ihn in einer saubern Kleidung, die kein Mißfallen erregte, begleiten und sich dabei von den Hausdienern stoßen und voranschieben lassen[4]. Zu zehn alten Weibern, sagt Martial, muß man den Gönner begleiten, der nach ihrer Erbschaft jagte. Vor lauter Hin- und Herrennen, vor lauter Schwellenreiben und Straßenküssen kommt der arme Schlucker kaum zum Leben; er stirbt rasch am Fieber, da er sich leicht erkältet[5]. Galenus gibt eine besondere Verordnung für die vielen, die sich vor Tagesanbruch zu den Türen der Mächtigen begeben müssen und nicht vermeiden können, oft in Schweiß zu geraten und sich zu verkühlen, die beim Bade anderer zu-

[1] Daher hießen sie togati salutatores im Unterschied von der plebs tunicata.

[2] Sen. const. 14; ep. 47; Plin. 15, 10. Nach Lukian betrug der Zoll 5 Drachmen, der Taglohn aber 2—4 Obolen (de merc. cond. 13, 38).

[3] Opera togata.

[4] Luc. de merc. cond. 10.

[5] E. 9, 100; 8, 44; 10, 74; 12, 18, 68.

gegen sein und sie nach Hause begleiten, hierauf in größter Hast selbst baden und zur Mahlzeit eilen müssen.

Unter Umständen mußten sie sich rüsten, mit Waffen versehen und als eine Art Privattruppen ihre Herren begleiten, wie aus der Geschichte des Clodius und Milo bekannt ist[1]. Viele waren Hausbeamte, besorgten die Kanzlei und Kasse und genossen das Vertrauen ihrer Herren. Was ein Freigelassener spricht, sagt Persius, das hat Gewicht[2]. Er ist ein wahrer Herr. Andere waren Hausphilosophen, Seelsorger und Leibärzte und wieder andere Spaßmacher und Hofnarren. Ein Geometer, ein Schmied, sogar ein Rhetor darf dumm und elend sein, sagt Lukian, ein Klient aber niemals, er darf sich nicht alles erlauben und muß seine Standesehre wahren[3].

3. Ansprüche der Klienten.

Die Freigelassenen gehörten zum Haushalt der Herren und hatten einen Anspruch auf die Verpflegung und Herberge, mußten aber viele Demütigungen über sich ergehen lassen. Wohl erhielten manche Einladungen zur Herrentafel, schon beim Morgenbesuch oder beim Abendgruß, mußten aber mit den schlechtesten Speisen vorlieb nehmen, schlechten Wein in Glas- oder Tonbechern trinken. Bekamen sie wie andere Gäste bessere Gefäße vorgesetzt, dann sahen ihnen die Wächter aufmerksam auf die Finger, damit sie nichts wegstahlen. Schon ein freierer Augenaufschlag, ein Blick auf schöne Knaben oder Damen machte verdächtig[4]. Häßliche Diener, Schwarze, denen man bei Nacht nicht hätte begegnen mögen, versahen den Dienst, ließen sich lange bitten und warfen verächtlich elende Brocken hin. Öffneten die Klienten den Mund, so liefen sie Gefahr, hinausgeworfen zu werden. Preßte ihnen der Ärger Tränen aus, so hatte der Herr eine riesige Schadenfreude. Viele mußten sich an den Tisch der Armen setzen, die in Massen abgespeist wurden[5]. Wer nicht am Mahle teilnahm, bekam eine Portion wie bei Opfermahlen und bei öffentlichen Speisungen, und

---

[1] Den Zusammenhang deutet klar die spätere Gleichstellung von scurra und buccellarius an (Salm. ad v. Alex. Sev. 61).

[2] S. 5, 81.

[3] Paras. 25, 58.

[4] Luc. de merc. c. 15.

[5] Sen. ep. 18 (modicae coenae et cellae pauperum). Man unterschied auch bei öffentlichen Speisungen coena recta und coenula subita, letztere nahezu gleichbedeutend mit sportula.

zwar in einem Körbchen, Sportula, oder in einem Gefäß, Salarium, weshalb die Gabe selbst Sportula, Salarium hieß [1]. Der Kaiser Elagabal ließ zum Spotte seinen Leuten die Salzgefäße mit Schlangen und Fröschen füllen [2]. Die Geldentschädigung betrug gewöhnlich 25 As [3], immerhin eine sehr anständige Gabe, wenn man den Taglohn der Arbeiter und die Tageskosten eines Sklaven in Betracht zieht [4]. Milde Patrone schenkten 3 und mehr Denare oder luden die Klienten zu Mahlen ein, auch wenn sie schon die Sportel erhalten. Aber so gut ging das nach Martial kaum dreien und vieren, und mancher Klient, der standesgemäß auftreten wollte, mußte hungern und darben [5], zumal wenn die Herrschaft verreist war wie im Sommer, wo sich die Klienten wie Schnecken in ihre Häuser verkrochen [6]. Du rechnest umsonst auf ein Erbe, das bekommt der Kybelepriester. Zum Geburtstage darfst du aber wohl schöne Geschenke bringen, einen Schirm oder eine Ambrabüchse, kannst dich aber bei der Frau schadlos halten [7]. Zu Neujahr machte der Herr die Geschenke wett, aber oft mit lächerlichen Kleinigkeiten und abgetragenen Kleidern. Nur ganz vertraute Günstlinge bekamen Häuschen, Gütchen, Gärtchen, d. h. nach Martial ein paar Erdschollen, kaum so breit, daß eine Gurke darin gerade liegen, höchstens die Flügel einer Zikade sie bedecken konnten [8].

Redselige, nicht immer zuverlässige Inschriften berichten allerdings von guten Herren nach Art des jüngeren Plinius, die ein mildes Herz trugen, und Testamente pflegten treue Klienten reichlich mit Renten und Legaten zu bedenken, wiesen ihnen Plätze in den Grabstätten und Kolumbarien der Herren an [9], erteilten letztwillige vertrauliche Aufträge und übertrugen ihnen Vormundschaften, den Schutz der Konkubinen und ihrer Kinder. Bei dem engen Verkehr entwickelten sich auch Eheverhältnisse zwischen Freien und Freigelassenen, ob-

---

[1] Ja sogar epulum, visceratio.

[2] Per cellerarios, v. 26.

[3] 100 Quadranten, $6^1/_4$ Sesterzien; Mart. 1, 59; 6, 88; 10, 70; 13, 74, 75; Juv. 1, 119.

[4] 12 und 4 As.

[5] Mart. 9, 100; 10, 27; 3, 7; 4, 68.

[6] Plaut. capt. 1, 1, 12.

[7] Juv. 9, 41 ff.

[8] E. 11, 18.

[9] Die Zulassung zur Grabstätte wurde von Juristen davon abhängig gemacht, daß sie auch Erben seien (D. 11, 7, 6), aber die Anschauung scheint nicht strenge durchgeführt worden zu sein.

wohl die Sitte sie nicht billigte. Allzu freundlich waren aber in der Regel die Beziehungen nicht; sonst hätten die Gesetze sich nicht so viel einmischen und Rechte und Pflichten abgrenzen müssen. Sie geboten dem Klienten Gehorsam und Dienstbarkeit, schützten ihn aber gegen Hintansetzung, Geschenkezwang und Ausnützung[1]. Der Patron mußte ihn ernähren, vor Gericht vertreten und die Vormundschaft übernehmen, hatte aber dafür einen mehr oder weniger wirksamen Anspruch auf sein Vermögen und ein Erbrecht. Hinterließ der Klient drei Kinder, dann erlosch dieser Anspruch; bei weniger Kinder erhielt der Patron die Hälfte oder ein Drittel des Nachlasses[2].

4. Gewerbetreibende Klienten.

Die Klientel erschloß vielen Menschen den einzigen Weg, sich einen Erwerb zu verschaffen, sogar herabgekommenen Rittern und Senatoren, und die Patrone erblickten darin ein gutes Mittel, ihren Reichtum nutzbar zu machen. Zu ihrem eigenen Vorteil gestatteten sie Sklaven, die viel außerhalb des Hauses arbeiten mußten, Schauspielern, Ärzten, Lehrern, Bankhaltern, Handwerkern und Bauern eine gewisse Freiheit, die sie mehr anspornte als der Zwang. Auch der Staat fand an den Freigelassenen ergebenere Diener und Schreiber als an den Sklaven. Sogar persönliche Dienste setzten manche Freigelassene fort, zumal solche, die als Knechte nichts gelernt oder getrieben hatten oder nichts fanden, was ihnen einen sicheren Verdienst gewährte. Vor der Befreiung mußten die Sklaven sich eidlich zu Diensten und Abgaben verpflichten[3] und nachher den Eid wiederholen, weil der erste Eid des noch Unfreien kein volles Gewicht hatte[4]. Nun versprachen die armen Schelme oft mehr als sie halten konnten, so daß sogar der Staat, der keine Pflicht gegen Schwache kannte, eingriff[5]. So verbot er die Abnahme des Lohnes in rücksichtsloser Weise,

[1] Mart. 8, 71; Macr. sat. 1, 6. Imperatoris nostri rescripto cavetur, ut si patronus libertum suum non aluerit, jus patroni perdat; Dig. 37, 14, 5; Entzug der bonorum possessio, des Nachlasses, ib. 10. Undankbare Klienten Suet. Claud. 25. C. J. 6, 7, 4.

[2] Vorausgesetzt, daß jener libertus centenarius mit 100 000 Sesterzien war; Inst. 3, 7; Suet. Nero 32.

[3] Operae, munera, dona.

[4] D. 40, 12, 44.

[5] So wurde eine gewisse Wertsumme angesetzt (lex Cincia), ein andermal die dona verboten, nicht aber die munera; dann wieder die Verwand-

und zwar auch, wenn sich der Freigelassene dazu verpflichtet hatte[1], und bestimmte, welche Dienste erblich, welche vermietbar sein sollten und welche nicht. Rein persönliche Dienste erloschen mit dem Tode des Herrn[2].

Da die Freilassungen allzusehr zunahmen, mußte der Staat sie beschränken, sie von seiner Genehmigung abhängig machen[3] und konnte sie stark besteuern, sogar mit fünf Prozent[4]. Nach den Inschriften zu schließen, betrug die Zahl der Freigelassenen wenigstens ein Siebentel, wahrscheinlich aber einen noch größeren Bruchteil der Bevölkerung, und zwar nicht bloß in den Hauptstädten, sondern auch in kleineren Provinzstädten, während die Sklaven etwa die Hälfte ausmachten. Ihre Zahl und ihr Einfluß waren groß genug, daß auch ihr größter Feind, Augustus, Rücksicht auf sie nehmen mußte. Da sie von allen Ämtern, Priestertümern und damit von den politischen Rechten ausgeschlossen waren, schuf er ihnen eine Vertretung in dem Stande der Augustalen, die den Kaiserkult besonders pflegen mußten (sie fehlten sogar in Augsburg nicht). In den Munizipien, denen sie viele Vorteile und Opfer brachten, genossen sie die Stellung der Ritter, wie die Freien die der Senatoren[5], und hatten, wenn sie Kollegienrechte besaßen, eigene Beamte (Sevirn) und eigene Kassen. Solche Ehrenrechte taten den kleinen Leuten wohl, weshalb sie auch gut kaisertreu blieben[6].

---

lung eines Dienstes in eine Geldleistung. — Dem Herrn standen die Rechtsmittel der actio operarum und der actio pro socio zu Gebot. Später wurde die Vermietung von persönlichen Diensten (operae serviles) verboten, der Gewerbeleistungen (fabriles) aber erlaubt; D. 38, 1, 23.

[1] D. 40, 9, 32, 1; C. J. 6, 3, 1, 7.

[2] Operae officiales, nicht aber operae fabriles; Dig. 38, 1, 9. 25.

[3] Der Freilasser mußte 20 Jahre alt sein, der Freizulassende 30; letzterer soll frei sein von moralischen Makeln. Die Freilassung darf nicht erfolgen in fraudem creditorum, um sie zu hintergehen (Gaius 1, 47). Endlich wurde ein Freilassungsrat, concilium manumissionis, eingesetzt.

[4] Vicesima libertatis schon 357 v. Chr. Liv. 7, 16; 27, 10. Aus dieser Steuer wurde eine Notkasse für die Kriege angelegt, in wenigen Jahren waren schon 4000 Pfund gesammelt. Caracalla erhob 10%; Dio 77, 9.

[5] Ordo ingenuorum, libertinorum, plebs urbana (Mommsen, Staatsrecht III, 457).

[6] In den Buden der Krämer standen gewöhnlich Kaiserbüsten und -bilder, Fronto ep. ad M. Caes. 4, 12. Tac. h. 1, 4.

5. Emporgekommene Klienten.

Viele Freigelassene arbeiteten sich wacker empor, drangen in Ehrenstellen und hohe Ämter ein und erlangten den Ritterrang, vermochten aber ihre Herkunft nicht ganz zu verleugnen, so sehr sie sich auch anstrengten[1]. Denn die vornehme Gesellschaft schloß sich gegen sie ab, behandelte auch die Besten als Eindringliche und spottete über die Aufgeblasenheit der übrigen. Ein reich gewordener kaiserlicher Freigelassener betrug sich bei einem Mahle gegen einen anwesendn Philosophen ungebührlich und fragte schließlich, wie es käme, daß schwarze und weiße Bohnen sich gleichmäßig zu einer gelben Brühe verkochen ließen, worauf dieser die Gegenfrage stellte, weshalb von schwarzen und weißen Riemen in gleicher Weise rote Striemen entständen[2]. Claudian sagt am Ende des vierten Jahrhunderts: „Es gibt kein wilderes Tier als einen früheren Sklaven, der einen freien Mann bedrückt. Die Seufzer rühren ihn nicht, er kennt sie gut. Er schlägt mit Wut, denn er erinnert sich des Herrn, der ihn schlug[3].“ Die Freiheit entfesselte erst recht die Leidenschaften, die die Sklavenketten zurückgehalten hatten. Freigelassene Frauen waren immer etwas anrüchig.

Das Muster eines ebenso hohlen wie eitlen Emporkömmlings hat uns Petronius in seinem Trimalchio gezeichnet. Ursprünglich ein einfacher Sklave, hatte der junge Mann sich als Mignon eines reichen Römers dessen volle Gunst erschmeichelt, ihn beerbt und freigelassen einen großen Seehandel betrieben, viele Schätze aufgehäuft, sich dann von den Geschäften zurückgezogen und wollte nun seinen Lebensabend voll genießen. Dem innersten Kern nach roh, ungebildet und barbarisch, tat er doch ungeheuer gebildet und brachte alles durcheinander, sprach viel Unsinn, gefiel sich in mächtigen Übertreibungen und flüsterte geheimnisvoll von Geistern und Vorzeichen. Am Eingang seines Hauses war auf einem Türpfosten ein Kalender mit dem Mond- und Planetenlauf gezeichnet und die Unglückstage unterstrichen. Abergläubisch waren auch die Gebildeten, aber dann wenigstens nicht so aufgeblasen, prahlerisch, prunksüchtig. Trimalchio stellte sich, wie wenn er

---

[1] Fenestrae (Löcher) in aure, Juv. 1, 104, 27.

[2] Plut. quaest. conv. 2, 1; Macrob. sat. 7, 3, 12.

[3] Nec bellua tetrior ulla quam servi rabies in libera terga furentis. Agnoscit gemitus et poenae parcere nescit, quam subiit, dominique memor, quem verberat, odit. In Eut. 1, 183.

nichts von der Armut wüßte, und fragte, wenn man von Armut sprach, was ist arm? Ein kleines Ehrenämtlein, das er sich ergattert hatte, machte ihn ganz närrisch: das Sevirat sei ihm in seiner Abwesenheit übertragen worden, prahlte er, eine Ehre, die nur großen Männern zuteil wurde, wie z. B. dem Marius, hinter dem gleich Trimalchio komme. Als Beamter, als Sevir wollte er auf seinem Grabmal verewigt sein; sein Freund Habennas mußte ihn darstellen, wie er auf dem Tribunal saß, mit fünf goldenen Ringen an den Fingern, wie er Geld aus dem Beutel unter das Volk warf, wie er dem Volke ein Gastmahl, Fechterspiele stiftete, seinen Schiffhandel andeuten und endlich seine Frau Fortunata mit einer Taube anbringen. Seine vielen Sklaven, die er kameradschaftlich behandelte, ließ er in seinem Testamente frei. Mit seinen Freunden war er sehr intim, wenn aber die Leidenschaft erwachte, wurde die saubere Gesellschaft handgemein. Trimalchio vergriff sich an seiner Frau und warf ihr den Becher an den Kopf.

Ein Seitenstück zu Trimalchio ist Zoilus bei Martial. Dieser trägt pfundschwere Fingerringe, fast so schwer als er sie vor kurzem noch an den Beinen getragen, er schwelgt in den köstlichsten Speisen und Weinen, wechselt während des Mahles elfmal die Kleider, und wenn er über Tisch einschläft, müssen die Gäste sein Schnarchen mit ehrfurchtsvollem Schweigen anhören, er stellt sich krank, um seinen Besuchern die aus Ägypten verschriebenen Polster mit echt purpurnen Überzügen und Scharlachdecken zeigen zu können. Zoilus und Trimalchio sind erfundene Persönlichkeiten, aber sie entsprechen der Wirklichkeit. Das beweisen geschichtliche Erscheinungen wie Pallas, Kallistus, Crispinus, Parthenius u. a.

Ein geschichtlich berühmter Freigelassener oder wenigstens eines Freigelassenen Sohn war der nachmalige Kaiser Pertinax, dessen Vater einen Kohlenhandel getrieben hatte. Er selbst ergriff den Holzhandel und legte sich dann auf Geldgeschäfte, während seine Sklaven seinen Handel fortsetzen mußten. Endlich war er Einschlächter von Bauerngütern, Bauernschlund [1], lieh kleinen Eigentümern zu hohen Zinsen Geld und trieb sie dann aus ihrem Besitz. So erwarb er sich große Ländereien, bewahrte aber dabei eine gewisse Pietät gegen seine Abstammung, ließ die väterliche Hütte auf seiner Herrschaft erhalten und mit Prachtbauten umgeben.

---

[1] Agrarius mergus, Capit. 9.

XXI.

Staatspfründner.

1. Zahl der Pfründner.

Nicht bloß der Einzelne, sondern auch der Staat, richtiger gesagt, der Kaiser unterhielt Klienten, Freunde, Freigelassene, Pfründner — Klienten so verschiedener Art, daß sie kaum miteinander etwas gemein hatten.

Zu den Pfründnern, den Pensionären des Staats, gehörte im Grunde genommen das ganze niedere Volk, das sich nicht schämte und bei den herrschenden Anschauungen auch nicht zu schämen brauchte, auf Kosten der Gesamtheit zu leben. „Familienväter," sagt Varro, „haben die Sichel und den Pflug verlassen und wollen ihre Hand lieber im Theater und Zirkus rühren als auf dem Saatfeld und im Weinberg[1]." Bei der Aufnahme der Staatspfründner wurde nicht viel nach der Würdigkeit, sondern nur nach dem Bürgerrecht gefragt, und Berechtigte wurden sogar gelegentlich ausgelost[2]. „Das öffentliche Getreide," sagt Seneca[3], empfängt sowohl der Dieb als der Meineidige und Ehebrecher, ohne Unterschied jeder, dessen Name in die Erztafel eingegraben ist; ebenso erhalten jede andere Spende in gleichem Maße Gute und Schlechte, nicht nach Verdienst, sondern als römische Bürger." Die Pfründner wurden nämlich in eine Liste, in Erztafeln eingetragen[4], erhielten eine Marke, und nur durch Aussterben erledigte Stellen wurden frisch besetzt. Aber bei der großen Sterblichkeit hoffte jeder in eine Stelle einzurücken und fristetete bis dahin als Privatklient sein Leben.

Seit Aurelian gestalteten sich die Marken zu erblichen Rechten, die gekauft oder übertragen werden konnten[5]. Durchschnittlich erhielten 200 000 Mann solche Marken. Doch wechselte ein großer Teil der Berechtigten und wechselte die Zahl. Die Zahl der Bedürftigen war viel größer als die der Berechtigten; ausnahmsweise erhielten 320 000,

[1] R. r. 2 pr.; Col. pr. 1, 9; Sall. Cat. 37; App. b. c. 2, 120.

[2] Subsortitio, Suet. Caes. 42; dazu Rodbertus, Jahrb. f. Nationalök. 14, 388.

[3] De benef. 4, 28, 2.

[4] Daher vielleicht aeneati genannt.

[5] D. 5, 1, 52; 1, 34, 1, 14.

400 000 Getreide umsonst[1], in der Regel aber später wohl nur 150 000 Mann[2]. Die übrigen konnten um billiges Geld Getreide aus den Staatsspeichern kaufen[3], worin große Massen lagerten bei einer Zufuhr von 60 Millionen Modii (5 Millionen Hektoliter)[4]. Auf den Kopf trafen zwischen 3 und 4 Modii im Monat, etwa 1 Pfund Mehl täglich[5], und die Bevölkerung kann danach auf 1½ bis 2 Millionen geschätzt werden, die auf 12 bis 1800 Hektaren Platz finden mußten.

2. Spenden und Pfründen.

Bei festlichen Anlässen, Familienfeiern, Jubiläen, Triumphen, bei größeren Theatervorstellungen ließen die Kaiser Geschenke verteilen, Marken und Münzen auswerfen. Die Marken aus Tesseren, Ton, Blei, Elfenbein waren als Billette, Anweisungsscheine auch sonst sehr beliebt[6]. Nero ließ einmal Lotterielose unter das Volk werfen[7].

---

[1] Dio 43, 21; 55, 10; Suet. Oct. 41 (tesssseras nummarias duplicavit).

[2] Die 320 000 Empfänger, die das Mon. Ancyr. 15 aufführt, wurden nach den einen Angaben auf 200 000, nach den andern dauernd auf 150 000 herabgesetzt; Suet. Aug. 41; Liv. ep. 115; Dio 55, 10; Tac. a. 1, 8.

[3] Statt 4 Sesterzien mußte, wie wir aus bestimmten Fällen wissen, nur 1 oder 5/6 As bezahlt werden; in andern Fällen 2, 4, 6⅓ As. Der Staat verlor also mindestens an jedem Modius 3 Sesterzien, Liv. ep. 60; Cic. p. Sext. 25.

[4] Aus Ägypten kamen 20 Millionen r. Scheffel (Aur. Vict. ep. 1); nach Josephus b. Jud. 2, 16, 4 betrug das, was Ägypten lieferte, ein Drittel der Einfuhr. Die Leistung Ägyptens konnte auch höher sein (Tac. a. 6, 13), so daß die Gesamteinfuhr wohl sogar 90 Millionen Scheffel betragen konnte. Nach v. Sept. Sev. 23 müßte man auf 30 Millionen schließen (täglich 75 000). Deshalb wurde die Stelle des Josephus so gedeutet, daß von 9 Millionen Scheffel, die für 150 000 Getreideempfänger reichen mußten, 3 Millionen von Ägypten, 6 Millionen von Lybien geliefert wurden. Genau sagt Josephus, das römische Volk habe 8 Monate vom lybischen, afrikanischen, 4 Monate vom ägyptischen Getreide gelebt.

[5] Sklaven erhielten zu Catos Zeit 5 Modii und ebensoviel Gefangene, etwas mehr als andere Leute, da sie sich ausschließlich von Brot und Gemüse nährten, während die freien Bürger auch anderes, Besseres zusetzten, die Frauen und Kinder aber weniger brauchten. Quinis modiis libertatem aestimavere; Sall. fr. 3, 61 (or. Macri); Sen. ep. 80; Cato r. r. 56.

[6] Die tessera hospitalis tauschten Gastfreunde, die t. gladiatoria war ein Fechterzeugnis, die t. alimentaria, frumentaria, nummaria gab Anweisung auf Spenden; ähnliche Billette gaben Anrecht auf Salböl in Bädern, auf Plätze bei Triumphzügen, Kaiserapotheosen, Saturnalien, auf Schlimmeres die nomismata lasciva.

[7] Missilia — Suet. Nero 11, Calig. 18; v. Aurel. 35; Herod. 5, 5.

Mark Aurel gewährte jedem armen Bürger nach seinem germanischen Kriege acht Goldstücke, und Septimus Severus zehn bei seinen Dezennalien. Häufig wurden Mahlzeiten mit Kuchen und Getränken, Wein, Met veranstaltet, wofür sogar städtische Stiftungen bestanden[1]. Diese außerordentlichen Spenden liefen neben den wohl zu unterscheidenden festen Pfründen, den regelmäßigen Gaben an Getreide und Salz aus den Staatssalinen her, die nur den notwendigsten Bedarf deckten. Was soll der Arme tun, ruft Juvenal aus, der Arme, der sich nicht bloß Brot, sondern auch die Toga, den Schuh und Holz zum Feuern schaffen soll. Da drängen sich ganze Scharen von Sänften gefüllt mit kranken Frauen, manche auch leer herzu. Will man dann nachsehen, dann schreit der Mann: „Meine Gattin ist darin. Laß dich sehen, Galla.“ Sie zeigt sich aber nicht und er bittet, sie nicht zu belästigen, sie schlafe[2]. An sich wurden Frauen und Kinder bei der Berechnung nicht berücksichtigt, weshalb die Kaiser später auch hierin weitere Ansprüche zu befriedigen suchten. Ist die Begehrlichkeit einmal geweckt, dann kennt sie keine Grenzen mehr.

Eine einschneidende Änderung brachte die Reichung von Brot statt Getreide. Als Aurelian gegen die Königin von Palmyra zog, versprach er dem Volke jedem eine Krone von zwei Pfund Gewicht zu. Die Bürger erwarteten nun eine Krone von Gold, was über die Kräfte des Kaisers hinausging. Nun legte er sein Wort so aus, als hätte er Brotkronen von zwei Pfund Gewicht verstanden, und das Volk bekam Weizenlaibe in dieser Form seitdem regelmäßig ein paarmal in der Woche. Jetzt brauchte nicht mehr der Einzelne zu mahlen und zu backen, was ihm schlecht genug gelang, zumal wenn er nicht einmal eine ordentliche Herberge hatte, sondern der Staat tat es und dieser leistete Besseres und leistete es verhältnismäßig billiger. Von seiner Freigebigkeit erhoffte Aurelian die besten Folgen; es gebe, meint er, auf der Welt nichts Lustigeres als das römische Volk, wenn es gegessen hätte. In seiner Freigebigkeit versprach Aurelian auch unentgeltliche Lieferung von Kleidern, Schweinefleisch, Öl, Wein. Da er aber fürchtete, die Begehrlichkeit allzusehr zu erregen, und wohl sein Versprechen nicht voll erfüllen konnte, verteilte er weiße Tuniken mit weißen Ärmeln und ordnete billige Abgabe von Wein, Fleisch und Öl an. Wenn man so immer weitergehe, meinte ein Beamter, müsse man zu-

---

[1] Mulsum crustumque (Bruns 291).

[2] Juv. 1, 120.

letzt dem Volke auch junge Hühnchen und Gänse schenken [1]. Während Aurelian so das Volk begünstigte, suchte er anderseits den Luxus der Reichen einzuschränken und verbot in seinem Haushalte Seidenkleider und Goldschmuck.

3. Zentralisierende Wirkung der Getreidespenden.

Die Getreideversorgung lockte eine Menge Menschen nach Rom und in andere Hauptstädte, und es entstand hier eine Übervölkerung, während sonst das Land sich entvölkerte. Im ersten Jahrhundert scheint die Bevölkerung gestiegen zu sein, später sank sie freilich wieder [2]. Nach einer späteren Mitteilung war der Getreidebedarf ge-



Brotverteilung nach einer christlichen Malerei (S. Domitilla).

ringer und würde sich nur eine Million Menschen ergeben [3]. Es handelt sich wohl um ein späteres Verhältnis, um eine gesunkene Bevölkerung; was damit zusammenstimmt, daß die frühere Häuserhöhe zurückging [4].

Die Getreidezufuhr vernichtete den italienischen Getreidebau, beförderte die Latifundienbildung in den Getreideprovinzen. Rom wurde von diesen ganz abhängig, war immer in Sorge, ob die Getreideschiffe nicht ausblieben, und betete die Annona an. Wenn eine Not aus-

[1] V. Aurel. 48; v. Sev. 18.

[2] Tac. a. 6, 13.

[3] Nach v. Sept. Sev. 23 brauchte man jährlich etwa 27 450 000 Modien; $1^1/_2$ Millionen Hektoliter. S. S. 290 (169).

[4] Trajan gewährte nur noch 60 Fuß Höhe, Augustus 70; Aur. Vict. ep. 13, 13.

brach und die Getreideflotte nicht erschien, war alles in Erregung. Bei einem großen Sturme soll einmal Augustus daran gedacht haben, sich zu vergiften, da er fürchtete, die Schiffe wären untergegangen. Aus einem ähnlichen Anlaß überschüttete das Volk den Kaiser Claudius mit einem wahren Hagel von Brotstückchen [1].

Die Verfrachtung des Getreides besorgten staatlich bestellte Vereine von Schiffern, Fuhrleuten, Lastträgern; die Aufbewahrung machte gewaltige Magazine mit vielen Messern und Wächtern, die großen Brotverteilungen mächtige Bäckereien mit Mühlen notwendig, und Bauhandwerker, Schiffsbauer, Zimmerleute hatten immer zu tun [2]. Die weiteren Leistungen gaben Anlaß zur Entstehung von Metzger- oder Viehhändlerzünften, von Weinbewahrerkollegien, Vereinen, die der Staat durch Vorrechte hob und förderte [3]. Da durfte er die Grundlage, den Getreide- und Weinbau nicht vergessen und gelangte so zu einer Art Sozialisierung, zur Fesselung der Bauern, um so mehr als auch sein Steuerbedarf ihn nach der gleichen Richtung drängte.

Zugunsten der hauptstädtischen Massen mußte das Landvolk fronen, nicht bloß in der Umgebung von Rom, sondern auch in den Provinzen. Da die Reichstädte Rom sich zum Vorbild nahmen, dehnte sich die Sozialisierung auch auf die Länder aus. Wohl behauptete Rom ein gewisses Übergewicht, und der Gedanke, die Speisungen in die Munizipien zu verlegen, wurde wohl ausgesprochen [4], aber nicht ausgeführt. Was von Rom gilt, das gilt auch von Städten wie Antiochien, Alexandrien, Korinth, Karthago, die vom Fiskus oder von der Provinz Zuschüsse erhielten [5]. Allgemein mußten die Bauern ihre Erzeugnisse auf den nächsten Markt bringen, wo sie ihren Bedarf deckten; sie waren ja ohnehin auf die nächsten Städte angewiesen. Überall wurden die Reichen beansprucht [6]; bei Petronius sagen die Mitbürger des Trimalchio: hat er 30 Millionen Sesterzien geerbt, so kann er wohl 400 000 daraufgehen lassen. Privatpersonen und Beamte — ohnehin nur reiche Leute — wetteiferten miteinander, gaben Mahle,

[1] Aur. Vict. ep. 1; Suet. Claud. 18.

[2] Rom zählte 290 horrea, ebenso jede Stadt eine Anzahl. Daher die Bedeutung der fabri, centonarii.

[3] So schon Claudius; Suet. 18, 19.

[4] Sall. ad Caes. 2, 8.

[5] Symm. ep. 10, 40; Socr. h. e. 2, 17.

[6] D. 7, 1, 27; Lib. II 117 (C. Icar.).

Spiele, Geschenke aller Art, Brot und Wein, Kuchen und Met, Öl und Getreide unter dem Druck einer Sitte, die stärker wirkte als Gesetze. „Bauen und Schenken“ gehörte zu den Standespflichten des Vornehmen [1]. Unzählige Inschriften preisen die Freigebigkeit von Beamten und Privaten. In einer kleinen Stadt Italiens lieferte ein Beamter den Einwohnern jahrelang das Getreide umsonst [2], und der Vater des Herodes Attikus setzte jedem Bürger Athens eine Rente von 100 Drachmen aus, worum sie freilich der Sohn teilweise betrog.

4. Liberalität und Caritas.

Es war eine Ehrenpflicht der Reichen, die Wohltätigkeit, die Liberalität zu üben, und die Philosophen, die dabei ihre Nahrung fanden, stellten diese Pflicht allen andern voran und entwickelten eine Art Trinkgeldermoral. Sogar der Staatspfründner, sagt Persius, hielt sich für etwas Besonderes, für frei, und die Erbschleicher brauchten sich keineswegs zu schämen so wenig wie die vornehmen Bettler [3]. Wer Gaben annehme, erklärten die Philosophen, der schaffe den Reichen Gelegenheit, die schönste Tugend zu üben. Nun verglich zwar Seneca einmal diese Art Reichtum mit einem Teiche, der beschmutzt wird und schmutzig macht [4], hatte aber besondere Mißbräuche im Auge; denn er selbst empfiehlt die Wohltätigkeit und widmet ihr sieben Bücher. Er warnt nur Unwürdigen und Undankbaren etwas zu spenden, weiß aber entfernt nichts von einer sittlichen Pflicht, der Armen, der Enterbten, der Verstoßenen sich anzunehmen.

Weder die Einzelnen, noch der Staat, noch die Gemeinden dachten an diese Pflicht, an eine geordnete Armenpflege [5]; sie beruhigten sich damit, daß es ihnen gelang, den Pöbel bei guter Laune zu erhalten [6]. Nicht das Geringste gibt der Römer umsonst, sagt Poly-

---

[1] Mart. 9, 22; Petr. 45.

[2] Dessau Insc. 6639 f.; 6664. Weitere Beispiele führt Liebenam nach den Inschriften auf (Städteverwaltung 112).

[3] S. 5, 74.

[4] Ep. 36.

[5] Da beim Zusammenbruch eines Amphitheaters zu Fidenä 50 000 Personen verunglückten, mußten die Verwundeten in Privatpflege gegeben werden, Tac. a. 4, 62. Ebenso wurden verwundete Soldaten behandelt; v. Alex. Sev. 47.

[6] Plebs largitionibus et publico frumento — a malo publico detineatur. Sall. ad Caes. de rep. 2, 7.

bius. „Kannst du dich vielleicht so weit herablassen, daß dich die Armen nicht anekelten?“ fragt Quintilian. „Um den Armen,“ heißt es bei Plautus, „macht sich der schlecht verdient, der ihm zu essen und zu trinken gibt; denn auch das, was er ihm gibt, verdirbt nur und verlängert jenem das Leben zu seinem Elende [1].“ „Was ist denn ein Armer,“ fragte der blasierte Emporkömmling Trimalchio [2]. Von Humanität wurde wohl gesprochen, aber ihr Kreis war sehr beschränkt [3]. Noch später, als bereits christliche Gedanken die Welt beherrschten, rief Julian aus: „Wir verehren den gastlichen Jupiter, sind aber mitleidloser als die Skythen.“ Bei Unfällen erhielten wohl Reiche, nicht aber Arme genügende Unterstützung [4], und von Stiftungen und Vereinsgeldern erhielten Höhergestellte weit mehr als die Armen [5], wie denn die Staatspenden sogar später an Häuser, also an Hausbesitz geknüpft wurden [6], und wer kein Haus besaß, ausgeschlossen blieb. Vereine zur Unterstützung Notleidender suchen wir vergebens [7]; vergebens Ideen und Anstalten der Wohltätigkeit, der Erbarmung, der Caritas.

---

[1] Aussprüche wie die des Plinius, man soll nicht dem, der hat, sondern dem Entbehrenden schenken (ep. 9, 30), waren wohlgemeint, wurden aber wenig beherzigt; ebensowenig das Wort des Seneca: der Unglückliche ist etwas Heiliges und trägt das heilige Kleid des Elendes (ep. 95; 2, 4, 80).

[2] Petron. 48.

[3] Die Humanität vertreten häufig Juristen, sie rechtfertigten damit ihre Milderungen des schroffen alten Rechtes.

[4] Martial erzählt von Tongilianus, er habe sein Haus um 200 000 Sesterzien gekauft, nach dem Brande desselben habe er durch Beiträge das Zehnfache erhalten (3, 52).

[5] Bei dem Kollegium des Äskulap und der Hygieia erhielt „Vater“ und „Mutter“ 6 Denare und 9 Sechter Wein, die Kuratoren 4 Denare und 6 Sechter, die einfachen Mitglieder 3 Denare und 3 Sechter; in dem Fischer- und Tauchervereín erhielten die Mitglieder 8 Denare, die Höhergestellten aber 12, 16, 25; Waltzing Corporations I, 305.

[6] C. Th. 14, 17, 1, 11, 12; daher aedium panis. Aedes sequantur annonae. Wie wir wenigstens später erfahren (C. Th. 14, 17), erhielten Freibrote nicht die Ärmsten, die zur Arbeit gezwungen werden sollten, sondern es waren die, welche sich bei den Beamten einzuschmeicheln wußten.

[7] Die Strafgelder, die das Brunnenkollegium erhob, wurden zu Schmausereien und Opfer verwendet. Nach mittlalterlichen Badeordnungen wurden aber die Strafgelder an Arme verteilt.

XXII.

Vereine der unteren Stände.

Ein besseres Mittel, die unteren Stände zu heben, als die Klientel waren die Vereine, die trotz der Ungunst vieler Kaiser sich stark vermehrten und ein frisches Leben entwickelten. Auch das Vereinswesen schloß sich an den Patronat an, gewährte aber eine größere Selbständigkeit als die Klientel. Wohl stand das Mißtrauen vieler Kaiser im Wege, aber ungefährliche harmlose Vereine, religiöse Bruderschaften, Leichenvereine wagten auch die eifersüchtigsten Kaiser nicht zu unterdrücken. Andere machten sie von ihrer Genehmigung abhängig, unterwarfen sie ihrer Aufsicht und zogen sie in ihre Dienste. Freier und ungehemmter konnten im Osten Gesellschaften, Verbindungen und sogar Zünfte sich bilden [1] und die Kaiser, die unter griechischen Einflüssen standen, haben sie auch im Westen begünstigt, so die Antonine, die dem Personenstand eine erhöhte Aufmerksamkeit zollten. Ein Zusammenschluß Gleichgestellter konnte um so weniger verwehrt werden, als die natürliche Gliederung der Untertanen in Gemeinden, Gaue, Stämme, Völker zerschlagen war. So fanden sich Altersgenossen in Jünglings- und Männervereinen, Nachbarschaften und Landsmannschaften, z. B. in dem Kollegium der Kapitolbewohner, in Fremdenkollegien u. a. zusammen [2]. Sogar Leute, die zu einem Hause oder Hofe als Klienten, Freigelassene, Sklaven gehörten, schlossen einen Bund. So besaßen die kaiserlichen Türhüter, Läufer, Briefboten, Köche ihre Sterbekasse und ihr Leichenhaus [3]. Weitaus am wichtigsten war die Verbindungsfreiheit für die Handwerker, unter denen nachweisbar folgende einen Gebrauch davon machten: Fuhrleute, Maultiertreiber, Sänftenträger, Walker, Metallarbeiter, Kürschner, Gerber, Färber, Schuster, Schneider, Seiler, Silber-, Gold- und Eisenarbeiter, Bleigießer, Maurer, Steinmetzen, Säger, Estrichstreicher, endlich viele Kleinhändler, Budenkrämer, Wein- und Obsthändler, Zitronenverkäufer, Gewürz- und Drogenhändler, Purpurhändler, Heuhändler.

---

[1] Eranoi, Thiasoi, Hetärien. Dagegen fehlten Ärzte-, Lehrer- und Advokatenvereine.

[2] Collegium Capitolinorum, peregrinorum, urbanorum — veteranorum.

[3] Cursores, tabellarii, tabernacularii, apparitores.

Vornehme reiche Männer wandten den Vereinen ihre Gunst zu und rechneten es sich zur Ehre an, wie einst Herren vieler Klienten so jetzt Patrone, Defensoren, Ehrenvorsitzende, Ehrenbeamte von Kollegien zu sein. Diese gewährten ihren Patronen Vorrechte, befreiten sie von der Beitragspflicht, erwarteten aber Spenden und Stiftungen. Die Beamten glänzten mit hochklingenden Titeln, hießen Meister, Prätoren, Ädilen, Tribunen, Quinquennalen und Präfekten. Die Geschäfte führten Pfleger, Kassierer, Schreiber [1], wozu wohl noch Vereinsärzte kamen.

Die Einnahmen setzten sich zusammen aus den Eintrittsgeldern [2], den Monatsbeiträgen [3], den Stiftungsrenten [4], ferner aus Beamten- und Gemeindebeiträgen, dem Arbeitsertrag von Sklaven und Freigelassenen, die den Vereinen angehörten, endlich aus außerordentlichen Beiträgen und Strafgeldern. Die Verwaltung und Verfügung der Gelder stand der Gesamtheit zu, die Beamten hatten nur den Vollzug [5]. Die Organisation blieb noch längere Zeit demokratisch, auch nachdem in der Reichs- und Stadtverwaltung die demokratischen Formen allmählich verschwunden waren, aber ihre Rechtsfähigkeit war lange Zeit beschränkt (denn universi consentire non possunt). Sie konnten nur durch Bevollmächtigte etwas erwerben, bis sich die Idee einer Gesamtheit, einer Art Persönlichkeit herausbildete [6]. Dann erlangten sie fast die gleichen Befugnisse wie die Gemeinden, so daß sie Dritten gegenüber selbständig handeln, kaufen und verkaufen, leihen und entleihen, verpfänden und erben konnten [7]. Über ihre Mitglieder stand ihnen eine gewisse Zwangs- und Strafgewalt zu, sie konnten sie mit Geldbußen belegen, der Sterbegelder berauben oder ausschließen, sie jedoch vor

[1] Curatores, quaestores, scribae.

[2] Capitularium, scamnarium, letzteres so genannt, weil es berechtigte, auf der Vereinsbank zu sitzen.

[3] Stips, stips menstrua, bei dem collegium Dianae et Antinoi betrug letztere 5 As und das Eintrittsgeld 100 Sesterzien. Um die Leichenkosten, 300 Sesterzien, zu erreichen, mußte 13 bis 14 Jahre bezahlt werden.

[4] Und zwar von beweglichen und unbeweglichen Gütern.

[5] D. 41, 2, 1; 38, 3, 1.

[6] Der incertae personae; D. 3, 4, 1. S. S. 254, 286.

[7] Rechtlich standen die Kollegien in der Mitte zwischen societas und civitas. Während die arca societatis nur eine Vereinigung von Privatkassen der socii darstellte, gehörte die Kasse der collegia der Gesamtheit und wurde im Falle der Auflösung unter die Mitglieder verteilt; mit der juristischen Persönlichkeit gestalteten sie sich zu corpora, universitates aus.

öffentlichen Richtern nicht verklagen, wohl aber konnten die Vereine von Mitgliedern verklagt werden. Nur ganz ausnahmsweise griff bei Vereinen, die im Dienste des Staates standen, wie beim Brunnenkollegium [1], das Zwangs- und Strafrecht über die Mitglieder hinaus, eine Gewalt, die den deutschen Zünften regelmäßig zustand.

Wie bei den mittelalterlichen Zünften trat bei den römischen Vereinen ein religiöser Zug stark hervor. Jeder Verein verehrte einen besonderen Gott, später einen besonderen Heiligen. Die Getreidehändler hatten die Ceres, die Schiffer den Neptun, die Kaufleute den Merkur, die Weinhändler den Bacchus, die Müller und Bäcker die Vesta, die Veteranen den Mars, die Sterbekassen die Fortuna und den Silvanus als Schutzpatron erkoren. Dem Vereinsgotte war eine Kapelle geweiht, die wohl eine Art Sakristan bediente [2], und die Kapelle war vielfach zugleich Versammlungsplatz, so bei einem kleinen Vereine, wo sie in einem von Bäumen beschatteten Hofe lag und einen Söller über sich hatte. In der Kapelle lag die Vereinslade [3] mit den Statuten, dem Mitgliederverzeichnisse (Album) und den Stiftungsbriefen. Sonst waren die Vereinshäuser, die Scholen, halbkreisförmig gebaut, lagen aber auch oft mitten in der Stadt auf dem Markte an einem von der Gemeinde gewidmeten Platze. Die Göttertage, der Stiftungstag und andere Festlichkeiten vereinigten die Mitglieder zu Mahlen und jeder passende Anlaß zu geselliger Unterhaltung, so daß ihnen ihre Schola dasselbe bot, was heute vielen Gesellschaften und Ständen das Klubhaus und Kasino. Außer den acht bis zehn Jahrtagen fanden häufig Mahle statt und dem Mahle voraus ging ein Bad mit Salbung, wofür Stiftungsgelder verwendet wurden, und ein Götteropfer, erst dann folgte das heitere Mahl. Aus dazischen Wachstafeln, die sich erhielten, lernen wir einmal die Speisekarte von einem solchen Gesellschaftsmahle kennen; es werden aufgeführt: fünf Lämmer und ein Ferkel, Weißbrot, Salat, Essig, Salz und Zwiebel, besserer und gewöhnlicher Wein, Weihrauch, endlich ein Trinkgeld [4], alles zusammen im Werte von 169 Denaren [5]. An Wein wurde nicht gespart; nicht selten mußte es im Rausche zu Streitigkeiten gekommen sein,

---

[1] Rudorff, Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. 15, 120.

[2] Aedituus, custos, in christlichen Kirchen ostiarius, mansionarius genannt.

[3] Scrinium.

[4] Impensa.

[5] Die Einnahmen betrugen in zwölf Terminen 270 Denare.

was Vereinsgesetze vorsehen[1]. Saufereien und Fressereien nennt Tertullian die heidnischen Zunftmahle im Vergleich zu den christlichen Gesellschaftstischen.

Den meisten Mitgliedern mochte das Essen und Trinken, nicht die Geselligkeit die Hauptsache sein, worüber schon Aristoteles spottete[2]. Doch ist auch die gesellige Wirkung nicht zu verkennen; die Genossen betrachteten sich als eine Familie, und bei vielen religiösen Genossenschaften waren die Ausdrücke Vater und Mutter, Bruder und Schwester gebräuchlich[3]. Schon in dem gewöhnlichen Ausdruck Genosse lag etwas Gemütliches[4]. Den Freundschafts- und Bruderbund besiegelte ein Kuß[5], ähnlich dem Bruderkuß der Christen. Die Christen hielten sich den Vereinen ferne, da sie ihr religiöser Grundcharakter abstieß, und dies trug zu ihrem Niedergange bei, da gerade die unteren Stände die neue Lehre am begierigsten ergriffen. Ohnehin waren die Vereine viel zu zahlreich und in ihren Rechten beschränkt, als daß sie einen großen Einfluß hätten gewinnen können.

XXIII.

Die Sklaven.

1. Zahl und Preise der Sklaven.

Handwerkervereine sind ein wichtiges Mittel, die Arbeit vor Ausnützung zu schützen, der sie notwendig verfällt, wo die Sklaverei herrscht. Und doch schien die Sklaverei der alten Welt unentbehrlich, weil sonst niemand beschwerliche Arbeiten freiwillig übernahm. Sie war auch erträglich, so lange die Kulturverhältnisse noch einfach und die Sklaven nicht zu zahlreich waren, was zu Rom schon frühe aufgehört hatte. Hier und in andern großen Städten überwogen die Skla-

[1] Für Verlassen des Platzes und Unruhe mußten 4 Sesterzien, für Beleidigung des Genossen 12, des Vorsitzenden 20 Sesterzien Strafe bezahlt werden. C. J. L. 14, 2112.

[2] Vgl. dagegen Cato bei Cic. de senect. 13, 45.

[3] Vater und Bruder zu sagen, war übrigens eine alte heidnische Zärtlichkeit; Hor. ep. 1, 6, 54; Plut. Dio 42; Julian ep. 33; 3.

[4] Sodalis, collega.

[5] Pax; Apul. m. 7, 9.

ven weit die Freien [1], auf dem Lande aber, zumal im Orient, blieben sie hinter ihnen zurück. Im allgemeinen mag ihre Zahl der der Freien gleichgekommen sein, wobei die männlichen Sklaven gut viermal so stark vertreten waren wie die weiblichen. Augustus hatte sich umsonst bemüht, die Zahl zu verringern. Wer in der Gesellschaft etwas vorstellen wollte, mußte Hunderte besitzen. Nicht wenige und nicht einmal die Reichsten besaßen Tausende, ganze Kasernen von Leuten [2], sogar noch zur Zeit des Johannes Chrysostomus. Durchschnittlich kam auf den Besitz von 3000 bis 6000 Denaren ein Sklave [3].

Die Kaufpreise waren auffallend verschieden und schwankten nach dem Angebot und nach der Beschaffenheit der Ware. Nach Kriegen bekam man z. B. in Gallien schon um ein Fäßchen Wein einen Sklaven, am Schwarzen Meer um 4 Drachmen und unter Hadrian um einen kleinen römischen Scheffel vier Juden [4]. 30 Silberlinge, richtiger 30 Schekel, etwa 60 Goldmark, bezahlte der hohe Rat für Christus. Der Durchschnittspreis war aber viel höher und betrug 20 Goldstücke (360 Goldmark) [5]. Ein so sparsamer Mann wie der ältere Cato opferte doch für einen Ackerbauern 1500 Denare (1050 Mark). Schöne Knaben und Mädchen und geschickte Knechte kosteten aber Riesensummen.

Die meisten Haussklaven stammten aus dem Orient, die keltischen und germanischen Knechte mußten außerhalb des Hauses schwere Ar-

---

[1] Daß die freie Bevölkerung geringer war als die der Sklaven, bezeugt Tacitus ausdrücklich (a. 4, 27; 3, 53). Galenus schätzt die Sklaven in seiner Vaterstadt Pergamon auf ein Drittel, allein die Galenische Schätzung ist oberflächlich (40 000 Männer und ebensoviele Frauen und Sklaven), nach andern Nachrichten (Athen. 6, 7 al. 20) konnten sie auf das Zehn-, ja Zwanzigfache steigen. Nach neuerer Berechnung betrugen sie in Griechenland ein Drittel, in Italien nicht ganz die Hälfte, in Sizilien aber beinahe so viel wie die Freien; dort zählten sie etwa 1 Million, hier $1^1/_2$ und hier 40 000. Ganz gering war ihre Zahl in Ägypten. Im neunten Jahrhundert machten die Sklaven in Europa etwa ein Zwölftel der Bevölkerung aus.

[2] Tac. a. 14, 43; 3, 53; 2, 30; Plin. 33, 6, 47.

[3] Augustus gestattete den Verbannten nicht, über 125 000 Denare und nicht mehr als 20 Sklaven oder Freigelassene zu besitzen (Dio 56, 27); danach entsprächen sich ein Sklave und 6250 Denare. Dagegen ergibt sich aus Apulejus, daß dessen Frau ein Vermögen von 1 Million Denaren an Gütern und Kapitalien und dabei 400 Sklaven besaß. Ein gewisser Scaurus erbte 9250 Denare und hatte doch 10 Sklaven; Val. Max. 4, 4, 10.

[4] Hor. s. 2, 7, 43; Plut. Lucull. 14; Movers Phönizier II, 3. Teil 83.

[5] D. 4, 4, 31; 15, 1, 38; 17, 1, 26; C. J. 6, 43, 3.

beit leisten. Der Sklavenhandel blühte immer noch, obwohl die Eroberungen aufgehört hatten, da andere Quellen, Menschenraub, Notverkauf und Verknechtung, noch reichlich flossen.

2. Sklavenarten.

Schon die verschiedenen Preise weisen auf große Unterschiede und Abstufungen hin. Den obersten Rang nahmen die öffentlichen Diener ein, die unter der Aufsicht der Senate, Kurien, Gemeinderäte Beamte und Priester bedienten, Ausrufer, Herolde, Schreiber und Boten, Austeiler von Staatsspenden, Gerichtsdiener, Henker und Gefängniswärter, Kassen- und Magazinverwalter. Diese bezogen Gehälter, geboten selbst wieder über Unterknechte und ließen ihre Wut manchmal an Freien aus zur Vergeltung dessen, was sie früher selbst erlitten [1]. Beschwerlicher war der Dienst in Staatsanstalten, bei der Post, auf der Flotte, an Straßen und Wasserleitungen, namentlich aber in Bergwerken und Fabriken.

Niederer als die öffentlichen stand die Masse der Privatsklaven, die oft in einem Hause auf die Stärke einer Legion stiegen. Wie jede geordnete Schar zählte auch die Sklavenlegion ihre Klassen und Abteilungen, eine untere, mittlere, obere Klasse, junge, gewöhnliche, selbständige und bevorzugte Diener, die selbst wieder Gehilfen, Vikare besaßen, und innerhalb der gleichen Klasse Rechnungsabteilungen, zehn und zehn, Dekurien, an deren Spitze Dekurionen, Dekane standen [2]. Die jugendlichen Sklaven genossen eine gewisse Schonung und Ausbildung, erst mit einem gewissen Alter trat eine Scheidung ein [3]. In Knabensälen, Pädagogien vereint, erhielten sie Unterricht, in schlechten Häusern aber dienten sie der Lust [4]. Kranke Sklaven nahm ein Krankensaal auf und pflegte ein eigener Sklavenarzt.

Jeder Geschäftsmann hatte seine Sklaven, der Kaufmann, der Bankhalter, der Arzt. Wer ein Theater übernahm, hatte seine unfreien Schauspieler, Possenreißer und Fechter, der Buchhändler seine

---

[1] Plin. ep. 10, 40; Claud. in Eut. 1, 149 (regales famuli, quibus est illustrior ordo servitii). Vgl. Matth. 18, 34 und Kommentare über die Basanistai, Praktores, viatores.

[2] Qualesquales, mediastini, vulgares, ordinarii, bonae frugis; die niedersten Sklaven dienten latrinis stercorandis. Ordinarii heißen die Bevorzugten im Gegensatz zu den vicarii.

[3] Nämlich die mediastini, D. 47, 10, 15.

[4] Plin. 33, 12, 54; 7, 40.

Schreiber, der Bauunternehmer Maurer und Zimmerleute. Viele vermieteten auch ihre Sklaven nach auswärts. Wenn Sklaven an andere vermietet oder geliehen wurden, ordnete das Recht an, dürfe der Nießbraucher nicht einen Abschreiber zur Feldarbeit, einen Schauspieler als Badediener, einen Sänger als Kammerdiener, einen Fechter zum Latrinenreinigen verwenden, denn so gebrauche sie kein verständiger Herr, und der Nießbraucher müsse die feineren Sklaven ihrem Rang und ihrer Würde gemäß nähren und kleiden. Sie zum Landbau zu nehmen, entehrte mehr als eine sonstige Verwendung, obgleich die Kost dort oft besser sein mochte [1]. Wohl sehnte sich mancher in der Stadt nach dem Lande, aber auf dem Lande sehnte er sich wieder zurück [2]. Da ein echter Römer immer zugleich Landbesitzer war, konnte er seine Sklaven leicht hin und her verwenden.

3. Behandlung der Sklaven.

Wenn ein Haus wenig Diener besaß, entspannen sich leicht gemütliche Beziehungen [3]. Freilich sahen auch in der besseren Zeit die Herren ihre Sklaven für nichts Besseres an als Haustiere, konnten mit ihnen anfangen, was sie wollten, sie verstümmeln, schänden, töten. Je mehr die Schar der Sklaven anschwoll und je ferner der einzelne dem Herrn rückte, desto härter wurde ihr Los. Sklaven selbst, nicht mehr der Herr, geboten über die Massen der anderen und benahmen sich rücksichtsloser als dieser.

Ihre Nahrung, Kleidung und Wohnung war mehr als dürftig, vor allem ihre Wohnung, wo sie wie Schafe zusammengepfercht wurden. In den Werkstätten sah es oft greulich unsauber aus, wie uns Plautus mit einer Offenheit schildert, die an holländische Bauernbilder erinnert [4]. Niemand bekümmerte sich darum, keine Wohnungspolizei, keine Arbeitsaufsicht.

---

[1] Hor. ep. 1, 14, 15; s. 2, 7, 107.

[2] Tu mediastinus tacita prece rura petebas, nunc urbem et lutos et balnea villicus optas; Hor. ep. 1, 14, 14.

[3] Wenn ein Vater mit seinen Söhnen unter die Waffen gerufen wurde, versah ein Sklave sein Hauswesen. Val. Max. 4, 4, 6. Die Patriziersfrau spann inmitten ihrer Sklavinnen, wie aus der Geschichte des Tarquinius und der Lucretia bekannt ist.

[4] An te ibi vis inter istas versarier prosedas pistorum amicas, reliquias alicarias, miseras, scoeno delibutas, servolicolas sordidas, Poenulus 1, 2, 53.

In den Kleidern unterschieden sich die Unfreien nicht auffallend von den Freien, wenigstens nicht von den ärmeren Freien. Wie diese trugen sie keine Togen, sondern nur Tuniken und gürteten und schürzten das Gewand, damit die Füße wie die Arme ungehindert seien; auch bei Mahlen waren die Tuniken bis zu den Knien geschürzt, bei Sklavinnen die Tunikaärmel kurz [1]. Kurze Tuniken, Kolobien, Dalmatiken bürgerten sich daher ein [2]. Haupt und Füße blieben bloß, nur



Sklave, der gefesselt arbeitet.
Nach einem geschnittenen Stein.



Sklave, der von dem Aufseher (Lorarius) mit dem Flagellum gezüchtigt wird.
Darstellung auf einem Bronzegefäß von Pompeji.

mögen auf dem Lande Kork- und Holzschuhe neben Lederschuhen in Gebrauch gewesen sein. Auf einen Landbausklaven rechnete man jährlich ein Ober- und Unterkleid oder ein paar Flickröcke [3], weiter nichts. In einem ägyptischen Steckbrief wird der Sklave gekennzeichnet durch Rock und Schurz mit einem Gurt, der Geld enthielt, und einen eisernen Ring, auf dem ein Ölfläschchen und Schabeisen eingegraben waren — es handelte sich vermutlich um einen Badesklaven.

[1] Hor. c. 2, 4, 21.
[2] Ed. Diocl. 17, 29, 35.
[3] Centones.

Der Eisenring, einst das Vorrecht der Freien, kennzeichnete nun den Armen und Sklaven. Ein altes Gesetz verbot sogar eine unterscheidende Tracht, damit die Unfreien nicht merkten, wie zahlreich sie wären [1]. Erst das Mittelalter brachte starke Trachtunterschiede auf und schrieb den untern Ständen eine genaue farblose Gewandung vor. Im römischen Reiche wandelten auch die Sklaven in Farben und bei der Mischung aller Völker fiel ein ägyptisch, syrisch, gallisch gekleideter Mensch nicht besonders auf.

Zur Nahrung mußte bei gewöhnlichen Sklaven Brot, Gemüse und Essigwein genügen, täglich 4 römische Scheffel Weizen und 1 Sextar oder 1 Halbliter (je nach der Jahreszeit mehr oder weniger) Essigweinwasser bei einem Landbausklaven [2], dazu etwas Öl und Salz, alles in allem kaum 5 As wert, da ja auch auf einen Soldaten nicht mehr als 3 As kamen.

Den schmutzigsten, ungesundesten Arbeiten konnten die Sklaven nicht ausweichen [3]. Das geringste war noch, daß sie bis zur vollständigen Erschöpfung arbeiten mußten. „Sklaven müssen entweder arbeiten oder schlafen," sagt Cato; „denn die Muße verführte zu jeder Schlechtigkeit." Die Schlechtigkeit war aber vielen Herren recht lieb; dann konnten sie sie eher verkuppeln oder zum Betteln ausschicken. Zu diesem Zwecke pflegten manche ihre Leute sogar zu verstümmeln, zu verschneiden, damit sie als Mimen und Pagen unterkämen [4].

4. Strafen.

Damit es den Dienern nie zu wohl würde, hing immer die Rute, der Riemen vor ihnen, hinter ihnen zum Schrecken und zum Sporne [5]. Die Freude der Ruten, nennt sie Plautus, oder die Verzweiflung der Ruten: auf ihrem Rücken schwinden nämlich die Ruten dahin, eine gute Ernte, meinte er, wachse auf ihren Rücken, sie müßten selbst zu Ulmen werden, denn so holzig seien sie geworden; sie seien wie Esel abgehärtet und wie Panther gezeichnet. „Den unglücklichen Sklaven,"

---

[1] Sen. clem. 24; v. Alex. Sev. 27.

[2] Cato r. r. 56, 57, 104.

[3] Über den persönlichen Dienst s. Petron. 27, Mart. s. 3, 82; 6, 89; 11. 119; Sen. ep. 56.

[4] Suet. Dom. 7; Just. ap. 1, 27; Claud. in Eut. 1, 44; D. 48, 8, 4; Petr. 25 (Zwang zur Prostitution). Anm. 18, 4.

[5] Hor. ep. 2, 2, 15; s. 1, 3, 119.

sagt Seneca, „steht es in Gegenwart des Herrn nicht frei, die Lippen zu bewegen, selbst nicht, um zu reden. Durch die Rute wird jedes Geflüster zurückgehalten; nicht einmal zufällige Dinge, als Husten, Niesen, Schluchzen, sind von Schlägen frei. Mit schwerer Strafe wird jeder Laut gebüßt, der das Stillschweigen unterbricht. Die ganze Nacht hindurch stehen sie schüchtern und stumm da[1]." Besonders grausam war manche Dame. „Widerwärtig," sagt Ovid, „ist mir die Dame, welche mit ihren Nägeln der Kammerjungfer das Gesicht zerkratzt, ihr mit der Nadel Stiche in den Arm gibt, so daß diese blutend unter Verwünschungen und Tränen das verhaßte Haar aufbindet." Die Sklavinnen mußten mit entblößter Brust die Gebieterin bedienen, damit sie auf dem nackten Leibe die Stiche und Schläge der Herrin besser empfänden[2]. Nicht selten mischte sich die Eifersucht ein, und zwar nicht ohne Grund. Ovids Geliebte, Corinna, besaß eine Sklavin, eine gewandte Haarkünstlerin, „würdig, die Götter zu putzen," die deren Eifersucht erregte. Solche Sklavinnen erfuhren eine grausame Züchtigung, mußten Blöcke[3] mit sich herumschleppen oder wurden Henkern ausgeliefert. Bei den Henkern stand manche Herrin in beständiger Schuld und mußte, wie Juvenal sagt, ein Jahrgeld zahlen[4]. Noch das Konzil von Elvira 306 setzt voraus, daß selbst christliche Frauen manchmal ihre Mägde zu Tode quälen. Kein Wunder, wenn Damen, die regelmäßig Besucherinnen der Gladiatorenkämpfe waren, sich das Privatvergnügen einer kleinen Metzelei verschaffen wollten; bei jeder Ungeschicklichkeit oder nach Laune verwundete die Herrin ihre Sklavinnen mit dem Stilet, und wenn sie jemand zur Rede stellte, antwortete sie spöttisch: „Ist denn der Sklave ein Mensch?"

Unfolgsame und fluchtverdächtige Sklaven wurden gefesselt, mit Halsbändern, Fußeisen, Handschellen gebunden, mit Blöcken belastet, nachts und tags in unterirdische Keller gesperrt[5]. Ja fast alle, die außerhalb des Hauses arbeiteten, trugen Fesseln, Bullen[6], Brand-

---

[1] Ep. 47; de ira 3, 24.

[2] Ov. a. a. 3, 239; am. 1, 14. Ponunt cosmetae tunicas, Juven. 6, 475; Mart. 2, 60.

[3] Codex immundus, Prop. 4, 7, 40; Juv. 2, 57.

[4] Sat. 6, 480.

[5] Ergastula. In ein solches Ergastulum wurde die Sklavin Sabina als Christin eingesperrt und hätte verhungern müssen. Aber Christen brachten ihr Nahrung und befreiten sie, indem sie eine andere Sklavin dafür gaben — ihr Verhalten ist nicht ganz vorwurfsfrei; Allard, Persec. III a 213.

[6] Wie die Soldaten mit Inschriften tene me, revoca me.

marken an der Stirne, an den Armen, an den Füßen, besonders die Hirten [1]. Gerade den Gescheitesten riet Columella in Ketten zu legen. Zur Strafe wurden viele in die Stampfmühle geschickt und ihnen, was man selbst dreschenden Ochsen nicht tat, der Mund verschlossen; sie wurden in Bergwerke und Steinbrüche verstoßen, wilden Tieren ausgesetzt, mit der Spottgabel beladen und mit ihren Händen an das Gabelende gebunden [2]. Eine wahre Ausstellung von Marterwerkzeugen, sagt Seneca, steht den Armen immer vor Augen, für jedes Glied eine eigene Qual [3]. Darin waren ja die Römer erfinderisch. Was sie nicht wußten, das lernten sie im Amphitheater. Ihre Prügelmeister und Henker hatten Zeit genug, neue Mittel zu erfinden [4]. Wenn die Dichter Furien schildern, denken sie an Knutenmeisterinnen [5].

Nach dem Grundsatz Aug um Aug, Zahn um Zahn wurden die Sklaven an den Gliedern gequält, womit sie gefehlt hatten, dem Diebe die Hände abgehauen, dem Schwätzer die Zunge ausgerissen. „Was läßt du deinen Sklaven mit ausgerissener Zunge ans Kreuz heften, Pontikus? Weißt du nicht, daß das Publikum ausschwatzt, was jener verschweigt [6]?“ So waren vielen Sklaven die Ohren, die Nase, ein oder zwei Hände abgehauen, ein oder zwei Augen ausgestochen, und manche entmannt. Wenige Sklaven liefen herum, die nicht Spuren von Quälereien oder Strafen an sich trugen. „Gute Götter!“ sagt Apulejus, „welch armselige Menschen! Wie Blei so fahl ist ihre Haut; der zerschlagene Rücken mit einem fetzigen Lumpen mehr nur etwas beschattet als bedeckt, kaum verhüllt ihre Scham, die Stirne gebrandmarkt, das Haupt zur Hälfte geschoren, die Füße mit Ringen für die Ketten versehen.“

5. Tötung und Tod.

Von einer tödlichen Verstümmelung, von tödlicher Qual zur Hinschlachtung, Hinrichtung war nur ein Schritt, den zu vollziehen kein Gesetz hinderte. Eine Kreuzigung, Verurteilung zu blutigen Fecht-

---

[1] Flor. 3, 19. Petr. 103. Quint. iust. 7, 4.

[2] Furca, patibulum. Furcifer, Hor. s. 2, 7, 22; Plut. Coriol. 24.

[3] Ep. 24.

[4] Lorarii, carnifices; wenn man keine solche im eigenen Hause hatte, mietete man sie, Juv. 6, 480.

[5] Prop. 4, 11, 22; bei Ap. met. 6 wird Psyche von den Sklavinnen Trübsinn und Kümmernis gegeißelt.

[6] Mart. 2, 82; 14, 68.

spielen kostete nicht viel Überlegung und Überwindung[1]. Ein gewisser Domitius tötete die Sklaven, die nicht soviel tranken, als er verlangte; Vedius Pollio warf Diener, die ein Gefäß zerbrachen, seinen Fischen vor, wofür ihm Augustus alle seine Gefäße zerbrechen ließ; er selbst aber ließ einen Koch kreuzigen, der ihm eine Wachtel auftischte, die in vielen Vogelkämpfen siegreich gewesen war. Petronius behandelte die Kreuzigung eines Sklaven, der dem Genius des Herrn geflucht hatte, als etwas Selbstverständliches, beinahe Alltägliches.

Ein rascher, wenn auch gewaltsamer Tod war noch nicht das schlimmste Schicksal, noch schlimmer ein langsames Siechtum. Alter, Schwäche, Krankheit waren das größte Unglück, Aussetzung und Hungertod nichts Seltenes. Es kommt uns wie eine Ironie vor, daß der Kaiser Claudius ausgesetzten Alten die Freiheit zusprach[2]. Was half ihnen die Freiheit, wenn sie nichts mehr arbeiten konnten! Freilich, der alte Cato verkaufte seine alten Sklaven wie alte Pferde um einen Schinderlohn. Cato riet, das Leben der Sklaven durch Überbürdung abzukürzen, lieber als sie alt und unbrauchbar werden zu lassen. Daß dieser Rat auch später noch befolgt wurde, versteht sich beinahe von selbst[3].

In der Not hatte niemand Bedenken, lieber einen Knecht zu opfern als einen Stier oder ein Pferd. Bei Belagerungen ließ man Unfreie einfach verhungern, wenn Mangel an Lebensmitteln eintrat, bei Seefahrten ins Meer werfen[4]. Hier öffnet sich ein Abgrund von Leiden und Weh, den kein Hoffnungsstrahl erhellt. Die Leiden der Negersklaven waren nichts, ein Tropfen gegen das Meer von Jammer, das sich über die Sklaven der Alten ergoß[5]; denn diese gehörten meistens gebildeten Völkern an. Allerdings blieben viele stumpf, andere heiter, lustig mitten unter Schmerzen. Bei Plautus machte ein Sklave den Witz: „Ich werde gewiß am Kreuze sterben, wohlan, sind nicht so alle meine Vorfahren gestorben?" In einem Gefängnisse entdeckte man die Inschrift: „Wenn ich hier herauskomme, gelobe ich allen Wein des Hauses zu trinken."

Viele töteten sich selbst oder flohen auf die Gefahr hin, im Elend

---

[1] Suet. Cal. 27. Sen. ira 3, 3. App. b. c. 5, 70. Apul. m. 8.

[2] C. J. 7, 6, 3. Wie es scheint, hat man die alten Sklaven auf der Tiberinsel ausgesetzt.

[3] Diod. 3, 12, 13.

[4] Colum. 6, pr. 7; Cic. de off. 3, 6; App. b. civ. 5, 35; Cato r. r. 2.

[5] So Mommsen, R. G. II ², 75 (4, 2), Schopenhauer, Parerga, II, 221.

zu verkommen oder, wenn sie erwischt wurden, am Schandpfahl zu sterben. Wie eine ansteckende Krankheit herrschte manchmal der Wahnsinn, und die Herren mußten deshalb Wächter bestellen, die sich aber, wie Seneca sagt, hintergehen ließen — nach seiner Auffassung ein wahrer Trost. Vielen war das Leben so entleidet, daß sie lieber tödliche Streiche empfingen, als sich fortwährend ärgern und quälen zu lassen. Ein Sklave ließ sich einmal willig hinrichten, ohne sich zu verteidigen, obwohl die Unwahrheit der Beschuldigung leicht zu erweisen war [1]. Manche boten sich freiwillig für die Arena an, weil sie ein Ende mit Schrecken, den Tod oder, wenn sie Glück hatten, die Freiheit der Fremde endloser Qual vorzogen. Nun verbot wohl der Staat diese Anerbietungen, aber nicht aus Sorge für die Sklaven, sondern für die Herren, die damit Menschen verloren [2].

6. Untreue und Unruhe der Sklaven.

Bei der rücksichtslosen Behandlung der Sklaven ist es natürlich, daß zwischen Herren und Sklaven eine Art Kriegszustand herrschte. „Soviel Sklaven, soviel Feinde," pflegte man zu sagen [3]. „Wir müssen uns mit dem Dienst heulender und fluchender Menschen abfinden [4]." Manche Herren ärgerten sich derart, daß sie froh waren, keine Sklaven mehr sehen zu brauchen. Auf einer Grabinschrift drückt ein Mann seine Freude darüber aus, daß der Tod ihn nun von dieser Last befreite [5]. Auch der harmlosen Sklaven Hauptgedanken drehten sich darum, wie sie auf Kosten ihrer Herren sich gütlich tun könnten. Lügen, Naschen, Stehlen gehörte zu ihrer Natur, wie Tertullian bezeugt [6]. Ein Freund Juvenals verzichtete aus Furcht vor einem unersättlichen Bauch lieber auf jede Begleitung und Bedienung [7]. Bei einem Mahle, das Horaz erwähnt, erschien der Sklave mit schmutzigen Händen, da er geschwind Speisen genascht hatte, und erregte den Ekel

---

[1] Sen. ad Marc. 20; const. 4; Val. M. 8, 4, 1.

[2] D. 11, 4, 5.

[3] Sen. ep. 47.

[4] Sen. tr. 8.

[5] C. Aelius Asprenas Commodi Caes. negot., quo nemo mortem alacrius admisit quod a servorum suorum servitute tandem liber evaderet, Fabretti, J. a. 10, 238.

[6] Poenit. 6.

[7] S. 3, 166.

der Gäste[1]. Noch im fünften Jahrhundert klagt Sidonius, daß seine Diener immer betrunken seien[2]. Sie schliefen am Tage, durchtobten die Nacht, wachten aber gerade dann nicht, wenn der Herr sie zum Nachtdienst begehrte[3]. In großen Häusern hatten die Leute nicht viel zu tun, lungerten also die meiste Zeit herum und verfielen im Müßiggang auf alle möglichen Einfälle und Bosheiten.

Ihre Untreue war geradezu sprichwörtlich; Sklave und falsch gehörte gleichsam sprachlich zusammen[4]. Die Treue, sagt ein Alter, ist gut bei Frauen, geringer bei Freigelassenen, selten bei Sklaven[5]. Lügen, sagte man, ist bei Sklaven kein Fehler, sondern eine Kunst, ja nicht bloß eine Kunst, sondern eine Tugend. Wo es ihnen möglich war, fügten sie den Herren Schaden zu, namentlich auf den fernen Landgütern[6]. Geheimnisse ihrer Herren auszuplaudern, hören wir, bereitete ihnen ein größeres Vergnügen, als gestohlenen Falernerwein zu trinken, und es gab kein Verbrechen, dessen sie nicht ihre Herren bezichtigten. Da bedurfte es freilich keiner Folter mehr, und die Gesetze, die das Foltern gegen ihren Herrn verboten, mögen ziemlich überflüssig gewesen sein, da die Richter sie doch übertraten, wenn sie es für notwendig hielten. Die Sklaven redeten schon von selbst. Schweigen die Sklaven, meint Juvenal, so reden die Pferde und Hunde des Herrn, seine Türpfosten und Wände[7]. Verschließe dein Haus, verstopfe alle Löcher, lösche das Licht aus. Vor dem zweiten Hahnenschrei weiß doch der nächste Gastwirt alles, was vorfiel, und noch mehr als das, auch alles, was dir dein Koch, Vorschneider und Sekretär in die Schuhe schiebt. Aus Rache für die Schläge, die er bekam, schreit dein Sklave jedem deine Geheimnisse ins Ohr.

In ihrer grenzenlosen Verbitterung und Verzweiflung verschworen sich manchmal die Sklaven, vergifteten und erwürgten ihre Peiniger, obwohl sie nicht hoffen durften, einer grausamen Strafe zu entgehen[8]. Aus Furcht vor Vergiftung ließen die Herren ihre Speisen

[1] Der Sklave des Horaz, der ein rauchendes Backwerk sich aneignete, entschuldigte sich damit, daß er nur seinem Magen folgte. S. 2, 7, 102; 2, 4, 78; ep. 1, 16, 46.

[2] Sid. ep. 2, 9.

[3] Plaut. Quer. 2, 4; Luk. 22, 38.

[4] Ovid. am. 1, 15, 17.

[5] Vellej. 2, 67, 2.

[6] Col. 1, 1, 7; 1 pr.

[7] S. 9, 102; Mart. 2, 82.

[8] Plin. ep. 3, 14.

vorher durch Diener verkosten[1]. Da die Untreue immer mehr zunahm, erklärte ein Gesetz die Sklaven (übrigens auch Nachbarn und Verwandte) für haftbar, wenn ein Herr, sei es ein Hausvater oder ein Haussohn, getötet wurde und sie bei Einbrüchen und Anfällen feige geflohen waren und keinen Widerstand geleistet hatten[2]. Da konnte es dann geschehen, daß eine ganze Sklavenschar zum Tode verurteilt wurde[3]. Manchmal blieb aber die Sache unaufgeklärt — das Gesinde konnte angeben, der Ermordete hätte sich selbst umgebracht oder er hätte befohlen, ihn zu töten[4] — und oft mochte es den meisten gelingen, zu entfliehen. Und so boten auch jene Gesetze keine Rettung.

7. Sklavenflucht.

So lange das römische Reich noch keine große Ausdehnung hatte, machten sich die Verzweifelten — so nennt sie der ältere Plinius[5] — in Aufständen Luft. Dies konnten sie um so eher tun, als ihre Gebieter oder die Feinde ihrer Herren bei Bürgerkriegen ihnen die Waffen in die Hände drückten. Auf diese Weise hatten im letzten Bürgerkriege 20000 Unfreie gekämpft. Augustus aber überlieferte ihrer Tausende ihren Herren zur Bestrafung, d. h. zur Tötung, obwohl er ihre Freilassung versprochen hatte[6]. Aus Furcht, sie möchten sich verschwören, verweigerte ihnen der Senat eine unterscheidende Kleidung, so viele Gründe auch für eine Standestracht sprachen. Dafür häuften sich nun um so mehr die Fluchtversuche, zumal auf dem Lande, wo Hirten und Räuber ihnen ein Asyl eröffneten. In der Stadt benutzten viele ihre freien Ausgänge zu solchen Abenteuern.

Der Flüchtling, der Hirsch, wie man ihn hieß, war eine ständige Figur. Bei Petronius entflieht der Gladiator Encolpius, bei Apu-

---

[1] Praegustatores.

[2] Paul. s. 3, 5, 6; D. 29, 5, 1, 13, 18; Tac. a. 13, 32.

[3] Tac. a. 14, 42; 13, 32.

[4] Plinius erzählt von dem Konsul Afranius Dexter, man habe nicht gewußt, ob er von seiner eigenen oder seiner Leute Hand oder auf seinen Befehl getötet worden sei. Im Senat, wo die Sache verhandelt wurde, war die Meinung geteilt: die einen waren für Freisprechung, wenn die Folter keine Klarheit schaffe, andere für Verbannung und andere für den Tod. Infolge des Zusammenstimmens der letzten zwei Parteien wurde die Verbannung ausgesprochen. Allerdings handelt es sich dabei, wie es scheint, ausschließlich um Freigelassene (8, 14).

[5] H. n. 18, 7.

[6] Suet. Aug. 16, 25; Dio 48, 19.

lejus der Verwalter eines Pferdegestütes, ein Mann in besseren Verhältnissen, bei Lukian begeben sich Wollscherer, Kleiderflicker, Kleiderwäscher, Walker auf die Wanderschaft als Wanderphilosophen und verführen dazu ihre Hausherrinnen. Zur Strafe werden sie enthaart, einer darunter, der „Balsamstinker“, zuvor tüchtig mit Haselruten gepeitscht, alle aber zu ihrem früheren Gewerbe zurückgeführt.

Sonst waren die Strafen viel strenger, ja grausam, und bestanden in Hinrichtungen oder in lebenslänglicher Haft. Der Diener eines Statthalters, Androklus, stellte sich nach dreijähriger Abwesenheit, weil ihm das Leben in der Einöde verleidet war, freiwillig und wurde zum Tierkampfe verurteilt. Nun war aber der Löwe, der gegen ihn losgelassen wurde, in der Wüste gewissermaßen sein Freund geworden und verschonte ihn. Er wurde begnadigt und zog mit seinem Löwen im Reiche zur Schau umher [1]. Alle Strafen schreckten nicht ab, nicht die Aussicht, als Bettler und Räuber, als Schächer, latro (bedeutet Sklave und Räuber), auf der Straße zu verkommen oder in der Einöde zu verhungern. War doch die Flucht oft nur ein Mittel, das Leben überhaupt los zu werden.

Nirgends öffnete sich ein Asyl wie bei Juden und Griechen. Wohl konnte ein Flüchtling sich einige Augenblicke vor ein Kaiserbild stellen oder die Fürsprache eines Hausfreundes anflehen [2], aber der Freund lief Gefahr, mit der Hehlerstrafe belegt zu werden, die ziemlich wehe tat. Denn die Hehlerbuße mußte zum großen Teil die Kosten für die Sklavenhäscher und Wächter decken, die in großer Zahl bestellt wurden. Kaiserliche Freischeine und Steckbriefe öffneten ihnen Türen und Tore [3], und die Bezahlung war so gut, daß viele ihren Unterhalt dabei fanden [4].

Da lohnte es sich dann doch besser, was manche Herren wohl einsahen, die Sklaven milder zu behandeln und durch ein Gütchen oder eine Frau an sich zu fesseln, als Sklavenhäscher zu besolden oder

---

[1] Gell. 5, 14.

[2] D. 18, 1, 3, 4. Plin. ep. 10, 16.

[3] Literae, D. 11, 4, 3. Nach ägyptischen Steckbriefen betrug der Häscherlohn 2 Talente Kupfer und 3000 Drachmen; wenn sich der Sklave bei einem reichen Mann befand, 3 Talente und 5000 Drachmen. Dagegen war das Entgelt geringer, wenn der Sklave an einem heiligen Orte sich befand. Der Wert war nicht sehr groß, 1 Pfund Fleisch kostete 1 Talent oder 2000 Drachmen.

[4] Fugitivarii.

Knechte zu mieten auf die Gefahr hin, auch von diesen in der Not im Stiche gelassen zu werden. Ein solcher Lohnbediente dachte noch viel mehr an die Flucht als ein Sklave. Mit einer schweren Last beladen, droht bei Petronius ein solcher Knecht jeden Augenblick die Bürde wegzuwerfen und zu entfliehen; denn er sei kein Lasttier und kein Steinschiff, er habe sich zu einem Menschenwerk, zu keinem Roßdienst vermietet. Er sei zwar arm, aber so frei wie seine Herren[1].

8. Verbesserung des Sklavenloses.

Zur Zeit, als die höchste Willkür herrschte, ermannte sich der Kaiser Augustus zu einer folgenschweren Einschränkung der Herrenrechte, indem er den Sklaven ein Beschwerderecht einräumte[2]. Der Stadtpräfekt durfte ihre Klagen anhören, freilich keine förmlichen Klagen annehmen, denn ein eigenes Klagrecht war im Altertum ebenso unerhört wie im Mittelalter. Nur als Zeugen oder Schuldige konnten sie vor Gericht treten und erfuhren auch als solche eine gemeinere Behandlung wie Freie[3]. Das anstößigste Recht der Herren, Sklaven willkürlich zu Tierkämpfen zu bestimmen, Sklavinnen in schlechte Häuser zu stecken, und andere schändliche Zumutungen suchten die Kaiser zu beseitigen, vor allem Hadrian, ob mit Erfolg, ist freilich nicht bekannt[4]. Zu viel war kaum zu erwarten, da der milde Kaiser selbst einem Sklaven mit einem Griffel ein Auge ausstach und einen Sklaven, der zwischen zwei Senatoren einherging, strafte. Sein Kastrierungsverbot vollends steht in einem so bedenklichen Zusammenhang mit den judenfeindlichen Maßregeln des Kaisers, daß es kaum eine allgemeine Bedeutung gehabt haben kann; andere Kaiser haben hohe Adelige entmannen lassen[5].

Wichtiger und erfolgreicher als Gesetze wirkten gewisse Veränderungen der Gesamtstimmung und öffentlichen Meinung. Die Volks-

---

[1] Sat. 117.

[2] Sen. ben. 3, 22.

[3] D. 48, 18, 1; Amm. 18, 4.

[4] Nemo liberum servumve invitum sinentemve castrare debet, D. 48, 8, 4 (Hadrianus) lenoni et lanistae servum vel ancillam vendi vetuit causa non praestita (Spart. 18). Servo sine iudice ad bestias dato non solum qua vendidit poena, verum et qui comparavit tenebitur. Post legem Petroniam et senatus consulta ad eam legem pertinentia dominis potestas ablata est ad bestias depugnandas suo arbitrio servos tradere: oblato tamen iudici servo, si iusta sit domini querela, sic poenae tradetur (D. 48, 8, 11).

[5] Dio 75, 14; Suet. Dom. 7; Galen. de semine 1, 15. D. 21, 1, 7.

massen, selbst zum größten Teil aus Sklaven hervorgegangen und aus Freigelassenen bestehend, nahmen sich der Sklaven an [1]. Schon unter Nero wies man mit Fingern auf grausame Menschen. Als einmal Sklaven einen harten Herrn töteten, blieb die Tat unbestraft und die Obrigkeit schien sich nicht darum zu bekümmern. Um so strenger verfuhr sie in einem zweiten Falle trotz des Widerspruches des Volkes. In einem Hause, wo ein Herr dem Morde zum Opfer gefallen, sollten nach dem strengen Haftgesetze sämtliche 400 Sklaven getötet werden. Das Volk empörte sich nun wohl dagegen, aber der Senat blieb unerbittlich, weil das Beispiel des ersten Falles die Keckheit zu ermuntern schien, und die Hinrichtung ging von statten [2]. Ganz umsonst pflegte sich aber das Volk doch nicht zu rühren und seiner Meinung Ausdruck zu verleihen. Die öffentliche Meinung heischte doch mehr und mehr Berücksichtigung, nachdem milde Kaiser wie die Antonine die Gesetzgebung beeinflußt hatten.

Die Ansicht von der allgemeinen Gleichheit der Menschen verbreitete sich, und in der Tat glichen sich die Unterschiede aus. Alle fanden sich zusammen, wo nicht in der Tugend und im Wissen, so doch im Laster. Welch ein Unterschied gegen früher, wenn ein Mann, dem die Würde zur Pflicht gemacht wurde, trunken von lachenden Sklaven zu Bett gebracht wurde, oder wenn eine Herrin, der einst hoher Ernst und strenge Hoheit geziemte, im Einverständnis mit Sklaven verbotenen Besuch empfing! Schon jetzt galt das Wort des Johannes Chrysostomus, solche Herren seien Sklaven, die Sklaven aber Herren. Haben doch auch in der Tat nach Claudian Sklaven über Freie geboten und sie hart bedrückt [3]. Allgemein verbreitete sich ein gewisser Knechtsinn. Alle unterworfenen Völker wurden von den Römern in eine Art Sklaverei gedrängt, Freie und Unfreie mußten Kopfsteuer bezahlen, was als Zeichen der Knechtschaft galt [4], und nun dehnten die Kaiser die Knechtschaft noch aus, auch auf die Italiker, Römer, ja die vornehmen Geschlechter. Sklaven in Toga nennt ein späterer Kaiser die Senatoren [5]. Gerade diese Verknechtung aller kam den Unfreien zugute: wenn alles knechtisch fühlte und sich gebärdete, fiel ihre Knechtschaft nicht mehr auf. Pueri, Knaben, Knechtlein, wie man sie

---

[1] Sen. n. qu. 1, 16.

[2] Tac. a. 14, 42.

[3] In Eutr. 1, 183.

[4] Notae captivitatis, Tert. ap. 13; Lact. de mort. pers. 26.

[5] V. Heliog. 20.

nannte, hießen auch die kleinen Kinder, denen sie durch ihre langen Haare glichen, Mädchen auch freie Jungfrauen. In der Tracht und im Benehmen unterschieden sie sich kaum, und in anderen Dingen hatten es die Diener manchmal besser. Martial tröstet einen Sklaven, er schlafe prächtig, während sein Herr sich im Flaume schmerzlich herumwälze, von Schulden, noch mehr aber von der Gicht geplagt; die Geißel sei nichts dagegen [1].

Immer wieder entwickelten sich gemütliche Beziehungen zwischen Herren und Dienern, besonders solchen, die im gleichen Hause geboren und erzogen waren [2], und die Sklaven gleichen schon etwas den Ehehalten, dem Gesinde des Mittelalters. Herren setzten ihren Dienern und Diener ihren Herren rühmliche Inschriften. Auf einer solchen Inschrift heißt es, der Mann habe geduldig Schläge ertragen und durch seine Dienstfertigkeit den harten Herrn überwunden [3]. Die Diener des Plinius wohnten so prächtig, daß sie, wie er schreibt, Gäste hätten beherbergen können; er sorgte väterlich für die erkrankten, schenkte ihnen die Freiheit, wenn sie sich etwas erspart hatten, schickte seinen lungenkranken Freigelassenen nach Ägypten zur Genesung und, da er nach der Rückkehr alsbald wieder hustete, empfahl er ihn einem Freund in Friaul [4].

Viele hatten freie Ausgänge, durften Reisen machen, wenn auch unter einem Geleite, andere gingen ihren Vergnügungen in Theatern und Kneipen nach und trieben sich nachts an verrufenen Orten umher [5]. Daher nennt Columella die Stadtsklaven ein Volk, das durch Theater, Spiele, Wirtshäuser und andere schlechte Häuser zur Landarbeit verdorben sei [6]. Die Sklavenhändler mußten Gewähr leisten, daß ihre Leute keine Nachtschwärmer seien [7]. Diese Bestimmung bereichert unsere Vorstellung von einem Sklavenmarkt um einen wesentlichen Zug. Die Käufer schauten scharf auf ihre Ware, unterzogen sie einer Probe, ließen sich nur zur Not Verstümmelte gefallen; aber wer bürgte für

[1] E. 9, 92.
[2] Vernaculi.
[3] Bücheler c. ep. 1276; vgl. Sen. ep. 77; ben. 3, 24.
[4] Ep. 2, 17; 5, 19.
[5] über cessatores, errones Hor. s. 2, 7, 47, 100, 113; ep. 1, 14, 27; 2, 2, 4; D. 21, 1, 17.
[6] Secors et somniculosum genus id mancipiorum, otiis, campo, circo, theatris, aleae, popinae, lupanaribus consuetum (1, 8).
[7] Bruns fontes 259.

die Treue und Zuverlässigkeit, für gute Sitten? Arbeits- und Lasttiere dort, Genuß- und Luxustiere hier, das war der ganze Unterschied.

9. Sklavenehen.

Der Widerspruch in der Behandlung der Sklaven, der uns soeben auffiel, verschärfte sich noch in der Duldung oder Einschränkung des Geschlechtsverkehres. Da berichten die einen Schriftsteller, daß die Unfreien täglich Hochzeit hielten und Nächte durchtobten. Andere wissen nur vom Elend und von der Verzweiflung zu erzählen. Die einen waren zu lebenslänglicher Enthaltung verurteilt; denn die Liebe, meint Cato, mache sie nur faul und ungeschickt zur Arbeit. Andere wurden zur Ehe verlockt oder gezwungen, indem sich ihre Herren auf den Züchterstandpunkt stellten und einen Nachwuchs erwarteten. In diesem Falle bekamen fruchtbare Weiber Preise und die Aussicht auf Freilassung, andere Sklaven mußten sich ihre Eheerlaubnis um Geld abkaufen [1]. Bei reichen Herren kamen täglich viele Kinder zur Welt, die das Joch der Sklaverei weiter tragen mußten; nach einer etwas übertriebenen Schilderung zählte ein Emporkömmling auf seinen Höfen einen täglichen Zuwachs von 30 Knaben und 40 Mädchen [2]. Der Mädchenüberschuß verschwand jedenfalls bald wieder; denn auch unter den Unfreien überwogen die Männer und manche Spur weist auf Weibergemeinschaft hin. Bei uns gibt es keine Eifersucht, heißt es bei Plautus, bei uns ist alles gemein.

Ein Sklave konnte ohnehin keine Familie, keine Frau und keine Kinder besitzen, sondern nur Zelt- und Stubengenossen [3]. Das Recht hinderte nicht, daß hier Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern, Söhne ihre Mütter heirateten — ein Widersinn, der doch den Juristen zu denken gab, so daß sie sich zur Anerkennung aufschwangen, Sklaven könnten auch Kinder besitzen [4].

Eine Mutterschaft erfüllte die Sklavinnen mit Sorgen und Bangen [5]; denn sie wußten wohl, welchem Elend ihre Kinder entgegengingen, und bedachten, daß sie ausgesetzt, geschändet, verstümmelt, verkauft werden konnten. Sogar ungeboren wurde die Leibesfrucht verpfändet und um die kaum geborene drehten sich Rechtsstreitigkeiten [6].

---

[1] Varro r. r. 1, 17; 2, 10; Col. 1, 8. D. 40, 7, 3.

[2] So zu lesen in der täglichen Hauszeitung, Petr. 53.

[3] Die Ehe war ein contubernium. Servilis cognatio nulla est; Ulp. 12, 3.

[4] Gaius 1, 19; D. 23, 2, 8, 14; 31, 88, 12.

[5] Ferre timent famulae natorum pondera matres, Statius silv. 3, 4, 77.

[6] D. 24, 3, 31, 4.

Bei Dotalteilungen fielen Sklavinnen der Frau, ihre Kinder dem Manne zu [1]. Ihre Kinder haben selten die Mütter erzogen, vielmehr wurden sie zusammen einer Amme übergeben und dann in ein Pädagogium gesteckt.

Manches Ziehkind hatte ein günstigeres Schicksal. Juvenal schildert mit Liebe seine zwei bäuerischen Knaben, Söhne von Hirten, die noch ganz unschuldig seien: nur bei besonderen Anlässen hätten sie ihr borstiges Haar gekämmt, sagt Juvenal; sie hätten sich beständig nach ihre Mutter gehärmt und nach ihrem Hirtenzelte, ihren Schafen und Rinderherden sich gesehnt [2].

Bei Ankäufen sah niemand darauf, ob der Sklave eine Mutter, eine Gattin besäße, da die Trennung keine Schwierigkeit machte. Eine Familie erschwerte eher eine Verbesserung der Lage oder eine Freilassung, weshalb viele Sklaven nicht einmal gerne eine Ehe eingingen. Doch kam es vor, daß freigelassene Sklaven ihre Ehehälfte loskauften und dadurch zugleich Patrone wurden. Ein spanischer Sklave, der freigelassen wurde, erklärte in einer Inschrift, er habe auf alles verzichtet, nur damit sein Weib mit ihm die Freiheit erhielte. Das innigste Band verknüptfe Christenpaare, z. B. eine Zoe und einen Hesperus. Aber eben diese Innigkeit ärgerte heidnische Herren, daß sie mit ihrer Bosheit dazwischen fuhren. So mußte Zoe, getrennt von ihrem Manne, der aufs Land geschickt wurde, samt ihren zwei Söhnen hart in der Stadt arbeiten und zeichnete sich durch ihre Wohltätigkeit und Milde aus.

10. Sklaveneigentum und Sklavenvereine.

Aus den gleichen Rücksichten, die die Herren zur Gewährung von Ehen bewogen, bewilligten sie ihrem Gesinde manchmal auch einen kleinen Besitz, zumal auf dem Lande. Hier hatte schon seit alters jeder Hirte sein eigenes Schäfchen, sein Pekulium, und davon hieß dann jeder unfreie Besitz Pekulium, auch der des Haussohnes und der Gattin. In der Stadt fielen Trinkgelder, vielleicht auch Küchenersparnisse ab, die sich zurücklegen ließen [3]. Um ihr Erspartes sicher

---

[1] Si servi subolem ediderunt, mariti lucrum non est d. h. die Kinder blieben bei der Mutter, sed foetus dotalium pecorum ad maritum pertinent (D. 23, 3, 10).

[2] S. 11, 146.

[3] Da nach Sen. ep. 80 ein Sklave unter günstigen Umständen außer 5 Scheffel 5 Denare monatlich erhielt, konnte er wohl etwas sparen.

zu stellen, brachten die Sklaven, wie wir wenigstens von Griechenland wissen, ihren Schatz in den Tempel und empfahlen ihn dem Schutze eines Gottes. Stieg die Summe so hoch, daß sie dem Sklavenpreis entsprach, so konnte der Besitzer seinen Herrn anflehen, daß er ihm den Freikauf bewilligte, und ihn bereden, daß er mit ihm zum Tempel ging, wo ihn der Gott loskaufte. Dann war der Befreite, wie der Apostel Paulus ausführt, Eigentum des Gottes [1]. Der Loskaufspreis entsprach im allgemeinen der Einkaufssumme, betrug durchschnittlich 20 Goldstücke oder 500 alte Denare, konnte aber darüber hinausgehen oder zurückbleiben [2]. Auf einem Grabmal rühmt sich ein Arzt, er habe 7000 Sesterzien (1750 Denare) für seine Freiheit zahlen müssen. Eine andere Inschrift prahlt, der Tote sei nicht durch die Gunst, sondern durch das Geld frei geworden [3]. Übrigens löste auch der Freikauf den unselbständigen Mann nicht von jeder Verbindung und Verbindlichkeit.

Noch unfrei betrieben viele als Bevollmächtigte oder Teilhaber Bank- und Handelsgeschäfte, die Schiffahrt und andere Unternehmungen. Dazu bedurften sie eines eigenen Vermögens, das den Gläubigern wie den Herren Sicherheit bot. Die Herren hatten davon viele Vorteile ohne den Nachteil der Haftpflicht. Sie konnten ihre Agenten ausnützen ungehindert durch Gesellschaftsverträge, wie sie sogar Freigelassenen zugute kamen. Solche Knechte waren berühmt ob ihrer Betriebsamkeit und Klugheit, so daß Christus oft darauf anspielen konnte, wie in der Parabel von den Talenten, die sich nach kurzer Zeit verdoppelten. Nur wenige waren faul und nachlässig, die meisten aber um so rücksichtsloser. Da erhielt ein Knecht von seinem Herrn 10 000 Talente geliehen, mußte aber um Stundung bitten, da das Geschäft nicht glückte, versagte aber im nämlichen Augenblicke seinem Mit- oder Unterknechte die Gnade, die er von seinem Herrn erhalten hatte. Viele Geschäftsdiener hatten Unterknechte, Vikare, und manche besaßen ganze Scharen von Knechten, darunter auch Lehrlinge, Sekretäre, Kassiere, Köche [4]. Nie aber fielen bei diesen servi

---

[1] 1 Kor. 7, 21; dazu Deißmann, Licht von Osten 240.

[2] D. 4, 4, 31; 40, 4, 47.

[3] Non prece sed pretio (Buecheler c. n. 1276).

[4] Aus der Inschrift eines Kolumbariums geht hervor, daß ein Sklave einen negotiator, sumptuarius, einen Sekretär (a manu), einen Arzt, einen ab argento, a veste, einen cubicularius, pedissequus, cocus und eine Magd besaß, Dessau 1514 (C. J. L. VI, 5197, 4469, 7281, 9653).

servorum alle Beziehungen zu ihren eigentlichen Herren weg und mußten sie gleichsam „zwei Herren dienen [1]".

Begünstigten Sklaven konnte die Teilnahme an Vereinen nicht verwehrt werden, vor allem nicht an religiösen Bruderschaften und Kultgemeinden. Denn an sich waren sie vom römischen Gottesdienste, auch dem häuslichen, ausgeschlossen und durften nur niedere oder fremde Götter verehren. Mit der Zeit durften sie sich aber Vereinen kleiner Leute, besonders Leichenvereinen anschließen oder unter sich Bruderschaften bilden, zumal wenn die Sklaven eines Hauses unter sich blieben [2]. So konnten sie für ihre verstorbenen Mitglieder sorgen, Sondergräber und Denkmäler stiften. Während sonst ungepflegte Massengräber ihre Leichen aufnahmen [3], bekamen so ihre Ruhestätten, Einzelgräber, gemeinsame Grabkapellen, Kolumbarien mit Nischen für die Aschenurnen eine religiöse Weihe [4].

Angesichts all dieser Freiheiten hat man wohl schon behauptet, die Sklaverei wäre allmählich verschwunden auch ohne Dazwischentreten des Christentums, Recht, Sitte und Wirtschaft hätten in dieser Richtung zusammengewirkt. Nun kann man freilich solch bedingte Behauptungen schwer widerlegen und man weiß nicht, was alles geschehen wäre, wenn dies und das weggefallen oder dazu gekommen wäre. Jedenfalls wird man aber nicht zuviel Gewicht auf die guten Verordnungen und den guten Willen der Kaiser legen, wenn man bedenkt, welch lässige Erfüllung auch die strengsten und notwendigsten Gesetze der Kaiser fanden und wie wechselnd ihre Laune und Stimmung war. An Hadrian haben wir oben gesehen, wie bei einem

---

[1] Auch wenn der Vikar Eigentum des Ordinarsklaven war, seinem peculium zugehörte, also peculiaris war, hatte der Herr eine Verfügung über ihn. Die Stellung glich der Stellung eines servus communis, der zwei Herren hatte, oder noch besser der eines servus fructuarius, wobei der Ordinarsklave den Usufruktuar darstellte. Ohne Zustimmung des Herrn durfte der Vikarsklave nicht freigelassen werden.

[2] Daher tragen die Kollegen immer den Namen eines bestimmten Herrn, so heißt es z. B. auf den Inschriften monumentum libertorum et libertarum et familiae C. Annii; wir hören von einer familia Allieni, Coccei, von den monumentum Carviliorum, Arunceiorum, Juniorum, sepulcrum Octaviorum, collegium Agrippanum.

[3] Puticuli, campi, busta, culinae.

[4] D. 47, 2, 3. Locus, in quo servus sepelitur, religiosus est. D. 11, 7, 2. Eine schöne Grabinschrift eines schwarzen Sklaven in Ägypten s. Schmidt, Festschrift f. Ebers 1897, 99.

und demselben Kaiser Wollen und Tun auseinanderging, und die späteren waren nicht besser. Von einigen ist es klar bezeugt, daß sie Sklavenquäler waren, wie Aurelian und Makrinus, der Sklavenschlächter [1]. Da mußten ganz andere Kräfte wirksam werden, um eine endgültige Änderung herbeizuführen.

XXIV.

Einfluß der Sklaverei auf die Sitten.

1. Erschlaffung.

Eine Willkürherrschaft schädigt nicht nur den Unterworfenen, sondern auch den Inhaber der Gewalt und verdirbt seinen Charakter, steigert den angeborenen Dünkel und verführt zu grenzenloser Selbstsucht. Die Herren kamen aus der Ungeduld, dem Ärger, der Gereiztheit nicht heraus, zumal die Römer mit ihrer cholerischen Anlage. Seneca vergleicht die Seele der zornigen Herren mit kranken Körpern, die die leiseste Berührung erzittern macht. Die Reizbarkeit war in der Tat eine Krankheit, die leicht zur Raserei gedieh [2]. Kaum atmen durften die Sklaven, sie mußten flüstern, wenn sie nicht die Herren erregen wollten. Als der Emporkömmling Pallas wegen Hochverrats angeklagt und mehrere Diener als Mitwisser genannt wurden, erwiderte er, nie habe er in seinem Hause etwas anders als mit Winken und Deuten verfügt; wenn Mehreres zu bemerken gewesen, habe er seine Befehle schriftlich erteilt, um sich nicht durch Sprechen gemein zu machen [3]. Bei der ausgebildeten Zeichensprache der Römer waren nicht viel Worte notwendig: ein Aufschlagen der Augenlider und Zudrücken derselben bedeutete ja und nein, eine Handbewegung aufwärts oder abwärts hieß so viel als kommen, warten oder gehen, das Schnalzen mit der Zunge und Schnippchen schlagen deutete auf ein Bedürfnis hin; es war wie beim Heere, wo der Feldherr durch Zeichen Befehle gab. Die Sklaven hieß man daher kurzweg Winke [4]. Ihre stete

[1] Ut servi illum non Macrinum dicerent sed macellinum, quod macelli specie domus eius cruentaretur sanguine vernularum; v. Macr. 13.

[2] De ira 1, 16.

[3] Tac. a. 13, 23; Dio 62, 14.

[4] Hor. ep. 1, 18, 11; C. J. L. 6, 4612; Apul. met. 10, 17; Petron. 27; Mart. 3, 82; 6, 89.

Gefügigkeit machte die Herren ungemein weichlich und bequem, so daß manche keinen Schritt machten, keinen eigenen Gedanken faßten, ohne sich ihrer Hilfe zu bedienen [1]. Für jedes Glied des Körpers mußten eigene Diener eintreten und die erschlafften Arme und Beine warm kneten. Wenn ein solcher Weichling sich nach dem Bade setzte, fragte er nach Seneca: „Sitze ich wirklich?" Er weiß nicht, ob er sitzt, spottet Seneca, weiß er denn, ob er lebt? Die Diener müssen ihm sagen, ob er Hunger oder Durst habe, müssen ihn auf jede Unebenheit des Weges, auf jeden Bekannten aufmerksam machen, müssen ihm jeden Augenblick mit ihren Erinnerungen und Namengedächtnissen beistehen, sozusagen, ihm sein Gedächtnis ersetzen. Von einem Herrn erzählte man, er hätte den einen Sklaven Homer, den andern Hesiod, wieder andere andere Dichter auswendig lernen lassen, um damit bei Gelegenheit zu prunken; ebenso viele Bücherkisten, spottete man, würden ihn weniger gekostet haben [2]. Eine echt orientalische Erschlaffung, echt orientalisch schon wegen der Blutmischung!

Alle Völker und Geschlechter gerieten durcheinander. Nun kann die Blutmischung wohl anregen, beleben und soziale Unterschiede ausgleichen. Sicher hat sie keineswegs eine Herabminderung des Körpermaßes verschuldet, wie man schon meinte, denn von jeher waren die Römer an kleine Maße gewöhnt [3]. Die Blutmischung wirkt aber nur dann günstig, wenn sie sich innerhalb richtiger Grenzen bewegt und weder zu fremdartige noch zu nahe verwandte Stoffe zusammendrängt, und so hat gewiß die Verbindung mit allzu fernstehenden semitischen Völkern die Charaktere verschlechtert, die sittlichen Anschauungen zersetzt, weshalb auch die alten römischen Einrichtungen, auf denen die Größe des Reiches beruhte, keinen Bestand hatten [4]. Nicht durch fremde Übermacht, sondern durch eigene Niedertracht scheint alles zu-

---

[1] Luc. Nigr. 34.

[2] Sen. brev. v. 12; ep. 27, 66.

[3] Das römische Körpermaß steht allerdings nicht fest; nach dem Miles pedagricus in den Rätseln des Symphosus betrug es 5 Fuß, nach Veget. 1, 5 für Elitesoldaten 5 Fuß 10 Zoll (unciae) oder 6 Fuß. Aufgefundene kleine Steigbügel geben einen wichtigen Hinweis; auch die Pfunde, Jaucherte, Münzen sind kleiner als die der späteren Gesellschaft.

[4] Nach Gobineau, Ungleichheit der Rassen I, 29 ist die Vermischung mit fremdem Blute, mit anderen Rassen die Ursache der Degeneration, nicht die Unsittlichkeit oder andere Ursachen. Degeneration aber hat den Verfall des Volkes zur Folge.

grunde zu gehen, sagt ein Alter[1]; der ganze Zustand des Staates hat sich zum Schlechten gewendet, alles ist voll von Selbstwegwerfung, man kann das Elend der Zeit nicht genug beweinen, geschweige denn begreifen[2].

2. Entvölkerung.

Die Entsittlichung schwächte die Volkskräfte und führte zu einer starken Entvölkerung, zu einer noch stärkeren Verödung des ohnehin schwach besetzten Reiches. Daß das Geschlecht immer mehr entartete, kam besorgten Beobachtern wohl zum Bewußtsein: die Lebenskraft, die Körpergröße, die Fruchtbarkeit des menschlichen Geschlechtes, lesen wir, ist im Rückgange begriffen, die Natur selbst ist erschöpft und bringt nur elende Erzeugnisse zu Tage. Täglich brechen neue Krankheiten herein, von denen man bisher nichts gehört hat[3]. Nun begegnen uns Klagen über Entartung auch sonst sehr häufig, schon bei Homer, Hesiod; ein Hinweis darauf genügt aber nicht, darzutun, daß diese Klagen immer, in jedem Falle übertrieben seien. Das traurigste war, daß in jener Zeit jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft fehlte, daß man nicht im entferntesten an einen Fortschritt glaubte. Den Weltuntergang hielt man für nahe. Man kann den Augenblick schon berechnen, lesen wir, wo alles aufgezehrt ist und untergehen muß. Die letzte Stunde ist schon gekommen, alles muß wieder in das Chaos zurücksinken, aus dem es hervorging[4]. Nur zaghaft äußern sich Hoffnungen auf ein goldenes Zeitalter.

Jede Kultur, wenn sie zur Vollreife gediehen ist, trägt in sich Keime des Verfalles, und immer sinken Völker, die Träger der Kultur waren, wieder zurück, verlieren die Vorherrschaft und leben im Dunkel weiter. Dieses Schauspiel wiederholt sich auch in der nachchristlichen Geschichte immer wieder, aber der Zerfall ist doch nie so tief wie im römischen Reiche. Ganz einzig steht es insofern da, als weder früher noch später eine solche Verzweiflung und Entmutigung sich der Gemüter bemächtigte. Gleichgültig wie einen Spielball warf man das Leben von sich, der Ekel am Leben trieb hoch und nieder in den Tod. Das Stadtleben, das alles aufsaugte, befriedigte die Menschen nicht,

[1] Lucan. 10, 407; 1, 20.

[2] Tac. a. 1, 4, 7; 3, 53; Diodor 37. fr.

[3] Plin. 7, 16, 1; 26, 1; Lucr. 2, 1150. Aetas parentum peior avis tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem; Hor. c. 3, 6.

[4] Lucr. 5, 98, 105; Lucan. 1, 71; Lact. 7, 15.

zehrte nur Kräfte auf und zersetzte das Lebensmark. Die Lebensdauer war nur kurz [1] und der Nachwuchs schrumpfte immer mehr zusammen, auch wenn keine Hungersnot und Pest wütete [2]. Die Unfruchtbarkeit genügte ohnehin schon, das Reich zu entleeren.

In dem großen Reich, dessen Fläche heute 240 Millionen ernährt, lassen sich mit Sicherheit nur 54 Millionen, also kaum ein Viertel, feststellen [3]. Die Quelle der Volkskraft, die Arbeitslust und die Arbeitsgelegenheit war versiegt. Die Städte selbst verfielen, was schon die zahlreichen Gesetze beweisen, die dem Mißbrauch steuern wollten, der mit verfallenen Häusern getrieben wurde und den Neuanbau förderten [4]. Einen etwas besseren Erfolg als diese Gesetze hatten die Maßregeln zur Besiedelung des verödeten Landes, woran sich auch mit der Zeit die Barbaren gewaltsam beteiligten. Den Gang der Dinge haben alle Maßregeln nicht aufgehalten. Die Rückkehr zu naturalwirtschaftlichen Zuständen hat wohl die Luft gereinigt, aber die Volkszahl nicht vermehrt.

3. Häusliche Unsittlichkeit.

Die Familie war in ihrem Keime vergiftet, schon die Kinder durch Ammen und Hofmeister verdorben, die Männer mit Sklavinnen vertraut, manche Frau auch mit Sklaven [5]. Gute Knechte, sagte Plutarch, verwendet man zu Ackerbauern, Schiffsmeistern, Einnehmern, hat man aber einen unnützen Sklaven, einen Trunkenbold und einen Feinschmecker, so überträgt man ihm die Aufsicht über die Kinder [6], einem Menschen, bemerkt Seneca, der sich nur um Salböl und Wein bekümmert [7]. Von den Hofmeistern des Nero war der eine eine Tänzer, der andere ein Bader. Diese Menschen machten sich ihren Herren dadurch unentbehrlich, daß sie ihren Leidenschaften Vorschub leisteten und ihre

[1] Sen. ep. 104; Mart. 10, 12; Hor. c. 3, 19; ep. 1, 17, 7; D. 35, 2, 68.

[2] Gregor von Nyssa erzählt von Neucäsarea: Im Theater drängten sich die Leute, herbeigeeilte Landleute und Städter, da riefen einige halbspöttisch: „Jupiter, laß uns Platz machen." Als man dem Bischof Gregor das Wort hinterbrachte, sagte er, sie werden bald mehr Platz haben, als sie begehren. In der Tat brach bald eine verheerende Pest aus; vita Greg. Thaumaturg. fin.; Eus. h. e. 7, 21, 9; Herod. 1, 12; Ammian 14, 6, 23; Proc. b. pers. 2, 22.

[3] Beloch, Bevölkerung 507; andere schätzen das Dreifache.

[4] D. 17, 2, 52; 18, 1, 52; 30, 41, 4; 39, 2, 46. Suet. Vesp. 8.

[5] Tac. dial. 29. Quint. 1, 2, 6. Juv. 14, 1, 31.

[6] De educ. lib. 7.

[7] Ep. 15.

Geheimnisse kannten. Die Schamlosigkeit schlang ein gemeines Band um Herrn und Diener [1]. „Nichts ist schändlich, was ein Herr gebietet," heißt ein Sprichwort; was für einen Herrn eine Schande ist, sagt ein Redner, ist bei einem Sklaven Notwendigkeit, bei einem Freigelassenen Pflicht [2]. Einen Sklaven zu mißbrauchen zog niemals Strafe, nicht einmal einen Vorwurf oder einen Makel zu, so urteilt der Ethiker Plutarch, und noch Diokletian schreibt an einen gewissen Sossianus: „Da du nur die Scham von Sklaven verletzt hast, nicht aber von freien Personen, so bist du frei von Ehrlosigkeit, nur dein Ansehen wird etwas leiden [3]." Künstlern war alles erlaubt. Daß Sklavinnen Malern und Bildhauern Modell stehen mußten, empfand kein Heide für unpassend; erst die Christen haben sich darüber entrüstet [4].

Von Staats wegen hatte jeder unverheiratete Provinzbeamte Anspruch auf eine Konkubine, ein Legionstribun auf zwei, wie auf einen Badewärter, Koch, Zuckerbäcker, Wasserträger, Fischer [5]. Die Kaiser gewährten alle möglichen Erleichterungen und wünschten nur, daß die Verbindungen nicht unfruchtbar blieben [6]. Ein richtiger Paterfamilias, spottet Martial, macht seinem Namen damit Ehre, daß er von seinen Mägden sich eine Familie liefern läßt [7]. Die Hausfrau kam dadurch freilich in üble Lage, sank nach dem Ausdrucke Salvians zur Niedrigkeit einer Magd herab, wenn der Familienvater der Mann der Mägde war [8]. Ein so streng sittlicher Mann wie Plutarch empfahl den Frauen Nachsicht und Geduld, wie übrigens früher schon Plautus: „Laß deinen Mann nur seiner Laune folgen, wenn du nur selbst nichts zu leiden hast [9]." Daß sich in der Tat Frauen und Töchter damit abzufinden wußten, bezeugen Testamente und Briefe, worin Familienväter neben den Ihren der Sklavinnen und ihrer Kinder gedachten [10].

---

[1] Cic. p. Coel. 23; Juv. 9, 70; Petr. 75.

[2] Non turpe, quod dominus jubet. Petron. 75. Impudicitia in ingenuo crimen est, in servo necessitas, in liberto officium, Seneca controv. 4 prol. (epit.). S. S. 309 N. 5.

[3] Plut. de conj. praec. 16; C. J. 9, 9, 24.

[4] Just. ap. 1, 9.

[5] Et si uxores non haberent, singulas concubinas, quod sine his esse non possent; Alex. Sev. 42; Claud. 14; Aurel. 7.

[6] Dio 56, 7.

[7] E. 1, 84.

[8] Gub. 7, 3.

[9] Cas. 2, 2, 33; Plut. praec. conj. 16.

[10] Wilcken, Ostraka I, 184.

Manches Weib fand seine Rechnung dabei [1] und die Töchter taten mit. Eltern und Kinder vermischten sich, sagt Klemens. Die Venus ist eine Straßenfigur und ein Familiengast, Scham, Zucht, Gesetz zur Sage geworden [2]. Zu verführen und verführt zu werden, heißt Zeitgeist [3].

Wo alles sündigte, blieben die Sklavinnen nicht zurück und pflegten zugleich mit ihren Herren und Gästen zu kokettieren. Wie die Herrin so die Hündin, sagte man [4]. Gäste durften sich viel erlauben, ja sogar auf die barbarische Sitte einer weitgehenden Gastfreundschaft rechnen [5]. Nur die Gewalt mußten sie meiden und niemand entführen [6]. Den schlimmsten Ausschreitungen beugte lange der Umstand vor, daß die Sklavinnen an Zahl hinter den Sklaven zurückblieben und auf die Dienste der Herrinnen sich angewiesen sahen [7].

Manchmal entwickelten sich tiefere Verhältnisse [8], und dann kam es vor, daß geliebte Sklavinnen freigelassen oder freigekauft wurden [9]. An Frauen wie Caenis, Panthea, Marcia, die an den Kaiserhöfen des Vespasian, Verus, Commodus Macht und Einfluß erlangten, sieht man, wie Schönheit, Gewandtheit und wohl auch Tugend solche Geschöpfe veredeln und emporheben konnte. Ehen zwischen Freien und Freigelassenen, ursprünglich verpönt, waren schon lange üblich, und nur den Senatoren war eine solche Heirat erschwert [10]. Aus einer In-

[1] Dives erit magno quae dormit tertia lecto (bezieht sich allerdings zunächst auf einen puer, keine puella). Dagegen mußte die nicht geduldete pellex in codice (Block) büßen. Juv. 2, 57, 60. Vgl. Petr. 140; Mart. 11, 23.

[2] Clem. p. 3, 3; Just. ap. 1, 27; Sen. ep. 95, 97; Gell. 2, 23.

[3] Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur; Tac. Germ. 19.

[4] Clem. p. 3, 11; Cic. ad Att. 5, 11.

[5] Vgl. die Erzählung des Lukian und Apulejus von Lucius (met. 2); v. Aurel. 7. Plaut. merc. 1, prol. 100; Plut. Crassus 4.

[6] Quint. decl. 301.

[7] Hinc puerorum . . . greges, hinc feminarum; Sen. ep. 110.

[8] Nach einer Inschrift ruhte ein 70jähriger Mann mit einer 15jährigen Sklavin im selben Grabe; C. J. L. 2, 2955.

[9] Eigentümlich ist folgender Fall, wo eine Sklavin im Testament freigelassen wird, wenn sie drei Kinder geboren hatte: Julianus scripsit, si Arethusae libertas ita sit data, si tres servos pepererit, et per heredem steterit, quo minus pepererit, puta quod ei medicamentum dedisset, ne conciperet, statim liberam futuram esse: quid enim exspectamus? idemque et si egisset heres, ut abortum faceret, quia et uno utero potuit tres edere. Dig. 40, 7, 3.

[10] Dig. 23, 2, 23; 24, 1, 3; Ulp. 13, 1; 16, 2.

schrift ersehen wir, daß eine befreite Sklavin schon vorher nebenbei einen Geliebten hatte, dem sie sich nach ihrer Freilassung ganz ergab; nun eiferte der Alte in seiner Grabschrift über die ungetreue Akte: „Ewige Schande über die Treulose mit dem Eisenherz; möge sie sich erhängen, ich habe sie umsonst befreit;“ sie aber folgte ihrem Geliebten, nahm mit sich zwei Diener, eine Tochter und ein Kind und ließ den Greis aus Verzweiflung sterben.

Etwas anderes war es, wenn Frauen sich mit Sklaven einließen, obwohl es oft geschah, wie schon oben angeführt wurde, und der tägliche Umgang mit dem Pfleger, dem Verwalter des Frauenvermögens, mit Friseuren, Sänfteträgern zum Fallstricke wurde. Deine Frau, sagt ein Dichter, nennt dich einen Mägdeliebhaber und ist doch selbst ein Sänfteträgerliebchen; ihr habt euch nichts vorzuwerfen [1]. Vierzehn Jahre lang, sagt Trimalchio, war ich Liebling des Herrn, ich hielt es aber auch mit der Herrin, und so bin ich Herr im Hause geworden. Schon zu Ciceros Zeit spottete man über vornehme Familiensöhne, die auf ihren Adel stolz waren, deren braune Farbe, haariges Gesicht, schlechte Zähne an syrische Sklaven erinnerte [2]. „Bekränze das Haus, schaff' den Lorbeer herbei,“ ruft ein Spötter einem nachsichtigen Manne zu; „das Kind, das deine Frau gebiert, gleicht dem Fechter Euryalus.“ „Pflege dein Weib,“ fordert er einen andern auf, „sonst bekommst du ein Negerkind [3].“

Mit dieser Duldung stand in starkem Widerspruch das Verbot jeder Verbindung einer ledigen oder verwitweten Freien mit einem Sklaven. Sie galt von jeher als große Schmach und die Ehe als ein Kontubernium, als ein Sklavenbund ohne rechtliche Wirkung, obwohl daraus entsproßte Kinder ihre Freiheit erlangten. Ein Gesetz von 53 versetzte das Weib, das eine solche Verbindung einging, in den Zustand der Unfreiheit [4]. Aber die Natur ließ sich nicht vergewaltigen, wie die vielen Inschriften beweisen, worin Sklaven, zumal freigelassene, sich der Gunst ihrer Herrinnen rühmen. Mit einem Freigelas-

[1] Mart. 12, 58.

[2] Cicero Pis. 1.

[3] Juv. 6, 80, 600. In der Renaissancezeit taucht ein ähnlicher Spaß auf über schöne Bürger- und häßliche Adelskinder, weil hier Köche und Stallknechte, dort Edelleute zu Gevatter standen; Eschenburg, Denkmäler 424; Bebel Fac. 1, 63; Agricola, Sprichw. 159; Zimm. Chr. II, 542; Rosmital, Reisebuch 28.

[4] Tac. a. 12, 53; Suet. Vesp. 11.

senen konnte sich eine Freie anstandsloser einlassen als mit einem Sklaven, obwohl noch Septimius Severus auch solche Ehen verbot[1]. Das Christentum begünstigte sie im Gegenteil in edler Absicht, und auch das Mittelalter gewährte den Frauen eine Freiheit, die sie den Männern aus Standesgründen vorenthielt[2].

5. Öffentliche Unsittlichkeit.

Außer der Familie, außer dem Hause geriet es dem Römer nur allzu leicht, seiner Leidenschaft zu frönen. Nach griechischem Beispiele machten sich gewandte Hetären, Freundinnen, Kostbare, Zarte breit, wie sie die Römer nannten[3], und mit ihnen zu verkehren, verstieß nicht gegen Anstand und Sitte[4]. Schon im alten Rom, erzählte man, hätte Cato, der strenge Sittenrichter, einem jungen Mann, den er aus einem Buhlhause kommen gesehen, sein Wohlgefallen darüber bezeugt, und nach Cicero wurde die Unzucht zu allen Zeiten geduldet; nur das eine haben die Väter in den Lustspielen auszusetzen, daß die Söhne zu viel Geld ausgaben und ihre Gesundheit untergruben. In zwanzig Tempeln stellte sich Venus bloß, darunter die Schmutzvenus[5], und allerorten winkten und lockten unsittliche Bilder und Sinnbilder. Das Laster brauchte sich nicht zu verhüllen[6]. In der entarteten Gesellschaft verwischten sich alle Unterschiede und kein Uneingeweihter wußte, welchen Gesellschaftsklassen die vornehmen Damen angehörten, die sich in Sänften und Wagen herumführen und im Theater bewundern ließen. Wer konnte sagen, ob diese oder jene eitle Frau eine Ehebrecherin, eine Hetäre oder die Geliebte, die Freundin eines jungen Mannes war. Die Corinna, Lesbia, Cynthia berühmter Dichter können wir unmöglich unter den gemeinen Buhlerinnen suchen.

Infolge der unvermeidbaren Vermischung litten alle Damen, die im öffentlichen Leben auftraten, die „gelehrten Mädchen[7]“, wie die

[1] Paul. sent. 2, 19, 9.

[2] Kulturgesch. d. M.A. IV, 156; V, 55.

[3] Amicae, pretiosae, delicatae, famosae.

[4] Cic. p. Coel. 12; ad Att. 10, 10.

[5] Venus lutea.

[6] Prostibula bei Tag; Mart. 1, 34; Juv. 2, 46. Das curiosum urbis zählt 46 lupanaria.

[7] Doctae puellae; Prop. 1, 7, 11.

Künstlerinnen oder Ärztinnen in ihrem Rufe. Vollends zweideutig war der Beruf einer Händlerin, Wirtin, Müllerin [1], ganz unzweideutig aber das Geschäft einer Flöten- und Liraspielerin und Tänzerin [2]. Die Stufenleiter ging noch weiter herab: da waren die Nachtvögel, Nachtfalter [3], Wölfinnen — Waren des Volkes nennt sie Tertullian [4] — ganz unten aber die Pfennigdirnen und Häuslerinnen [5], denen besondere Straßen und Plätze, die Subura, das Summönium (an der Mauer), die Brand- und Grabplätze für die Leichen angewiesen waren, wovon die Dirnen ihren Namen hatten [6]. In den Vorstädten konnte sich das Laster frei ergehen [7], brauchte aber die innere Stadt nicht immer zu scheuen; nur daß die Läuferinnen, Rundgängerinnen, Pflastertreterinnen sich durch eine eigene Kleidung, die kurze Tunika [8], die Toga, barbarische Mitren u. a. kenntlich machen mußten; vielleicht kommt davon der Ausdruck Wisent und Wölfin [9]. Da sie sich von der neunten Stunde ab auf der Gasse bewegen durften, hießen sie auch Neunuhrinnen [10]. Die Festangestellten standen zur Schau (prostare, prostituere, prostibulum), andere saßen (sellariae) [11] und jede hatte ihre eigene Zelle, durch Vorhänge oder Wände getrennt [12]. Besonders berüchtigt waren gewisse Gewölbe, Fornices, woraus sich der bekannte Ausdruck fornicatio bildete, Gewölbe unter Schenken und Backstuben, wohin Fremde gelockt, mittelst einer Falltüre in die Backkeller befördert und dort zeitlebens in gezwungener Arbeit festgehalten wurden [13]. Da erschien das

---

[1] Alicaria, copa; alicariae meretrices dicebantur in Campania solitae ante pistrina alicariorum versari questus gratia, sicut hae, quae ante stabula sedebant, dicebantur prostibula, Festus s. v.

[2] Ambubaiae, tibicinae, fidicinae, saltatrices.

[3] Noctilucae, noctivigilae, pedaneae, ambulatrices, circulatrices.

[4] Lupae popularium libidinum nundinae, ipsae quoque frictrices. De pall. 4.

[5] Casalides, casariae. Gemeine Ausdrücke waren gallinae, bliteae, scrantiae, schoeniculae, alticinctae, limaces, putae — junices, juvencae, lupae, charybdes.

[6] Suburanae, summoenianae, bustuariae.

[7] Exoleti extramurani (v. Heliog. 27).

[8] Auf Reisen überdeckt von der tunica talaris.

[9] Alce, lupa.

[10] Nonaria (Pers. 1, 133).

[11] In einer pergula (Plaut. pseud. 214 sive 1, 2, 78). Viele hatten Schellen; Soc. h. e. 5, 18.

[12] Suet. Cal. 41; Mart. 1, 34; 11, 45; Juv. 6, 122; Sen. contr. 2, 1.

[13] Mart. 9, 59; Sen. de const. 13, Socrat. h. e. 5, 18; Hor. s. 1, 2, 30.

Laster in seiner abschreckendsten Gestalt, um so abschreckender, je weniger es sich verhüllte.

Etwas besser geschätzt waren die Orientalinnen. Männern, die auf Abenteuer ausgingen, empfahl Ovid den Besuch von Synagogen und Isistempeln — beide stellt er auf ziemlich gleiche Stufe mit den berüchtigten Schenken, wo die Kybelepriester mit ihren Zimbeln auftraten und hochgeschürzte Kellnerinnen oder Flötenbläserinnen die Gesellschaft erheiterten. Ein salbenduftender Syrophönikier oder eine Orientalin wie die Copa Vergils betrieben solch schmierigen Haushalt und verbanden damit Zauberei und Wahrsagerei[1]. Im Bunde mit ihnen standen die Sklavenhändler mangones (ein orientalisches Wort wie ambubaiae, pellices).

Wohl verbot ein Gesetz den Mißbrauch des Sklavenhandels zu unsittlichen Zwecken[2], aber wer wollte das Gesetz durchführen? Durften die Kuppler doch mit ihrem Chore öffentlich auf Märkten und an Badeorten herumziehen[3]. Die Seefahrer verluden ganze Schiffsladungen und verstauten sie mit Lebensmitteln und anderen Waren. Die Kuppler traten in Possen auf mit grinsenden Lippen, platten Nasen, grünen Augen, gerunzelten Stirnen, struppigen Ziegenbärten, führten eine Lederpeitsche in der Hand und krochen wie Krebse, die Wucherer aber, dürre lederne Gesellen, schlichen wie Raubtiere. Ihre Buden umschwärmten Dirnen, ihnen junge Laute zuzujagen. Im übrigen scheuten sich auch bessere Stände nicht, aus diesen Dingen einen Erwerb zu ziehen, und selbst Männer wie Brutus, Cato hielt keine Scham ab, Sklaven zu Wucherzinsen auszuleihen, da der Verdienst sich lohnte — der Freudenlohn betrug fast das Dreißigfache des Arbeitslohnes[4] — und bessere, ja vornehme Leute nährten sich sogar von diesem Erwerbe[5]. Um üblen Nachreden und den Zensuren zu entgehen, ließ man schlechte

[1] Ov. a. a. 1, 75; Hor. ep. 1, 14, 25 (uncta popina); Juv. 8, 162 sq.; 6, 489; 3, 63.

[2] V. Hadr. 18; Dig. 1, 6, 2; 2, 4, 10. Vgl. Apoll. Syrius ed. Welser op. 695.

[3] Dio Chrys. 77; Clem. paed. 3, 3; Strabo 12, 3.

[4] Die Miete der cella betrug im Tage ein As, Petr. 8, 95. Ein Besuch kostete einen Quadrans oder zwei Obolen. Daher kommt der Name quadrantaria diobolaris, bei besseren Personen 2 Denare, oft aber zwei Goldstücke; Mart. 1, 103; 9, 4, 32; 10, 75; Proc. h. a. 17, während der Taglohn sonst nur einen Denar betrug.

[5] Dig. 3, 2, 4.

Orte durch eigene Sklaven und Freigelassene halten [1]. Mit erschreckender Offenheit sagt Ulpian, auf den Gütern vieler Vornehmer werden schlimme Anstalten gehalten [2], und ebenso offen erhob der Staat Steuern [3] und verschenkte zum Vergnügen des süßen Pöbels Freischeine, die wie andere Marken unter die Massen geworfen wurden [4].

Alles in allem: das Volk wälzte sich in bösen Lüsten, wie Seneca sagt. Sinnengenuß und Gaumenlust waren die Götzen, vor denen alles im Staube lag [5], der Wein und die Dirnen haben uns verschlungen, sagt ein anderer [6]; alle Scham ist gewichen, so daß nicht einmal die natürlichen Laster und die öffentlichen Häuser genügten.

5. Widernatürliche Laster.

Was in offenen Häusern geschah, war wenigstens noch natürlich, aber unnatürlich, scheußlich war, was im geheimen getrieben wurde. Alle gemeinen Orte waren höchst verdächtig, und von dieser Anschauung aus konnten die Heiden hinter den geheimen Christenversammlungen nur das Schrecklichste wittern. Den Christen machten sie zum Vorwurf, daß sie im Dunkeln Blutschande und dergleichen treiben, worauf Tertullian sarkastisch erwiderte, wenn es wahr wäre, trieben sie das höchstens im Dunkel bei verlöschten Lichtern, bei den Römern geschähe es aber sogar öffentlich und ohne Scham. Das Ärgste am Heidentum war es in der Tat, daß es alle Scham verloren hatte, daß nicht bloß die natürlichen, sondern auch die unnatürlichen Laster sich nicht mehr verhüllten, nicht mehr das Tageslicht scheuten. Das Natürliche ekelte die überfeinerte, blasierte Gesellschaft an, nur das Unnatürliche reizte sie, je unnatürlicher, desto mehr, und die unnatürlichen Neigungen verdichteten sich zu wahren Krankheiten, verkehrten den Trieb, so daß wohl die volle sittliche Verantwortlichkeit wegfiel [7].

---

[1] Vicarii.

[2] Nam in multorum honestorum virorum praediis lupanaria exercentur: Dig. 5, 3, 27.

[3] Seit Caligula Suet. Cal. 40; Sen. controv. 1, 2; Tert. fuga 13; die Polizeiaufsicht oblag dem Ädil. Alexander Severus wollte die Steuer aufheben (v. 24).

[4] Nomismata lasciva; s. S. 290 N. 6; Mart. 8, 78; Stat. s. 1, 6, 79.

[5] Turba in voluptates procubuit, Sen. ep. 7, 18; gulae et libidini addicti, ep. 124.

[6] Vino scortisque demersi sumus, Petron. 88.

[7] Vgl. übrigens Dio Chr. or. Eub. (7), 151.

Es ist kaum glaublich, in welchen Abgrund die Unsittlichkeit hinabzog und welcher Mittel das Laster sich bediente; es wäre kaum glaublich, wenn nicht römische Schriftsteller wie Martial, Petronius, Juvenal es bezeugen würden. An Personen, die sie verspotten wollten, deckten sie solche Dinge ohne Scheu auf, gefielen sich in Bordellwitzen und Zoten der gemeinsten Art, wateten im tierischen Schmutz und scheuten sich nicht, sich selbst bloßzustellen. Wohl erröteten und tadelten die Unzucht Männer, die noch etwas Anstand gerettet hatten, aber die Dichter beriefen sich darauf, daß das, was sie sagten, noch wenig wäre gegenüber dem, was die Bühne böte.

Unnatürliche Laster kommen auch heute in verdorbenen Gesellschaftskreisen vor, und man wagt es teilweise, sie sogar wissenschaftlich zu rechtfertigen. Aber die öffentliche Meinung und das Gesetz richten eine Schranke auf, die zu Rom wegfiel. Die Sklaverei erleichterte jeden Mißbrauch und die Klientel und Freundschaft verdeckte viel Unnatur[1].

Auf die häßlichsten Sitten spielt der Apostel Paulus im Römerbrief an, wenn er vom Vertauschen des Geschlechtes spricht, ebenso Klemens von Alexandrien, und der griechische Physiologus vergleicht die Menschen mit Hyänen, die bald männlich, bald weiblich seien. Eigentlich waren die Griechen die Lehrmeister gewesen[2], wie schon die vielen griechischen Ausdrücke in dieser Richtung beweisen[3], aber sie hatten das Häßliche mit einem Schein von Gemüt und Poesie überkleidet. Sie hielten die jungen Knaben, nicht die jungen Mädchen für die schönsten Gebilde der Schöpfung[4], malten die männliche Schönheit mit lebhafteren Farben als die weibliche und stellten die Knabenliebe sogar in den Dienst der Erziehung. Nun sprachen wohl auch die Römer von Pädagogien und unterhielten Gymnasien, aber das Häßliche war hier kaum mit einem leichten Firniß verdeckt und schon der Name war verdächtig[5]. Sie schauten und schätzten an den Knaben[6] nur die runden, weichen, nicht harte und kräftige Formen, modelten sie nach dem weib-

---

[1] Vgl. die septem lecticae amicarum vel amicorum, die Antonius und seiner Gattin folgten; Cic. ad Att. 10, 10.

[2] Paed. 3, 3.

[3] Malacus, pathicus, parectatus, coprea, draucus, lastaurus, maltha, cinaedus, spintria, tribas.

[4] Vgl. Luc. am. 39.

[5] Dem kaiserlichen Pädagogium soll jener Alexamenos angehört haben, den seine Gefährten darstellen, wie er einen gekreuzigten Eselsmann anbetete.

[6] Delicati, pretiosi, famosi, ephebi.

lichen Schönheitskanon[1] und hielten sie künstlich in ihrer Entwicklung zurück, wenn sie sie nicht gürteten und infibulierten[2] oder entmannten. Sie ringen mit den Jahren, sagt Seneca, und dürfen über das Knabenalter nicht hinauswachsen. Wenn auch stämmig wie Krieger haben sie ein bartloses, feines Kinn, eine glänzende Haut, aus der jedes Härchen ausgerissen oder weggeschabt ist, und lassen hochgeschürzt ihre glatten Füße sehen[3]. Aufgeputzt wie Weiber zeigten sie sich allerorten unter den Pflastertretern, den Ardelionen und prunkten mit ihren Reichtümern und Kostbarkeiten, womit ihre Gönner sie überschütteten. Sie nahmen Mädchennamen an und ließen sich auf förmlichen Hochzeiten heimführen nach dem Beispiele der Majestäten. Da spricht wohl ein Klient zu seinem Freunde: „Morgen in aller Frühe habe ich im Tale des Quirinus eine ganz besondere Pflicht zu erfüllen.“ „Was für eine?“ fragt der andere. Antwort: „Ein guter Freund heiratet (macht eine Partie), will aber nur wenig Gäste sehen[4]“.

Das angenehme Leben lockte viele Taugenichtse an, sie drängten sich förmlich auf. „Selius weicht nicht von deinen Fersen,“ redet Martial den Paulinus an, „er folgt dir vom Marsfeld zum Markte, vom Markte zu drei Thermen und rühmt deinen Achilleischen Fuß. Er setzt sich neben dich in der Säulenhalle des Agrippa und im doppelten Haine des Pompejus[5] und badet dreimal und späht nach einem Freunde. Ich flehe dich an, bei dir und deinem Mädchen, lade den Selius doch ein[6].“ Geizhälse sparten an ihren Lieblingen, ließen sie frieren und in schlechten Kleidern gehen, ohne daß es sie rührte. Umsonst jammert der Arme: „Ich habe nur einen Diener wie Polyphem, nur ein Auge und sollte doch wenigstens zwei haben.“ Der Herr aber rechnet ihm vor: „Ich habe dir das erstemal so viel, das zweitemal so viel gegeben. Die Rechenpfennige, die Tafel herbei — zusammen macht es 500 Sesterzien aus.“ Der Arme muß sich ergeben, sonst bekommt der Herr bald einen andern zweibeinigen Esel[7]. Nach kurzer Zeit waren die Lieblinge

[1] Natus es o pulcher paene puella puer, Vergil anthol. 162; Hor. c. 1, 5, 1; Catull. 16; Ovid. met. 10, 631; Martial. 4, 42, 7; 11, 43, 45; Dio Chrys. or. 21 (71 de pulchr.), Apul. flor. 3; Lipsius exc. in Tac. a. 15.

[2] Plin. 33, 12.

[3] Sen. ep. 47, 95; v. beata 17.

[4] Juv. 2, 136.

[5] Als maesta juvenca.

[6] Taure voca (2, 14).

[7] Juv. 9, 41.

verwelkt, ihr Blick starr, ihr Hals gekrümmt, ihr Kopf verdreht, ihre Seiten fortwährend in Bewegung, ihre Hände und ihre Knie verbogen; der übelste Geruch ging von ihnen aus.

Die unnatürlichsten Laster müssen allmählich doch ihre Reize verloren und nachgelassen haben; denn aus späterer Zeit hören wir nicht so viel wie aus früherer, wobei gewiß das Christentum und Germanentum einwirkte. Sklavinnen blieben freilich nach wie vor schutzlos, aber ihr Wert stieg: ursprünglich galt eine Sklavin viel weniger als ein Sklave, unter Septimius Severus war ihr Wert nahezu gleich und Justinian machte gar keinen Unterschied [1]. Vielfach genossen sogar Sklavinnen einen Vorzug, eine höhere Schätzung [2].

6. Niedergang.

Schmutz, Sumpf, Kot — das ist der Eindruck, den uns eine sittliche Betrachtung der Kaiserzeit hinterläßt. Der Schmutz spritzt einem förmlich in die Augen; man kann in der Stickluft kaum atmen, man riecht den Unrat, wenn man Petronius, Martial und Juvenal liest; die unflätigsten Worte schallen ins Ohr. Es ist eine ganz andere Welt, als wie sie uns die verlogenen Bilder eines Couture oder die bekannten Filme vor Augen führen, eine Welt, zersetzt von Fäulnis, alles feil, faul und besudelt. Ein wahrer Sumpf, über dem der Despot thront.

Wir sind das Schlechte so gewöhnt, sagt ein Alter, daß wir auch das Schlechteste ertragen; es ist so schlimm geworden, daß es nicht mehr schlimmer werden kann. Spätere Zeiten können vielleicht ebenso schlechte Absichten haben, aber die Macht, ebenso schlecht zu handeln, wird ihnen fehlen, unsere Laster sind unheilbar geworden [3].

Das Verderben beschränkte sich nicht bloß auf die Hauptstadt, es erstreckte sich auch auf die Provinzen. Wohl rühmen einige Schriftsteller wie Plinius die Einfachheit des Landlebens, die bäuerlichen Sitten. Grabinschriften des dritten Jahrhunderts wissen viel zu erzählen von einem schönen Familienleben, von viel Liebe und Treue unter Eltern und Kindern. Von einer Frau in den Donauländern

---

[1] Dig. 4, 4, 31; 40, 4, 47; C. J. 7, 6, 1, 4, 9; in seinem Strafrecht 704 bemerkt Mommsen, die Spätzeit habe ihrem Sittlichkeitsdrang hier einen barbarischen Ausdruck gegeben!

[2] Wilcken, Ostraka 1, 685.

[3] Tac. h. 2, 37; Agr. 2; Juv. 1, 147; Liv. praef. 1; Sen. ep. 52, 2.

heißt es, sie habe fleißig Wolle gesponnen und gewoben, sei ihrem Manne folgsam gewesen und je nachdem freigebig oder sparsam [1]. Selbst in den verdorbenen Städten, ja in dem verkommenen Rom stand eine kleine Minderheit aufrecht im Kampf gegen die Gemeinheit und die Laster aller Art, von der Philosophie genährte und gestärkte Geister, von den Mysterienreligionen, besonders aber vom Christentum erhobene Seelen. Aber in der Masse verschwand dieser kräftige Rest guter und edler Menschen. Jede Stadt wollte ein Abbild Roms sein und alle Lebensgenüsse bieten. Sonst ließen sich die Klagen christlicher Schriftsteller aus allen Teilen des Reiches nicht erklären. Die geheime Offenbarung hatte allen Grund, Rom die babylonische Hure zu nennen, die mit ihrem Zauberbecher die Welt vergiftete, vor der die Könige und Großen der Erde ihre Knie beugten.

XXV.

Die Soldaten.

In der allgemeinen Entartung bildete das Heer den einzigen festen Pfeiler der Ordnung, eine Stütze des Reichs, ein sicheres Bollwerk gegen Auflösung und Überflutung durch innere und äußere Feinde. Nur war es schon längst ein Söldner-, ein Barbarenheer geworden und hatte aufgehört eine Bürgerauslese und eine Schutzwehr der Freiheit zu sein. In kluger Erkenntnis der Sachlage bemühten sich die Kaiser, es vor der Verführung und dem Verfalle zu schützen. Das Heer war gleichsam eine Welt für sich, abgesondert wie die Christen vom übrigen Leben. Sie hatten etwas Verwandtes in ihrem Wesen. und deshalb entwickelte sich eine gegenseitige Zuneigung, die sich schon in den Evangelien verrät. Die Apostel stellten die Krieger und Ringkämpfer als Muster der Mannhaftigkeit hin, und Hieronymus empfahl die militärische Rangordnung der Hierarchie zur Nacheiferung [2]. Christus gegenüber konnte sich der römische Zenturio rühmen, wie jeder seiner Befehle „Gehe“, „Komme“, „Tue das, tue jenes“ pünktliche Erfüllung fände.

---

[1] Buecheler c. 492.

[2] Hier. adv. Jov. 1, 35; c. Jo. Jer. 19.

1. Waffen.

Das Heer zerfiel in zwanzig bis dreißig Legionen oder Regimenter von je 6000 Mann[1] und jede Legion in zehn Kohorten (Bataillone) von je drei Manipeln (Kompagnien). Die Kohorten waren geschlossene eng verbundene, aber doch bewegliche Abteilungen, die sich in mehrere Glieder staffeln oder schachbrettartig aufstellen ließen.

Im Kampfe griffen die Soldaten zuerst zum Wurfspieß (Pilum)[2] und zogen dann das Schwert, und zwar ein Kurzschwert, neben dem sie noch einen Dolch führten — Langschwerter nahmen sie erst allmählich im Kampfe mit den Germanen an. Stechen, nicht hauen, lautete sonst ihre Losung; sie mußten scharf beobachten, jede Blöße des Gegners erspähen und benützen. Obwohl ihre Waffen hinter den heutigen weit zurückblieben, brachten sie doch tiefe Wirkungen hervor. Die Kriegsverluste waren ziemlich bedeutend, wie der starke Volksrückgang nach großen Kriegen beweist, und eine Frau, die einen Sohn im Lager hatte, härmte und kümmerte sich nicht weniger als eine heutige Mutter, obwohl die Deckung noch besser war als heute.

In einer berühmten Stelle, worin der Apostel Paulus den christlichen Helden schildert, schützt sich dieser durch Panzer, Gürtel, Helm und Schild und führt daneben nur das Schwert des Glaubens[3]. Den Oberleib deckte ein Leder- oder Metallpanzer[4], Ring- oder Schuppenpanzer[5] und dazu kamen Beinschienen[6] und große mit Metall beschlagene Schilde[7]. Unter dem Panzer steckte die Tunika und darüber flatterte wohl ein Mantel, das Sagum.

Die Arbeit der Schwerbewaffneten unterstützten Leichtbewaffnete, Schleuderer, Reiter, die vor, neben, hinter, unter ihnen standen[8]. Die

---

[1] Die ursprünglichen Legionen waren kleiner (3000 Mann).

[2] Die Klinge war fast so lange wie der Schaft, alles zusammen betrug $2^1/_2$ Meter.

[3] Eph. 6, 16. Mit dem Tropaion verglichen die Christen das Kreuz.

[4] Lorica von lorum; man denke an aes triplex circa pectus; Hor. c. 1, 3, 9; c. 1, 6, 13.

[5] Lorica hamata, squamata, segmentata.

[6] Ocreae fehlen meist auf Soldatendarstellungen namentlich der Trajanssäule; vielleicht hatte sie Trajan abgeschafft. Dagegen gab Alex. Severus ocreas, bracas, calceamenta (v. Alex. 40).

[7] Scutum wegen seiner türähnlichen Größe θύρεος genannt; der clypeus, aspis war kleiner.

[8] Von römischen Schlachten und Lagern haben sich nicht wenige Schleuderstücke, besonders längliche Bleikugeln mit Inschriften erhalten. Die In-



Grabmal eines Adlerträgers. Derselbe trägt über einer roten Tunika einen Kettenpanzer (lorica hamata) aus Leder, die Schultern mit Metallschienen und Lederstreifen bedeckt, die Brust mit Ehrenzeichen (2 torques, 9 phalerae) geschmückt, an den Füßen Schuhe (caligae), an der rechten Hand Armspangen (armillae), Ovalschild mit umbo. Inschrift Cneius Musius Titi filius Galeria tribu Veleias, annorum 32, stipendiorum 15. aquilifer legionis XIV geminae; Marcus Musius frater posuit.



Grabmal eines Legionars, der Schild, Speer (pilum), Schwert am balteus und einen kleinen Dolch im Gürtel trägt. Zu beachten ist sein Metallhelm mit Kamm (crista), sein Halstuch (focale), die Schulterklappen (humeralia), die lorica segmentata, der Besatz seines Gürtels mit Scheibchen (bullae), seiner Hosen mit Lederstückchen. Inschrift: Caius Valerius Caii filius Berta Menenia tribu Crispus, miles legionis VIII Augusta, annorum 40, stipendiorum 21; frater faciendum curavit.

---

schriften bezeichnen entweder die Legion, den Feldherrn, den Offizier der betreffenden Schleuderer oder sie haben magische Bedeutung, bezeichnen den, den die Kugel treffen soll (z. B. feri Mut.). Über syrische Schleuderer, Dexiolaben, Rechtshändige s. Apg. 23, 23.

Reiterei, deren Bedeutung mehr und mehr wuchs, stand auf beiden Seiten als Flügel Alae, deren jede einer Kohorte entsprach [1].

Die meiste Zeit beanspruchten die Belagerungen, denn die festen Plätze hielten das Heer auf, aber eine rege Erfindungsgabe wußte auch diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Die Belagerung und die Befestigungskunst hatte eine Höhe erreicht, daß die Neuzeit noch davon lernen konnte [2]. Dagegen blieben die Römer im Flottenwesen weit zurück, als wasserscheu verachteten sie den Seedienst. „Wozu die Hoffnung auf ein faules Holz gründen! Überlasse den Ägyptern und Phönikern die Meerkämpfe," sprach einmal ein Soldat zu seinem Feldherrn, „und gib uns die Erde, wo wir festen Fußes kämpfen [3]." An eine wirkliche Beherrschung des Meeres dachten die Kaiser nicht und bei dem vorhandenen Schiffsmaterial, mit der Rudergaleere konnten sie auch nicht viel unternehmen.

Eine größere Flotte, wie sie zum Schutze Italiens bei Ravenna und Misenum stand, entsprach etwa drei Legionen und zählte wohl 100 oder 150 Schiffe mit je 180 Mann. Die Ruderarbeit und die niederen Dienste versahen Sklaven und Freigelassene, und die Verteidigung gewöhnliche, schlechtgekleidete Soldaten, die weit unter dem Range von Legionaren standen, wie denn zwischen Soldaten und Ruderern kein deutlicher Unterschied hervortritt [4]. Um so deutlicher hoben sich die verschiedenen Offiziere, höhere und niedere, ab [5].

Sonst war im Heere die Rangordnung wenigstens unter den höheren Offizieren nicht scharf ausgeprägt und wirkte bis in die späte Kaiserzeit der demokratische Geist nach. So hören wir nur von Tribunen, Präfekten, Legaten, viel häufiger aber von den Hauptleuten,

---

[1] Eine ala betrug etwa 500 Mann, eine Schwadron turma 30.

[2] Die erhöhten Terrassen entsprachen den neueren Waffenplätzen, die bedeckten Gänge, die Schilddächer, Feldschirme und Minierhütten den neueren Annäherungsgräben und Rollkörben, die Belagerungstürme den erhöhten Batterien. Ein Unterschied besteht nur darin, daß im Altertum das Einschneiden in den Boden und das Breschelegen aus der Ferne fehlte; die Alten mußten unmittelbar an der Mauer mit Böcken und anderen Geschossen griechischer Erfindung, geschützt durch Schilddächer, arbeiten. Die Ballisten und Skorpione mit kleinen Pfeilgeschossen, die Katapulten oder Onagri, einarmige Torsionsgeschosse, hatten verhältnismäßig geringe Fernwirkung.

[3] Plut. Anton. 64 al. 82.

[4] Classici, classiarii, remiges.

[5] Principales, optiones, centuriones — hortatores, chiliarchi, trierarchi, navarchi, stolarchi, subpraefecti, praefecti.

den Zenturionen, den Hauptstützen der Ordnung, namentlich aber von vielen Unteroffizieren und Chargierten[1]. Daher erklärt sich auch die Soldatenregel, die Kaiser Aurelian erließ: einer soll dem andern gehorchen wie ein Sklave[2].

2. Marsch und Lager.

Wie in der Schlacht formte das Heer auch auf dem Marsche und im Lager feste Gruppen in regelmäßiger Gestalt. Die Feldherren und Offiziere wanderten mit dem gemeinen Manne zu Fuß und blieben wie auf dem Marsche auch im Lager beisammen, das rasch geschlagen wurde. Deshalb mußte jeder Gemeine schwere Pfähle und meist nicht nur Pfähle, sondern auch Spaten, Taue, Proviant auf ein paar Wochen in einem Beutel[3], ferner Kleidungsstücke und Kochgeschirr, insgesamt ein Gepäck von etwa 60 Pfund und mehr mitschleppen, fast das Doppelte dessen, was man heute einem Manne zumutet. Daher verglich man die Soldaten mit Lasttieren und hieß den Tornister Maulesel[4]. Allzu große Zumutungen entkräfteten die Leute, und daher sorgten umsichtige Feldherren für einen genügenden Wagentroß. Wer ohne viel Last ziehen durfte, war fußfrei, expeditus, d. h. hurtig, angriffsbereit.

In ihren wohlbefestigten und bewachten Viereckslagern, deren Mittelpunkt das Prätorium, das Feldherrnzelt mit Forum einnahm, hatte jeder Offizier und auch jeder Zenturio sein eigenes Zelt, sonst lagen je 10 Mann in einem Zelt[5] und im Feldherrnzelt speisten die Offiziere beisammen. Über Pfähle und Balken wurde eine Lederdecke oder Leinwand geworfen und am Boden mit Pflöcken und Stricken befestigt. Die Ernährung war ausreichend, aber möglichst einfach: jeder Soldat erhielt im Monat 4 Scheffel, 30 Kilogramm Weizen, der Reiter noch mehr, auf den Tag etwa 2 Sextare, die mit dem Trinkgefäß, dem Sextare, einem halben Liter, gemessen wurden, dazu Öl

[1] Optiones, tesserarii (tessera, Parole), vexillarii, signiferi (Fähnriche), cornicularii (Adjutanten), stratores (Stallmeister), speculatores (Kuriere) — secutores, singulares.

[2] Alter alteri quasi servus obsequatur (v. Aur. 7).

[3] Das Getreide allein wog 30—40 Pfund.

[4] Genauer marianischen Maulesel, wie heute etwa die Soldaten ihn Affen heißen; muli Mariani hießen sprichwörtlich Menschen, welche Lastesel machten (Frontin. strat. 4, 1, 7).

[5] Unter einem decanus und bildeten ein contubernium.

und Essigwein, aber kein Fleisch. Das Korn mußten die Leute selbst auf Handmühlen verarbeiten, die in genügender Anzahl bereit standen, aber nur rauhes Mehl lieferten; dieses verkochten und verbuken die Soldaten selbst, wozu sie auch Salz faßten. Ein strenger Kaiser verbot frisches Gebäck und berauschende Getränke, ließ nur kalte Küche, hartes Brot [1] und Essigwein reichen und vertrieb alle Bäcker. „Ihr habt den Nil und wollt Wein saufen,“ fuhr er die Soldaten in Ägypten an [2]. Als einmal ein Offizier von Wohlgerüchen duftend den Kaiser Vespasian besucht hatte, sagte dieser, Knoblauchgeruch wäre ihm lieber gewesen. Später wurden die Soldaten anspruchsvoller und verlangten auch Fleisch, besonders Rauchfleisch oder Speck [3]. Wenn die Heerpfleger sie nicht befriedigten, raubten sie, was ihnen in die Hände fiel, besonders Hühner und schnitten Ähren ab. Wohl fuhren Feldherren und Kaiser wie Aurelian mit dem Zunamen „Handanseisen“, und Pescennius heftig darein und verurteilten Diebe gelegentlich zum Tode. Beute, sagte Aurelian, dürfe wohl aus Feindeshand, aber nicht aus den Tränen der Provinzialen fließen [4]. Aber was halfen solche Mahnungen, wenn die Kaiser selbst den Provinzstädten nacheinander Quartierlasten und Heereslieferungen aufbürdeten? Gewährten doch alle Gesetze den Soldaten ein Pfandrecht, d. h. die Selbsthilfe für den Fall, daß die Beamten ihnen die nötigen Lebens- und Futtermittel vorenthielten [5].

Für alle Bedürfnisse hatten die Heerpfleger, die Quästoren aufzukommen, denen Händler, Verwalter und Schreiber zur Seite standen [6] und für die Ernährung, für Futter, Kleidung und die teuere Bewaffnung, ja sogar für die Bettstreu zu sorgen hatten [7]. Was der Mann sonst noch bedurfte, mußte er um Geld von Marketendern und Krämern beziehen [8], sollte aber sein Geld nicht in die Schenke tragen.

Händler und Lieferanten suchte man sonst möglichst zu entbehren. Jedes Lager, jedes Herr suchte sich selbst zu genügen, und wenn es schon Grundsatz des römischen Hauses war, möglichst wenig einzukaufen, so

[1] Buccellatum.
[2] V. Pesc. 3, 7, 10.
[3] C. Th. 8, 4, 17; v. Aurel. 9.
[4] V. Aurel. 7; v. Pesc. 10.
[5] Gaius 4, 27.
[6] Frumentarii, horrearii, pecuarii, librarii.
[7] Faenaria.
[8] Lixae, mercatores.

zilt das noch mehr vom römischen Lager. Wie dieses stellte es eine Welt für sich dar und umschloß daher einen großen Troß, viele Vorräte, viel Wagen und Geräte, und zu jedem Lager, besonders zu Standlagern, gehörten neben den Verwaltungsgebäuden Speicher[1], Zeughäuser, Schmieden, Ställe, Heiligtümer mit Opfertieren und Opfergehilfen — Priester, Wahrsager, Schlächter wurden kaum unterschieden. Der Lagerpräfekt gebot über eine große Schar von Unteroffizieren, niedern Beamten, Schreibern[2], Dienern. Von der ausgedehnten Schreiberei geben uns heute noch die vielen Holztäfelchen Kunde, die die Ausgrabungen zu Tage förderten. Endlich fehlte es nicht an Ärzten, Tierärzten und Krankenpflegern[3], an Lazaretten und Bädern[4].

Zur Nachtruhe, zum Erwachen und Aufbruch gaben Signale die Weisung[5]. Besonders schön mochten die Signale nicht geklungen haben, wenn das runde Horn mit dem Waldhorn[6] und der Trompete seinen Ton vereinigte oder gar noch die Zinken[7] der Reiter dazwischen schmetterten.

3. Zucht und Übung.

Eine strenge Kriegszucht hielt die Soldaten in engen Banden. Der Zenturio lief immer mit seinem Rebstock einher und teilte rechts und links Hiebe aus. Üppigen Soldaten wurde zur Ader gelassen und Gerste statt Weizen zur Speise gereicht[8]. Weiber durften nicht im Lager selbst, sondern nur in der nahen bürgerlichen Niederlassung, in den Canabä, sich aufhalten[9]. Sodomie zog strenge Strafen, der hartnäckige Besuch verrufener Orte zog den Verlust aller Rechte und schlichte Entlassung nach sich[10]. Sobald die Zucht nachließ, riß die Erschlaffung ein. So urteilt einmal Mark Aurel über verweichlichte Soldaten Syriens,

[1] Horrea.

[2] Librarii commentarienses, notarii, actarii, codicillarii, tabularii, ab indicibus, capsarii.

[3] Valetudinarii, nosocomii, veterinarii.

[4] Valetudinaria, veterinaria.

[5] Das Retraiteblasen heißt classicum.

[6] Buccina.

[7] Lituus.

[8] Gell. 10, 8; 1 Clem. ad Cor. 37.

[9] Herod. 3, 8; Suet. Dom. 10.

[10] Missio ignominiosa. — Si quis cinctus inveniretur apud Daphnen (Antiochiae), discinctus rediret. V. Avid. Cass. 6. Ein prandium militare hieß ein Mahl a cinctis initum (v. Sal. Gall. 3).

sie hätten Schauspielermanieren angenommen, die Reiter hätten ausgesehen wie gerupfte Gänse und die Fußsoldaten seien dahergeschlichen, statt ordentlich aufzutreten [1]. Sie tanzten, sangen, tranken, bemerkt Septimius bitter [2]. „Ihr trinkt, badet, liebet, ahmt die Griechen nach." schalt sein Nachfolger die Krieger, und als sie murrten, spottete er, sie möchten ihre Wut gegen die Feinde kehren, und als sie nach den Waffen griffen: „Senkt nur euere Rechte, ihre Quiriten" — schon an sich eine verächtliche Anrede. „Tretet nur ab und legt die Waffen nieder." Das wirkte [3].

Obwohl das Heer nicht mehr auf der alten Höhe stand, fuhren die Kirchenväter fort, die herrschende Zucht zu rühmen; noch um 200 lobt Tertullian die Abhärtung der Krieger und weist die Bekenner auf diese Beispiele hin: „Kein Krieger geht mit seinen Bequemlichkeiten oder aus seiner Stube zur Schlacht, sondern aus dem Lager, wo man sich abhärtet und an alle Ungemächlichkeit gewöhnt. Auch im Frieden lernen die Soldaten schon durch Arbeit und Mühseligkeiten den Krieg ertragen, indem sie immer unter den Waffen sind, auf dem Felde sich üben, Gräben aufführen [4]." Niemals, sagt Josephus, unterbrachen die Römer ihre Übungen, man könnte glauben, sie seien schon mit Waffen auf die Welt gekommen. Das Heer heißt nicht umsonst das Geübte, Exerzitus.

Gleichschritt, Geschwindschritt, Lauf [5] und Sprung, Speer- und Keulengefecht gegen markierte Gegner [6], Stein- und Schleuderwurf und Bogenschuß, bei den Reitern die verschiedenen Arten des Rittes — das waren die Gegenstände täglicher Anstrengung. Dreimal im Monat wiederholten sich große Märsche mit vollem Gepäck, von Zeit zu Zeit auch große Probeleistungen, Manöver. Auch höhere Offiziere entzogen sich nicht der Tagesleistung und rangen mit den Gemeinen um die Wette. Als einmal ein stolzer Tribun einen andern, der später Kaiser wurde, zurechtwies, es sei für einen Tribun nicht schwer, einen Gemeinen zu besiegen, forderte ihn dieser zum Kampfe heraus, schleuderte ihn zurück und sagte: „Gebt mir einen andern, einen wirklichen Tri-

---

[1] Calce, genu, poplite repere; Fronto ad Ver. 2, 1.
[2] V. Pesc. 3.
[3] V. Alex. 53.
[4] Ad mart. 3.
[5] Certus gradus, plenus gradus, cursus.
[6] Ein Spott Luc. Dem. 38.

dun [1]." Wie aus einer Inschrift Hadrians hervorgeht [2], mußte die schwere Legionsreiterei im Laufe Speerschüsse abgeben, — auf die Reiterei legte Hadrian ein Hauptgewicht und lehrte sie eine neue Angriffsart [3]. Die Fußtruppen mußten eine lange steinerne Mauer bauen und Gräben ziehen. Die Mauer brachten sie in nicht viel längerer Zeit fertig, als man sonst zur Ausführung eines Walles aus Rasenstücken brauchte, und doch waren die verfügbaren Steine groß und ungleich, erst noch zu bearbeiten, schwer zu tragen und zusammenzufügen! Es war eben Grundsatz, daß die Soldaten nützlich beschäftigt würden und daß sie nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit dem Spaten, der Mauerkelle und dem Pfluge arbeiteten [4], so daß der frühere Troß von Handwerkern überflüssig wurde, obwohl uns immer noch viele Techniker begegnen, namentlich Baumeister, Waffenschmiede, Wagenbauer, Landmesser. Unter ihrer Leitung haben die Gemeinen Straßen und Brücken gebaut, Flüsse reguliert, Kanäle und Wasserleitungen angelegt, Sümpfe getrocknet, Urwälder gelichtet als Vorläufer der Mönche.

4. Stehendes Heer.

Nach dem Abschluß der großen Eroberungen verwandelte sich das Volksheer in ein Berufsheer und wurde der Krieger ein Söldner, ein Soldat. Der Herrscher bedurfte einer ständigen Leibwache, vieler Gefolgstruppen und die Grenzen bedurften eines dauernden Schutzes.

Die Grenzprovinzen hielten 25, dann 30, seit Septimius Severus 33 Legionen mit einer entsprechenden Zahl Hilfstruppen, Auxilien, Alen, Kohorten besetzt [5], die aus den Provinzen selbst ausgehoben waren, während die Legionen sich grundsätzlich aus Vollbürgern ergänzten. Im Unterschied von den Legionen, die den festen Kern, eine bestimmte Größe ausmachten, wechselte die Größe und Zahl der Auxilien und sie übertrafen mit der Zeit die Legionen, denen sie lange Zeit angegliedert waren, damit die „barbarischen" Soldaten in diesem Anschlusse den richtigen Geist sich aneigneten. Außerdem entstanden eigene Territorialtruppen, zum Teil unter eigenen Führern, die in der Nähe ihrer Heimat bleiben durften, die Vorläufer der später „ver-

[1] V. Max. d. 6.
[2] C. J. L. 8, 2532.
[3] Cursus Cantabricus.
[4] Daher hießen die Gemeinen munifices, die Befreiten immunes.
[5] Dio 55, 23.

bündeten“ Germanen [1]. Die Legionen lagen mehr rückwärts, im Innern des Landes, je eine Kohorte in wichtigen Hauptstädten.

Größeren Truppenkörpern stieg ihre Bedeutung, ihr Machtgefühl leicht in den Kopf. Die Kaiser hatten Mühe, sie im Zaume zu halten und lösten deshalb, wegen der steten Gefahr, das Heer in mittlere Körper auf [2], versetzten die Truppen und ihre Offiziere, die einen und die andern je für sich, recht häufig und ließen die Offiziere sich gegenseitig überwachen. Daher tauchen in den Provinzen, namentlich in den gefährdeten, immer wieder andere Legionen und Auxilien auf [3] und an Stelle der Legionen traten die Numeri, Kohorten und Alen.

Kleinere Haufen hatten die Statthalter und Beamten für Polizeidienste zur Verfügung. Zu ihnen gehörten die zehn Mann, die den Bischof Ignatius von Antiochien geleiteten, der in Fesseln zu seiner Verurteilung nach Rom ziehen mußte, zehn Leoparden, wie Ignatius sie nennt, die, wenn ihnen Bekannte des Ignatius Gaben anboten, um sie milder zu stimmen, nur noch begehrlicher und unersättilicher wurden.

Das Gesamtheer betrug lange Zeit nur 300 000 Mann und genügte zum Schutze des Reiches, eine sehr viel kleinere Zahl, als heute für denselben Raum nötig ist. Doch mußte das Heer mehr und mehr verstärkt werden und stieg unter Diokletion fast auf das Doppelte, zumal die Gefolgstruppen, das Kaiserheer, dem sogar ehemalige Grenztruppen als Pseudokomitatensen angegliedert wurden. Kaiserheer und Grenzheer unterschied sich sehr scharf und diese Einteilung verdrängte die alte Scheidung zwischen Legionen und Auxilien [4].

5. Heimat der Soldaten.

Der Kern des Heeres, die Legionen, bestanden ursprünglich und noch lange aus freien Römern und Italikern. Das Heer sollte ein

[1] Auxilia provincialia, symmacharii (zunächst Daker, Gäsaten, Briten, Kantabrer, Palmyrener).

[2] Cohortes quingenariae, miliariae, peditatae, equitatae (mit Reiterei verbunden).

[3] So standen im nördlichen Rätien cohors nona Batavorum, ala prima Hispanorum, cohors prima Helvetiorum; um 400 cohors tertia Britonum, coh. Pannoniorum etc.

[4] Die Gefolgstruppen waren etwa 194 000 Mann stark, die Grenztruppen (limitanei, ripenses) 360 000. Manche Forscher nehmen eine viel höhere Zahl an, zusammen 900 000.

Abbild des Reiches, ein Auszug, der Kriegsdienst eine Ehrensache sein: in der Auslese, in der Prätorianergarde sollten die echten Römer, in den Legionen die Italiker den Ausschlag geben und die Hilfstruppen, Auxilien, sich aus den Provinzen, und zwar lange Zeit nur aus den Kaiserprovinzen ergänzen. Noch in der frühen Kaiserzeit boten sich Italiker so zahlreich an, daß sie sogar in den Auxilien verwendet wurden; so war z. B. der Zenturio Cornelius der Apostelgeschichte ein Italiker, der in einer Hilfstruppe diente [1]. Aber der nationale Zustrom ließ immer mehr nach, und es mußten Ausländer, Barbaren in die Legionen eingestellt und mit dem Bürgerrecht zur Wahrung der Grundsätze versehen werden; erhielten es doch im Notfalle sogar die Sklaven. Selbst in das Prätorium, in die Garde, die lange den Italikern vorbehalten werden konnte, drängten sich Landsmänner ein, die den Italikern noch nahe standen, Noriker, Spanier, Makedonier, bis Septimius sie aus den alten Legionen ergänzte, wo alle Provinzen vertreten waren [2].

6. Aushebung.

Bei der langen Dienstzeit der Soldaten bedurfte das Heer jährlich nur einen Ersatz von 20 000 Mann, die sich größtenteils freiwillig meldeten [3]. Solange es ging, vermieden die Herrscher eine Zwangsaushebung, mußten sich aber mehr und mehr dazu entschließen und warfen ihr Augenmerk auf Länder mit kräftiger, stämmiger Bevölkerung, Belgien, Pannonien, Thrakien, Galatien und Germanien. Die Länder trugen nur mit Widerstreben diese Blutsteuer, so ungern wie die übrigen Kriegsteuern, die vielen Staatsfronen, Fuhrdienste, Bauarbeiten, Quartierlasten und die vielen Naturalleistungen, Brot- und Fleischlieferungen. Die Unzufriedenheit war um so größer, als in der Verteilung große Willkür waltete.

Die Entkräftung des Landes, der Rückgang der freien Bevölkerung hatte zur Folge, daß immer mehr Halbfreie, Unfreie und Barbaren

[1] Der Zenturio von Kapharnaum war ein Syrier.

[2] Dio 74, 2 bemerkt, daß nun sich die Jugend Italiens dem Räuberhandwerk oder Gladiatorenhandwerk zuwenden müsse. Rechtlich freilich war die Militärpflicht aller Bürger nie aufgehoben; D. 49, 16, 4. Als Leibwächter, dann als equites singulares treffen wir frühe Barbaren (collegium Germanorum).

[3] Auf die evocatio hin; Dig. 49, 16, 4; Orig. c. Cels. 8, 73. Die inquisitio nahmen die dilectatores vor.

eingestellt und den Freien eine Stellvertretung und Geldablösung gestattet werden mußte [1]. Jeder Grundherr hatte eine bestimmte Mannschaft zu stellen oder eine Ablösungssumme zu entrichten [2], da die Angebote den Anforderungen immer weniger entsprachen (kleinere Grundbesitzer mußten zu diesem Zwecke zusammenstehen)[3]. Die Ordnung trug viel bei zur weiteren Entwicklung des Kolonates und der Schollenpflicht. Die Kaiser bekümmerten sich jetzt mehr um die Kolonen, wie sie auch auf den Personenstand mehr acht hatten [4]. Die Namen der Soldaten wurden in ein Buch, Album, eingetragen und sie selbst vielfach wie Sklaven gebrandmarkt.

Da die Entvölkernug des Reiches die Aushebung immer schwieriger und die Militärlasten immer drückender gestaltete, begrüßte das Volk als eine wahre Befreiung den Gedanken des Probus, das Heer zu verringern, und erwartete die Rückkehr des goldenen Zeitalters [5]. Das Volk, meint ein Schriftsteller, werde sich dem Ackerbau, dem Gewerbe, der Schiffahrt hingeben und neue Reichtümer sammeln, es brauche sich nicht mehr auf das Schmieden von Waffen zu verlegen. Schon eine kleine Minderung erweckte Hoffnungen, in denen viel Täuschung steckte. Gerade der lange Friede war es, der Rom erschlaffte und den Untergang mitverursachte.

7. Dienstaussichten.

Wer ins Heer eintrat, was gewöhnlich mit dem zwanzigsten Lebensjahre geschah, der mußte sich auf eine lange Dienstzeit verpflichten, der Prätorianer auf 16 Jahre, der Legionar auf 20, der Hilfssoldat, Auxiliar in den Fremdenkohorten, auf 25, der Matrose auf 26 Jahre. Der Legionar erhielt einen Sold von 225 Denaren jährlich,

[1] Man unterschied zwischen Provinzen in quibus corpora, et in quibus pretia postulantur. C. Th. 7, 13, 2. In Ägypten mußte die Masse der laographomenoi Kopfsteuer (20, 40 Drachmen) bezahlen, dagegen waren die römischen und alexandrinischen Bürger und gewisse Klassen der Gräkoägypter der Epikrisis, der Musterung unterworfen.

[2] Z. B. 25 Solidi für den Mann (aurum tironicum) Claud. de cons. Stil. 1, 306, 315; Sym. ep. 6, 64.

[3] Suet. Nero 44; C. Th. 11, 18, 19; 7, 13, 13.

[4] Wilcken, Ostraka I, 453.

[5] V. Prob. 20.

womit er seine gesamten Ausgaben bestreiten mußte[1], der Auxiliar bedeutend weniger[2]. Der Sold lief nicht neben den Naturallieferungen her, wie man oft annimmt, sondern bestand eben in den Naturallieferungen. So wissen wir aus Ägypten, daß die Soldaten in drei Zielen je für vier Monate 248 Drachmen in ihren Einnahmen eingetragen erhielten, zusammen also 744 Drachmen, die nicht einmal ganz dem Geldwerte nach 225 Denaren gleichstanden[3]. Als Ausgabe wurde ihnen verrechnet: für Kost an jedem Ziele 80 Drachmen, für Kleidung im ganzen 206 (246), für Stiefel und Beinbinden an jedem Ziele 12 Drachmen, für Zeltfüllung je 10, für die Begräbniskasse einmal 4 Drachmen[4]. Zu beliebiger Verwendung erhielt jeder Mann für das Saturnalienfest 20 Drachmen. Ausgezeichnete Truppen erhielten viel mehr, nämlich die Doppellöhner, die Anderthalblöhner, die Besoldeten und Beliehenen[5]. Die Prätorianer durften auf das Dreifache, 750 Denare, rechnen und selbst damit waren sie noch nicht zufrieden. Jeder Kaiser, der sich in Gunst setzen wollte, mußte etwas hinzufügen, mehr, als die Münzentwertung ausmachte. So erhielten die Legionare seit Severus 500, die Prätorianer 1700 Denare, seit Caracalla 750 und 2100, große Summen, die den Reichsschatz leerten[6]. Für sie war der Tag der Soldzahlung ein Freudentag. Andere hatten es nicht so gut, kamen nur bei großer Sparsamkeit zur Not aus und konnten nur mit großer Mühe ihrer Pflicht genügen, an die Sparkasse, die bei jeder Kohorte bestand, etwas abzuliefern[7]. Außerdem schlossen sich die Soldaten zu Unterstützungsvereinen zum besonderen Zweck der Altersversorgung zu-

[1] Vgl. Tac. a. 1, 17; Polyb. 6, 39; nach letzterem erhielten die gewöhnlichen Soldaten 2 Obolen (5 As), ein Zenturio 4, ein Reiter 6 oder eine Drachme täglich; Cäsar hat den Sold verdoppelt auf 225, Domitian auf 300 erhöht (Suet. C. 26, Zonar. 11, 19).

[2] Vermutlich 75 Denare. Der Soldat einer cohors urbana aber 375.

[3] Eine Silberdrachme enthielt 7 Obolen, ein Denar 28, eine Kupferdrachme sogar nur 6 Obolen (Hermes 35, 449).

[4] Ad signa (Veget. 2, 20) oder Kosten für Fahnenreparatur.

[5] Duplicarii, sesquiplarii — salarii, beneficiarii.

[6] Dio 59, 2; Suet. Dom. 7; Herod. 6, 8.

[7] Aus dem oben angeführten Papyrus erfahren wir, daß ein Soldat 344, ein anderer 188 Drachmen in der Kasse liegen hatte. Andere erklären allerdings die Stelle wieder anders (Hermes 35, 448). Die Sparkasse hieß follis, saccus (Ledersack). Dahin sollte die Hälfte der donativa abgeliefert werden. In jeder Legion bestanden 10 Kassen, eine elfte, zu der die ganze Legion beisteuerte, diente für Begräbniszwecke. Ein gemeinsamer Name war cofinus. Die Signiferi verwalteten die Kassen (Veg. 2, 20).

sammen. Vielen reichte aber ihr Sold nicht, weshalb Klemens von Alexandrien die Mahnung des Täufers wiederholt: „Seid zufrieden mit eurer Löhnung [1]."

Im vierten Jahrhundert finden wir zahlreiche Soldaten unter dem hauptstädtischen Pöbel, der einen Anspruch auf öffentliche Speisung hatte, wo sie die ersten zwei Klassen bildeten [2]. Die Verhältnisse gestalteten sich eben immer ungünstiger, und die Ausgehobenen mußten für Staatssklaven erklärt werden, erhielten ein Zeichen eingeritzt oder eingebrannt und Bullen [3] umgehangen, damit, wenn sie flohen, was nicht selten vorkam, sie leicht erkannt und wieder eingefangen werden konnten [4].

Früher hatte, um die Leute bei der Fahne festzuhalten, die Aussicht auf Beute, Sold, Auszeichnungen [5] und Vorrechte hingereicht. Die Soldaten genossen nämlich ein eigenes Recht und weitgehende Testierfreiheit; sie konnten über ihr Vermögen verfügen, ohne ihre Väter zu fragen. Der gesonderte Gerichtsstand sicherte ihnen Straflosigkeit, wo jeder Bürger sich verstrickte. Hat ein Soldat dich geschlagen, rät ein Satiriker, so ist es am besten stillezuschweigen. Was nützt es, dem Prätor ausgeschlagene Zähne, Beulen im Gesicht und ein blutiges Auge zu zeigen, er weist dich doch an das Kriegsgericht [6]. Dort sitzt nun der Kriegstribun, umgeben von wilden Zenturionen, und du stehst allein fast barfuß unter so vielen Gestiefelten. Kein Zeuge wagt es, dir beizustehen, gegen Bürger findest du falsche Zeugen genug, aber vor der wilden Kohorte fürchtet sich jedermann. Du setzst dich nur neuen Schmähungen aus. Hat man dir etwas geraubt, ein Stück Acker weggepflügt, so kannst du lange warten, bis deine Klage verhandelt wird,

[1] Luk. 3, 14.

[2] Als palatini, militares; C. Th. 14, 17, 7, 8.

[3] Bullen mit Angabe der betreffenden Truppenabteilungen.

[4] In einem noch erhaltenen Papyrusbrief legt ein Papas (Priester) Fürsprache ein für einen Deserteur und empfiehlt ihn seinem Mitbruder, damit er ihm beim Hauptmann Gnade auswirke (Deißmann, Licht 149).

[5] Solche Auszeichnungen waren bei höheren Offizieren Kronen oder Kränze, Fähnchen und Lanzen, bei den niederen Armbänder (armillae), Halsketten (torques), Brustschmuck (phalerae), Scheibchen (tesserae). Als Kränze oder Kronen unterschieden sich Mauer-, Lager-, Schiffskronen, Bürgerkronen, Graskronen. Mit diesen Auszeichnungen zogen die Truppen im Triumphe auf (Gell. 5, 6), und wenn ganze Truppenkörper damit geehrt waren, fügten sie sie ihren Fahnen an, Krone an Krone, Scheibchen an Scheibchen.

[6] Der Auditeur hieß quaestionarius. Vgl. Herod. 2, 4; Apul. met. 9.

der Soldat aber kommt gleich zu seinem Rechte[1], er darf straflos rauben und plündern. Da wundern wir uns nicht, daß zwischen der Zivil- und Militärbevölkerung viel gegenseitiges Mißtrauen und Feindschaft herrschte. Von Thessalien erzählt Apulejus: ein Soldat entriß einem Gärtner einen Esel und schlug ihn; wie bittend warf sich der Gärtner ihm zu Füßen, packte ihn aber an den Füßen, daß er rücklings hinfiel und schlua ihn so, daß der Soldat sich nur dadurch retten konnte, daß er sich scheintot stellte, beraubte ihn auch seines Schwertes, was ihm eine große Schande zuzog. Als in der Verfolgung des Decius Dionysius von Alexandrien sich flüchtete, machte es den Bauern ein Vergnügen, die ihn verfolgenden Soldaten zu täuschen. Mark Aurel stellte einmal Soldaten und Räuber auf dieselbe Stufe; bedeutete doch latro gelegentlich soviel wie Soldat.

In welchem Widerspruch steht damit Septimius Severus, der den Soldaten den goldenen Ring, das Abzeichen der Ritter, verlieh und erklärte: Bereichert die Krieger und verachtet den Rest[2]! Mancher Mann konnte sich einen eigenen Diener halten. Den Hadrian bat einmal ein Vater, seine zwei Söhne zu schonen, sie hätten keine Übung. Da Hadrian die Bitte abschlug, bot sich der Vater an, seine Söhne als Diener begleiten zu dürfen. Erfreut über dieses Anerbieten, verlieh der Kaiser dem Alten den Stab eines Zenturio. Als der nämliche Kaiser im öffentlichen Bade sah, wie einer seiner Soldaten sich an der Wand abrieb, weil ihm ein Sklave fehlte, schenkte ihm sofort der Kaiser einen solchen samt den Unterhaltungskosten. Als aber das folgende Mal zwei Alte es ebenso machten, erhielten sie lediglich den Rat, es möchte doch einer dem andern beistehen[3].

Nach zwanzig, fünfundzwanzig Jahren konnten die Soldaten ihre Entlassung begehren, wurden aber zahlreich festgehalten und dienten dann weiter als Kapitulanten, Veteranen in eigenen Abteilungen[4], die eine verstärkende Reserve bildeten, oder übernahmen die Aufgaben von Prinzipalen, Zenturionen, Primipilaren. Die Entlassenen, wenigstens die ehrenvoll Entlassenen[5] hatten einen Anspruch auf das Bürgerrecht, eine Abfindung in Geld oder Landgütern[6], was für die Grenz-

[1] Juv. 16.

[2] Herod. 3, 8. Dio 76, 15.

[3] V. 17. Alter alteri quasi servus obsequatur (v. Aur. 8).

[4] Vexillationes.

[5] Honesta missio, dimissio, exauctoramentum (sacramento exsolvere).

[6] C. J. 12, 36; C. Th. 7, 20, 8.

kolonisierung von Wichtigkeit war, und wurden meist auch mit dem Zenturionen- und Dekurionenrang geehrt und waren frei von öffentlichen Lasten und Fronen[1]. Ein solcher Zenturio oder Primipilar



Siegeskrone.

spielte in seiner Heimatgemeinde eine große Rolle und nahm wohl ein Amt oder die Würde eines Patrons an. Besonders fähige Köpfe stiegen noch höher, auf den Posten von Legaten und Präfekten und drängten die Ritter in den Hintergrund. Die Kaiser selbst haben sie

[1] Von den onera (patrimoniorum) und munera personalia C. J. 7, 64, 9; D. 49, 18, 3; wenigstens zeitweilig (5 Jahre) nach einem ägyptischen Papyrus.

bloßen Liebhabern vorgezogen und ihnen eine Stellung eingeräumt, die sie den Beamten versagten; denn diese blieben immer abhängiger, absetzbarer als Offiziere. Im vierten Jahrhundert ist der Honor, das Zivilamt, in seiner Dauer beschränkt, die Militia unbeschränkt, und nur durch Einreihung in den Militärdienst gewannen auch Zivilbeamte eine feste Stellung.

Endlich entwickelte sich ein erblicher Soldatenstand, als auch andere Stände erblich wurden, und mußte das Eheverbot fallen gelassen werden [2]. Der Staat war froh, in den Lagerkindern einen sichern Nachwuchs zu erhalten.

---

[2] Nur sollten wenigstens die Offiziere keine Provinzialinnen heiraten; D. 23, 2, 63. Das Soldatenweib hieß focaria, concubina. C. J. 5, 16, 2.

Druckfehler.

Seite 3 Textzeile 2 v. u. lies **beschützten**.
Seite 87 Textzeile 9 v. o. lies **Nasiräer**.
Seite 106 Note 3: In multis articulis.
Seite 108 Note 3: dummodo.

Register.

Urteile über

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit

Bd. I: Untergang der heidnischen Kultur. 1902.

Bd. II: Anfänge der christlichen Kultur. 1904.

„Deutsche Kultur", März 1906: „Die Kultur der römischen Kaiserzeit ist mehrfach der Gegenstand ausgezeichneter Untersuchungen gewesen; es sei nur an die Werke von Friedländer, Marquardt und Seeck erinnert. Aber alle diese Werke hatten einen mehr gelehrten Charakter und verfolgten rein wissenschaftliche Zwecke. Das vorliegende Werk sucht zum erstenmal den interessanten Stoff einem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich zu machen, ohne doch die Grenzen der Wissenschaft zu überschreiten und auf selbständige Bedeutung zu verzichten. So ging das Bestreben des Verfassers dahin, die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine weitere Beleuchtung zu rücken und sie erstens in Beziehung zu setzen zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur, zweitens ihren wirtschaftlichen Untergrund breiter anzulegen und drittens sie nach ihrer räumlichen Ausbreitung weiter zu verfolgen, als dies in den bisherigen Werken der Fall war. Nach allen diesen Richtungen hat der Verfasser entschieden Neues und Wichtiges geboten. Beginnend mit einer ausgezeichneten Untersuchung über die Religion und Bildung der Römer, behandelt er die einzelnen Gebiete des sozialen, politischen und individuellen Lebens im kaiserlichen Rom mit einer solchen Vollständigkeit und Genauigkeit und dabei in so anziehender und edler Weise, daß sein Werk in der Tat den weitesten Kreisen nicht dringend genug empfohlen werden kann und einen unerschöpflichen Stoff an geschichtlicher Belehrung darbietet. Vortrefflich ist, um nur dies herauszuheben, das öffentliche Leben in Rom behandelt, die Gerichtspflege, die Schauspiele, die Jagd, der Natursinn der Römer usw.; aber auch die Verhältnisse der Sklaverei, ihres Einflusses auf die Sitten, die Fragen der römischen Verwaltung können nicht lehrreicher dargelegt werden, als wie es von Grupp geschehen ist. Dabei drängt sich in diesen rein wirtschaftlichen und sozialen Abschnitten der katholische Standpunkt des Verfassers kaum irgendwo in aufdringlicher Weise hervor, wenn er auch natürlich auf die Beleuchtung des Ganzen nicht einflußlos geblieben ist und den Verfasser dazu verführt hat, die Zustände doch wohl etwas gar zu düster zu schildern, um den Gegensatz des Christentums in desto hellerem Licht erscheinen zu lassen. Nur wo Grupp das Christentum als solches berührt, verläßt ihn der historische Sinn, und er meint Wunder und übernatürliche Einflüsse zur Erklärung heranziehen zu müssen, wo für die Unbefangenen die Dinge doch im Grunde ganz einfach liegen. So gehört der Abschnitt über Jesus Christus, an sich ein kleines stilistisches Meisterstück und vielfach von einer bei einem Katholiken überraschenden Unbefangenheit, bei seinem Festhalten an gewissen dogmatischen Voraussetzungen doch eigentlich nicht in eine historische Darstellung hinein. . . . . . Für Grupp ist die Entstehung des Christentums und der Kirche, die für ihn natürlich identisch sind, schließlich doch ein unnatürliches Wunder. Anerkennenswert bleibt hiernach nur die Unbefangenheit, mit welcher er alsdann doch die Verhältnisse und die Entwicklung der christlichen Gemeinden darstellt, da hier seine Darlegung, wenn irgend etwas, zeigt, daß es auch bei diesen Dingen höchst menschlich, allzu menschlich zugegangen ist. Im übrigen gehören gerade diese bezüglichen Abschnitte im zweiten Bande seines Werkes zum Besten, was man über den Gegenstand lesen kann; und wenn man dem Verfasser auch nicht in allen Punkten beizustimmen vermag, so ist es doch höchst dankenswert, den verwickelten Stoff, den man sich sonst meist aus theologischen Werken mühsam zusammensuchen muß, hier zum erstenmal übersichtlich und populär entwickelt zu haben."

Prof. Artur Drews.

Wie der erste legt auch der zweite Band Zeugnis ab von weiter Ausdehnung des Gesichtsfeldes, von ergiebiger Benutzung der Quellen, von staunenswerter Kenntnis der Literatur. In der Werkstatt des Verfassers wird mit der Umsicht und Genauigkeit des gelehrten Fachmannes gearbeitet; was er aber als Arbeitsertrag der Öffentlichkeit übergibt, ist frei von Exklusivität, welche sich nur an ebenbürtige Fachgenossen wendet. Das lesende Publikum schuldet solcher Entsagung Dank. Ein Werk wie Dr. Grupps Kulturgeschichte bietet auf jeder Seite gewiß mühelose, aber durchaus wissenschaftliche Belehrung; im ganzen wirkt es als schönes Denkmal unverdrossenen Gelehrtenfleißes, der mächtig ausholenden Arbeitsweise, die nicht abnehmen darf, weil so viel schon geleistet wurde, sondern zunehmen muß, weil so viel noch zu tun bleibt. Die Anfänge der christlichen Kultur sind mitten in ihre Umwelt hineingestellt; es wird also nicht bloß die religiöse Kulturarbeit geschildert, sondern auch die profane Kulturlage; in dieser nicht bloß eine oder die andere Seite besprochen, sondern deren erschöpfende Darlegung erstrebt und erreicht.

Ein so hochbedeutendes wissenschaftliches Werk, welches durch umfassende Kenntnis der Quellenzeugnisse und Forschungsergebnisse ausgezeichnet und zugleich jedem Gebildeten zugänglich ist, hat Anspruch darauf, en bloc beurteilt zu werden, nach der Methodik der Arbeitsweise, nach der geleisteten Arbeit und deren Ertrag. Bei solcher Fülle des Besprochenen und Gebotenen wäre es ohne Zweifel möglich, Einzelheiten hervorzuheben, an denen mehr oder minder berechtigte Teilkritik geübt werden mag. Aber sehr viel wichtiger dünkt uns, daß dem Verfasser und seinem Werk werde, was ihnen von Rechts wegen gebührt: hohe Anerkennung und dankbare Aufnahme.
(P. Nostitz-Rieneck S. J., Hist.-Pol. Blätter.)

Das Wirtschaftliche, das in den Kapiteln 66 bis 73 für beide Perioden gemeinsam behandelt wird, ist glänzend ausgearbeitet, wie die Darstellung überall elegant und in gutem Sinne populär ist. (Leipzig, Literarisches Zentralblatt.)

Mit wissenschaftlicher Tiefe, die vorzugsweise an die primären Quellen geht, verbindet sich gefällige Anmut der Darstellung, die den Leser zu fesseln versteht. Wiederholt veranschaulichen Illustrationen den Text, unseres Erachtens in wirksamerer Weise als im ersten Bande. Das Buch gehört, so meinen wir wenigstens, in die Hände gereifter Leser: hier wird es sich als eine Macht beweisen, die geschichtlich sehen und in vielen Fällen das Gegenwärtige aus seinem Werden begreifen lehrt.
(Literarische Rundschau.)

In den Jahresberichten für Geschichtswissenschaft rühmt Liebenam die sorgfältige Darstellung und die Quellenkunde; in der „Deutschen Kultur“ von Driesmans spricht Professor Dr. Drews von ausgezeichneten Untersuchungen und rühmt gerade die Partien, die ihm als Anhänger Hartmanns am wenigsten zusagen, als das Beste, was man darüber lesen könne. Martin Spahn schreibt im Literarischen Ratgeber: Wenn ein so tüchtiges Buch von allgemeinem Interesse nicht in zwei bis drei Jahren vergriffen ist, so muß bei der Orientierung der Leserwelt noch viel gesündigt worden sein. Hier hat die Presse offensichtlich ihre Pflicht der Aufklärung nicht genügend erfüllt.

Die Kultur der alten Kelten und Germanen

Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte

XII und 319 Seiten 8°, mit 156 Abbildungen. 1905.

Eine zweite Auflage ist in Vorbereitung.

Gründliche Durchdringung des Stoffes auf dem Boden reichster Belesenheit und vernünftigen Urteils, Gewandtheit der Darstellung, die trotz des bisweilen undankbaren Gegenstandes volkstümlich ist, ohne unwissenschaftlich zu werden, sowie der ganze Ton, der nicht nur aus dem Verstande, sondern aus dem Herzen stammt, machen das Buch zu einem ebenso belehrenden als erwärmenden . . . Die Lebendigkeit seines Wissens, mit der er Gegenwart und Vergangenheit, Heimat und Fremde in vergleichende Verbindung zu bringen versteht, ist staunenerregend. So wirkt er, wenn auch nicht überall überzeugend, so doch stets anregend. Eine Anzahl geschickt ausgewählter, gut wiedergegebener eingeordneter Abbildungen unterstützen das belehrende Werk. (Lit. Zentralblatt 1906.)

Es war ein großes Unternehmen des Bibliothekars Grupp zu Maihingen, gemeinverständlich zusammenzufassen, was die ur- und vorgeschichtliche Forschung über Jäger- und Hirtenvölker der Steinzeit (Einleitung), das Stammvolk der Indogermanen (1. Abschnitt) und dessen westliche Äste, Kelten (2.) und Germanen (3.), auf Grund von Zeugnissen des Altertumes und ausgegrabenen Funden lehrt. Besonders die angedeutete Gliederung und Sonderung ist und bleibt voraussichtlich schwierig. Der Verfasser verhehlt sich diese Schwierigkeiten nicht. Ich meine, um so mehr muß man ihm danken, daß er seine reiche Kunde dieses dämmerigen Gebietes nicht unter den Scheffel stellen, sondern weiteren Kreisen zugänglich machen wollte. Es ist daraus ein höchst lehrreiches und anregendes Buch geworden. Trefflich unterstützen den Zweck des Buches die 165 in den Text eingestreuten Bilder, deren Herkunft der Verfasser vorn unter ihrem Verzeichnisse angibt, und ein gutes Register am Schlusse. Wer tiefer graben und Einzelnes prüfen will, findet im Verzeichnisse der wichtigsten Literatur (S. 304 307) nützliche
(Sander.)

Das Verzeichnis der benutzten Literatur und vor allem die zahlreichen Anmerkungen unter Text bezeugen die wissenschaftliche Gründlichkeit der Darstellung und verraten eine …eitete Belesenheit des Verfassers besonders in den antiken Autoren, deren Zeugnisse er im allgemeinen höher zu bewerten geneigt ist als die Erzeugnisse der prähistorischen Forschung. (Grenzboten 1906.)